This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

90. d. 3

Predigten aus der Gegenwart.

Predigten

aus der Gegenwart.

Von

D. Carl Schwarz,
Oberhofprediger und Oberconsistorialrath zu Gotha.

Dritte Sammlung.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1865.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
20 OCT. 1943
OF OXFORD

Inhalt.

I. Festpredigten.

Seite

1. Die ewige Jugend. (Neujahrspredigt.) 3
2. Die Jugend Christi, ein Bild und ein Vorbild. (Epiphanienpredigt.) 17
3. Hier schon Auferstehen! (Osterpredigt.) 30
4. Der Gruß des Abschieds. (Himmelfahrtspredigt.) 43
5. Die Herrschaft des Geistes. (Pfingstpredigt.) 55
6. Unser deutsches Volk hat recht gekämpft, darum ward es gekrönt. (Predigt, gehalten bei der funfzigjährigen Gedächtnißfeier der Leipziger Völkerschlacht, am 18. October 1863.) 69

II. Predigten über freie Texte.

7. Die Wunder des Geistes. 85
8. Christus im Schiff. 98
9. Fahre auf die Höhe! 109
10. Die überschwengliche Liebe. 122
11. Die Liebe unter dem Kreuz und an dem Kreuz. 133
12. Die Fußwaschung. 145
13. Das letzte Mahl. 158

Predigten aus der Gegenwart.

Predigten

aus der Gegenwart.

Von

D. Carl Schwarz,
Oberhofprediger und Oberconsistorialrath zu Gotha.

Dritte Sammlung.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1865.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
20 OCT. 1943
OF OXFORD

Inhalt.

I. Festpredigten.

Seite

1. Die ewige Jugend. (Neujahrspredigt.) 3
2. Die Jugend Christi, ein Bild und ein Vorbild. (Epiphanienpredigt.) 17
3. Hier schon Auferstehen! (Osterpredigt.) 30
4. Der Gruß des Abschieds. (Himmelfahrtspredigt.) 43
5. Die Herrschaft des Geistes. (Pfingstpredigt.) 55
6. Unser deutsches Volk hat recht gekämpft, darum ward es gekrönt. (Predigt, gehalten bei der funfzigjährigen Gedächtnißfeier der Leipziger Völkerschlacht, am 18. October 1863.) 69

II. Predigten über freie Texte.

7. Die Wunder des Geistes. 85
8. Christus im Schiff. 98
9. Fahre auf die Höhe! 109
10. Die überschwengliche Liebe. 122
11. Die Liebe unter dem Kreuz und an dem Kreuz. 133
12. Die Fußwaschung. 145
13. Das letzte Mahl. 158

III. Predigten über die Zehn Gebote.

Seite

14. Das Geſetz. 171
15. Das erſte Gebot. (Der Eine Gott und die vielen Götzen.) . . 184
16. Das zweite Gebot. (Fluchen und Schwören.) 199
17. Das zweite Gebot. (Troſt und Gebet.) 212
18. Das dritte Gebot. (Der Feiertag.) 224
19. Das vierte Gebot. (Die Ehrfurcht gegen die Aeltern.) 237
20. Das vierte Gebot. (Die Pflicht der Kindererziehung.) 249
21. Das fünfte Gebot. (Das Heiligthum der menſchlichen Perſönlichkeit.) 262
22. Das ſechste Gebot. (Das Heiligthum der Ehe.) 274
23. Das ſechste Gebot. (Die Heilighaltung der Ehe.) 287
24. Das ſechste Gebot. (Die Herrſchaft des Mannes.) 301
25. Das ſechste Gebot. (Der Ehe Bruch und Scheidung.) 313
26. Das ſiebente Gebot. (Die Unverletzlichkeit des Eigenthums.) . 326
27. Das achte Gebot. (Das Heiligthum der Ehre.) 339
28. Das neunte und zehnte Gebot. (Die böſe Luſt.) 350

I.

Festpredigten.

1.

Die ewige Jugend.

(Neujahrspredigt.)

Bis hierher haſt du geholfen, gütiger Gott und Vater! Du haſt uns wieder eine Friſt des Lebens geſchenkt; der Todesengel, der wol manchem in unſerer Nähe die kalte Hand reichte, iſt an uns vorübergegangen. — Wir ſind wieder an dieſem Neujahrsmorgen in deinem Heiligthum verſammelt, noch freuen wir uns dieſes Erdenlichtes in Geſundheit und Kraft. Wir danken dir, Herr, und preiſen deinen Namen! Bis hierher haſt du geholfen! Du haſt uns die Wege des Schaffens gebahnt und der Menſchen Herzen erſchloſſen, und unſerer Hände Arbeit geſegnet! Du haſt auch viel ſtilles Glück in unſer Schickſal hineingewoben, viel Liebe und Freude, und unſer Haus wohlbewahrt. Auch manche dunkle, ſorgenvolle Stunde haſt du über uns aufgehen laſſen und manche ſchwere Bürde und Krankheit auf uns gelegt, und durch bittern Schmerz die Seele geprüft. Aber du haſt uns hindurch geholfen bis hierher! Du haſt die Kraft gegeben, die Sorgen

zu verscheuchen und das Schwere zu tragen. Du hast uns getröstet in unsern Thränen, daß wir nicht verzagten. Wir danken dir, Herr, und hoffen auf dich. Ja! wir vertrauen auf deine unendliche Liebe. Wir wissen es nicht, was dies neue Jahr uns bringen wird, das einer dunkeln Wetterwolke gleich drohend heraufzieht; aber getrosten Muthes treten wir durch seine Pforten ein, denn das Eine wissen wir, daß weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Tod noch Leben, weder Hohes noch Tiefes uns scheiden kann von deiner Liebe, o Vater, die in Jesu Christo offenbar geworden! Amen.

Text: Jesaias 40, 31.

Aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden.

Der Jahresabschnitt, an dem wir heute stehen, der zur Berechnung der Erdenzeit dient, und durch den Umlauf der Erde um die Sonne gebildet wird, ist an sich selbst von keiner höhern Bedeutung als jeder andere Zeitabschnitt. Er ist nur ein verschwindender Punkt, ein mitfortströmender Tropfen in den rastlosen Wogen der Zeit, die nirgends ausruht, nirgends feste und abgeschlossene Grenzen hat. Und doch ist dieser Anfang eines neuen Sonnenjahres für uns Erdengeschöpfe, die wir mit dem Maß der Zeit messen und an ihr unser Leben verrinnen sehen, die wir den unendlichen Fluß des Werdens in bestimmte Abschnitte, in starre Massen zerlegen, von hoher, uns alle tiefbewegender Bedeutung. Es ist dies Jahr, das nun wieder dahingeflossen, ein Stück unsers Lebens! Es ist in diese fliehende Zeit hineingeflochten unser Hoffen und Lieben,

unſere Freude und unſer Schmerz, unſer Streben, Sorgen, Irren und Kämpfen! Und läßt die Zeit ſelbſt ſich nicht gebieten und anrufen, auch nur einen Augenblick ſtillezuſtehen, wir ſtehen ſtill im Geiſte, wir ruhen aus in der Betrachtung, wir blicken noch einmal wehmüthig grüßend zurück, wir ſchöpfen an dieſer Ruheſtätte neuen Athem, neue Kraft, neue Entſchlüſſe zum Weitergehen. Ja, es erſcheint uns das alte Jahr wie ein alter Freund, mit dem wir eine Strecke gegangen, der manches ſtille Leid mit uns getragen und uns tief ins Herz geſchaut. Wir können uns nicht von ihm auf immer trennen, ohne Abſchied zu nehmen. Es iſt ja unſer eigenes Bild, unſere eigene Vergangenheit, unſer eigenes dunkles Streben, das hinter uns in Nebel zurückſinkt. Aber nicht ein Abſchiedsgruß allein iſt unſer Neujahrsfeſt. Es iſt zugleich ein Gruß des Willkommens. Die Thore des neuen Jahres thun ſich weit vor uns auf. Wir heißen die neue Zeit der Zukunft willkommen. — Altes und Neues treten nahe aneinander und reichen ſich die Hände. So iſt denn auch die Stimmung dieſes Neujahrstages eine wunderbar gemiſchte. Aus Altem und Neuem, aus Erinnerung und Hoffnung, aus Bleiben und Vergehen, aus Wehmuth und frohem Muth. Die Wehmuth iſt es, welche uns bei dem Rückblick auf die Vergangenheit ergreift. Wir ſind wieder ärmer geworden! Immer näher tritt nun auch an unſere Altersgenoſſen der Tod, ſodaß wir meinen, den Kornhalmen zu gleichen, die der Schnitter nur noch nicht berührt hat, während neben ihnen ſchon viele von ſeiner Senſe gefallen! Wir blicken auf die friſchen Gräber, die dieſes Jahr gegraben, und ſie ſprechen zu uns: die treuen Herzen, die darunter liegen, ſchlagen nicht mehr dir entgegen, ihre Liebe umfaßt dich nicht mehr, ihr Wirken und Streben iſt nicht mehr deines Lebens Luſt. Und

dies Gefühl der Wehmuth wird begleitet von einem andern, dem der Reue und Unzufriedenheit. Wie viel haben wir wieder versäumt in diesem Jahre! Wie viele Kräfte vergeudet! Wie viel Zeit verloren! Wie anders ist alles geworden, als wir es uns vorgenommen! Wie weit, weit sind wir abgekommen von dem hohen Ziel, das uns vorgesteckt war! Und wie ist es mit dem frohen Muth, der uns in die neue Zeit hinübergeleiten soll? Auch er ist begleitet von einem andern Gefühl. Von dem unserer Vergänglichkeit. Von der überwältigenden Gewißheit, daß wir immer näher und mit immer mehr beflügeltem Schritt unserm Ende entgegengehen. Wir sind nicht allein ärmer, wir sind auch älter geworden. Und haben wir auch den Muth zu sterben und mit gefaßtem Sinn den Tod zu erwarten; wol viele unter uns haben nicht den Muth, alt zu werden, dem eigenen allmählichen Absterben mit Ruhe zuzuschauen. Wol ist das das Schwerste. Und die bitterste Erdenempfindung die, daß wir wieder herabsteigen von den heitern Lebenshöhen, daß von dem schäumenden Becher der Jugend uns nur die bittere Hefe übrigbleibt; daß das Ende des fröhlichen Anfangs so traurig, so gebrechlich ist. Wol ist das die höchste Weisheit, das Alter zu bannen und zu bezwingen. Aber — vermögen wir es denn? Oder ist sie ein Traum: die ewige Jugend? Nicht das vermögen wir, der Sinne allmähliches Abnehmen ganz zu wehren, so sehr wir auch ankämpfen mit dem Geiste, so groß auch des Willens Gewalt über den Körper ist. Es schwindet allmählich der Augen Licht, langsamer rollt das Blut in den Adern, schwerer wird der Glieder Bewegung, auch die Kräfte der Erkenntniß, des Gedächtnisses und der Erfassung der Dinge werden stumpfer, starrer, und stiller ist alles geworden. Und dennoch gibt es eine ewige Jugend.

Es gibt einen Aufſchwung des Geiſtes, von dem wir nicht wieder herabſinken. Es gibt eine fröhliche Hoffnung, die noch um die Schläfen des Alters ſich windet. Es gibt eine herzliche Theilnahme für alles, was menſchlich ſchön und groß iſt, für alle Leiden und Freuden der Menſchen um uns her, die uns mit der Jugend warmem Blut erfüllt.

Von dieſer ewigen Jugend des Geiſtes will ich heute zu euch reden. Zu dieſen Höhen des Lebens will ich mit euch aufſteigen, von denen ihr nicht wieder herabſinken ſollt! Ich frage zuerſt: Worin beſteht dieſe ewige Jugend? Und antworte: 1) Sie iſt ein Aufſchwung wie auf Geiſtesflügeln. 2) Sie iſt nichtermüdende Liebe.

Und ich frage weiter: Wie gewinnen wir dieſe Jugend? Und antworte: Dadurch, 1) daß wir aus den Quellen der Ewigkeit ſchöpfen, 2) daß wir für die Zeit wirken und mit ihr vorwärts ſchreiten.

Dieſe Jugend iſt ein Aufſchwung wie auf Geiſtesflügeln. Das iſt in unſern Textesworten ſo ſchön ausgeſprochen: „Die auf den Herrn harren, gewinnen neue Kraft, daß ſie auffahren mit Flügeln wie die Adler.“ Ja, das iſt Jugend! Begeiſterung, Erhebung der Seele, ein freier Flügelſchlag, fröhliche Hoffnung, immer neues Auffahren, immer friſche Kraft. Das iſt die Jugend, die bleibt. Und wo ſie nicht iſt, da iſt es auch mit der Jugend ſo bald vorüber. Was iſt ſie dann noch? Sind es die rothen Wangen, die in wenigen Jahren verblühen? Iſt es die Kraft der Glieder, die ſo leicht gebrochen wird? Sind es ſtarke, aufwallende Leidenſchaften, die ſich ſelbſt verzehren? Oder ein leicht beweglicher Sinn, der mit Trübſal und Kleinmuth endet? Iſt es eine Begeiſterung, die verfliegt wie leerer Schaum? O, wir ſahen wol ſchon oft in unſerm Leben ſolchen falſchen Jugendſchein, ſolch Blühen

und Prangen, das rasch wieder welkte, so schöne Hoffnungen, die völlig betrogen wurden! Wie viele Jünglinge begegneten uns schon im ersten Wettlauf des Lebens, in den Jahren freiesten wissenschaftlichen Strebens auf den Hochschulen Deutschlands, die so schön und kraftvoll dastanden, leuchtend in der Jugend Glanz, erfüllt von den hohen Idealen, die an ihrer Seele vorüberzogen, keck herausfordernd die kleine und gemeine Welt! Und sahen wir sie nach einem Jahrzehnt wieder, da sie Männer geworden, wie anders, wie trübselig ihr Anblick! Wie bald war diese Begeisterung erloschen und diese Hoffnung niedergesunken! Wie verzagt und matt war der Sinn geworden, wie klein und eng das Streben, nur auf das nächste Ziel, nur auf das äußere Fortkommen gerichtet! Wie bald war durch äußere Noth an die Stelle der Freiheit die Sklaverei getreten! Wie frühe war der kecke Kampf mit dem Leben aufgegeben und ein feiger Friede mit der gemeinen Nützlichkeit, mit der Lüge und all dem hohlen Form- und Scheinwesen dieser Welt geschlossen! Wie bald war die schöne Kraft gebrochen und die Füße müde geworden schon im ersten Lauf! O das war keine Jugend mehr, das war schon das welke, verzagende Alter. Das war nicht ein Auffahren, wie mit Adlersflügeln; eine immer neue Kraft, nein, das war ein Niedersinken aus den Höhen, eine Lähmung der Seele! Das war keine Begeisterung, nur ein Aufflackern der Leidenschaft!

Und wieder, wie oft haben wir die Jugend des Geistes in ungebrochener Kraft, in voller Frische und Fröhlichkeit mit dem ganzen Feuer der Liebe bei den Alten und Aeltesten geschaut! Wie oft namentlich bei denen, welche jene große Zeit des Kampfes mit durchgekämpft als die Führer und Berather ihres Volks und nicht aufhörten, mit ihrem Volke fortzu-

leben und zu ihm zu reden mit begeiſtertem Wort. Sie waren nicht alt geworden und wenn ſie auch über das der großen Zahl geſetzte Maß, der ſiebzig und achtzig Jahre, hinausgeſchritten! Sie waren nicht alt geworden, darum, weil ſie nicht untreu geworden ſich ſelbſt, weil ſie die Ideale der Jugend in begeiſterter Liebe ſich treu bewahrt. So hatten ſie denn, wie der Dichter ſagt, das, was ſie in der Jugend erſtrebt, im Alter die Fülle. Sie waren nicht alt geworden, darum, weil ſie ein Leben im Geiſte geführt, das ihnen niemand, auch die zerſtörende Zeit nicht rauben konnte, weil ſie aus dem friſchen Born des Geiſtes getrunken, aus dem ihnen immer neue Jugend entgegenſprudelte. Wol iſt die Begeiſterung eine andere im reifen Mannes- und im Greiſenalter! Verſtändiger und gerechter beurtheilen wir als Männer die Menſchen und die Verhältniſſe, maßvoller wird unſer Thun, geräuſchloſer und nachhaltiger unſer Wirken; auch die Schwächen und Vorurtheile der Menſchen ſollen wir ja kennen lernen und mit mildem Sinn aufnehmen in unſere Ueberlegung; wir ſollen auch die ſchwere Kunſt des Wartens lernen und des mühſamen und langſamen Fortſchreitens, und das Ungeſtüm der Jugend mäßigen durch des Alters Weisheit; aber nie und nimmer ſollen wir das hohe und ewige Ziel aus dem Auge verlieren, nicht abfallen von dem Einen lebendigen Gott der Wahrheit zu den Götzen der Eitelkeit und des leeren Scheins; — die Liebe des Alters ſoll auch die unſerer Jugend ſein! Ja, ſo ſei es mit uns! Dann werden auch wir auffahren immer von neuem wie mit Adlersflügeln und nicht müde werden im Lauf. Auffahren von jeder Schwäche und Verzagtheit, vom Krankenlager und vom Grabe der Unſern, von Nahrungsſorgen und äußerer Bedrängniß, immer von neuem auffahren mit den unſichtbaren und unzerſtörbaren

Flügeln des Geistes zu der Hoffnung Höhen! Und nicht müde werden! Nein! Wir werden es nicht. Des Alters traurige Müdigkeit, die Lebens-Sattheit und Gleichgültigkeit sinkt nicht auf unsere Augen nieder. Aber merket wohl: selbst die reinste Begeisterung kann sich ausleben und müde werden im Alter, wenn sie nur eine Begeisterung der Erkenntniß ist; für die vorwärtsbringenden Arbeiten der Wissenschaft, für die unvergänglichen Werke der Kunst, für alles, was wahr ist und schön, wenn sie nicht zugleich eine Begeisterung der Liebe ist, der nicht müde werdenden Liebe. Sie allein erhält uns jung. Sie allein nimmt im Alter nicht ab, wenn alle andern Geisteskräfte sich abstumpfen, sie wird nur immer milder und reiner und vollkommener. Gleich einer Flamme, in deren Licht die unreinen Theile allmählich hinweggeschmolzen werden. Ohne sie erstarrt auch der lebendigste Sinn. Ohne sie wird ausgesogen auch des Geistes reichste Fülle. Sie ist es, die den ganzen Geist wie mit dem Lebenssaft erhält und alles, was starr nnd verknöchert werden will, wieder weich und flüssig macht, alles was sich trennen und für sich bestehen will wieder hineinzieht in die lebendige Gemeinschaft, und also vor dem Tode rettet. Sie erhält das Herz warm und den Sinn offen und das Auge hell. Sie wird nicht müde. Sie ist ja ihrem innersten Wesen nach unermüdlich. Der Liebe Augen schließen sich nicht zum Schlummer, auch nicht wenn des Lebens Abend herniedersinkt und die letzte Nacht sich naht!

Und damit sind wir schon zur Beantwortung unserer zweiten Frage hinübergeführt.

Wie gewinnen wir diese ewige Jugend? Wir alle können sie gewinnen. Sie ist nicht eine Gabe, die nur wenigen Bevorzugten, den Geistreichen und Hochbegabten zu Theil wird, sie ist nicht eine Anlage des Temperaments; sie ist ein sittliches

Gut, und kann darum von allen errungen werden. Wir widerstehen den Zerstörungen der Zeit, wenn wir nicht aus der Zeit, sondern aus der Ewigkeit schöpfen, wenn wir nicht aus der Zeit leben, wol aber für sie wirken und mit ihr fortschreiten.

Was heißt das: Aus der Ewigkeit schöpfen? Das heißt: In dem Ewigen selbst, in Gott gegründet sein. Ueber der Zeiten Lauf hinausschauen zu ihm. Ihm vertrauen. Auf ihn harren. Wie es in unserm Texte heißt: „Die auf den Herrn harren, gewinnen neue Kraft.“ Das heißt, an seine sittliche Weltordnung glauben; an den Sieg des Guten, auch dann, wenn wir unterliegen, wenn alles um uns her dunkel wird, und der sichere Grund unsers Lebens weicht, wenn unsere liebsten Hoffnungen uns täuschen, unsere treuesten Freunde uns verlassen, auch dann noch auf ihn harren, zu ihm beten und sprechen: Gott, ich weiß, du bist mein Gott, du kannst mich nicht verlassen, du hast dich nur verhüllt auf eine Zeit, deine Liebe wird wieder hervorbrechen und mir leuchten auf dem Wege. Aus der Ewigkeit schöpfen, d. h. das was hoch und unveränderlich über dem Wandel der Dinge steht, treu im Herzen bewahren; die ewigen Gesetze des Rechts ehren, die ewige Wahrheit, die sich in unserm Gewissen bezeugt, hochhalten und für sie kämpfen, Liebe und Treue und Freundschaft wie in einem heiligen Schrein bergen, und alles das was sich über die eitle Mode des Tags und die Laune der Zeit, über den Reiz des Augenblicks, über das Urtheil der urtheilslosen Menge, über den treulosen Wechsel der Dinge erhebt; alles das, was ewig menschlich und echt menschlich ist, was in unserm Gemüthe lebt und fortlebt, was ein Gebot ist für alle Zeiten und darum hell in unserm Innersten wiederklingt, festhalten und zu unserm Eigenthum machen.

Wer also aus dem Quell des ewigen Lebens schöpft, dessen Seele verschmachtet nicht in dieser Zeit, der bleibt auch in der ewigen Liebe, die der nicht versiegende Brunnen aller menschlichen Liebe ist und sie mit immer frischem Wasser tränkt.

Der aber, welcher nur aus der Zeit lebt, von den wechselnden Vergnügungen und Aufregungen des Tages zehrt, alle Thorheiten der charakterlosen Mode, nicht in Gewändern allein, auch in Worten und Gedanken und Lebensgrundsätzen mitmacht, alle Stichworte der Parteien gläubig wiederholt; ein solcher verzehrt sich auch bald in der Zeit, er wird abgenutzt und ausgehöhlt von ihren Wellen, wie der festeste Stein durch den fallenden Tropfen; er wird alt und müde.

Und doch, meine Freunde, schöpfen wir auch aus der Ewigkeit neue Kraft, wir sollen doch für die Zeit wirken und mit ihr vorwärts schreiten. Ihr habt es wol oft schon vernommen, wie als das wirksamste Mittel gegen das nahende Alter nicht aufhörende Thätigkeit gepriesen wird. Und sie ist es in Wahrheit. Jede Kraft ermattet, wenn sie nicht geübt wird; jede Gabe verkümmert, wenn sie nicht zur freien Entfaltung kommt. Ihr sollt wirken, heißt es ja schon in der Schrift, so lange es Tag ist. Nicht darin besteht die Kunst der Lebenserhaltung, die rechte Lebensweisheit, daß wir mit den Kräften sparen und geizen, sondern darin, daß wir sie üben und stählen und also erhöhen. Nicht aus dem unthätigen und zurückgezogenen Leben quillt uns neue Frische und Jugendkraft entgegen, nein! allein aus einem rechten, unermüdlichen und gesegneten Wirken, aus der täglich neuen Berührung mit den Menschenseelen in Freundlichkeit und hülfsbereitem Sinn, aus der Freude und dem Schmerz, die wir mit ihnen theilen, aus dem erhebenden Gefühl, etwas Gutes und Dauerndes zu schaffen, an einer Stelle zu stehen, von der Heil

ausgeht in die umgebende Gemeinschaft, und ein Fortschritt zum Bessern begründet wird.

Und so hängt denn mit diesem Wirken für die Zeit nothwendig zusammen das Fortschreiten mit ihr. — Wir können nicht anders auf sie stark und dauernd einwirken, als so, daß wir mit ihr fortschreiten. Sie schreitet ja selbst fort, wie mögen wir ihr denn unsern Geist und Willen einbilden, wenn wir nicht mehr in ihrer Mitte stehen, wenn ihre Fluten längst über uns fortgespült sind? O, meine Freunde, dieser Fortschritt ist etwas anderes, als was ich den treulosen Wechsel der Dinge und die oberflächliche, charakterlose Mode genannt habe. Dieser Fortschritt stammt selbst aus Gott, ist von ihm gewollt; er hat ihn in die Dinge und in die Menschenseelen und in die sittlichen Einrichtungen der Welt hineingelegt, als einen fruchtbaren Keim, der in der Zeit sich entwickeln und auswirken soll. Alles, was lebt, keimt und wächst und reift und hat also einen Fortschritt in sich, nur der Tod steht stille. — Wol wird es mit Recht als die dem Alter eigene Schwäche bezeichnet, dem Neuen sich zu verschließen und das Alte zu preisen, den Blick mit Widerstreben auf die Zukunft zu richten und immer wieder zu den vergangenen Tagen mit ihren Herrlichkeiten und Vorzügen, mit ihren Erlebnissen und Erfolgen, mit ihren Sitten und Gewöhnungen zurückzukehren. Aber machen die sich nicht selbst alt, welche also statt mit der Gegenwart zu leben und an ihrem warmen Pulsschlag sich selbst zu erwärmen, sich zurückleben in eine abgestorbene Zeit und sich mit dem Tode vermählen? O, möchten doch solche, welche für das Streben der Gegenwart nur harte Worte haben, bedenken, daß eine jede Zeit ihre Verirrungen und Ausschreitungen hat, ihre dunkeln Schatten und ihre Schossünden; daß aber diese Schatten nur da ge-

worfen werden, wo ein helles Licht leuchtet, daß dieſe Sünden nur Kehrſeiten großer Kräfte und eines dunkeln, mächtigen Strebens ſind und daß in einer jeden Zeit ſolche Neues ſchaffende, vorwärts bringende göttliche Kräfte wohnen, die wir lieben und ergreifen, und in deren Dienſt wir uns willig ſtellen ſollen. Gilt doch hier jenes Wort: Gott wirkt bis hierher, ja bis heute und bis in alle Zukunft, und wir ſollen die lebendigen Werkzeuge, die begeiſterten Träger und Verkündiger ſeines fortſchreitenden Wirkens ſein!

Wohlan denn, meine Freunde, das laßt uns heute geloben: nicht dem mürriſchen, mit der Gegenwart hadernden, nicht dem traurigen, hoffnungsloſen Alter wollen wir uns ergeben. Nicht untreu wollen wir werden dem Beſten in uns, dem, was wir einmal mit der erſten Liebe, mit jugendlicher Begeiſterung ergriffen, nimmer ſoll die Kraft und der Muth und die Fröhlichkeit der Jugend von uns weichen, nimmer verlöſchen das Feuer der Liebe. So wollen wir ungeſchwächt den Geiſt in die ſpätern Jahre bringen, nicht unſern Nacken beugen unter das ſelbſtgewählte Joch, nein, abwehren wollen wir dem andringenden Tode bis ans Ende, und durch des Willens Kraft, wenn auch der Körper verwittert und die Sinne ſtumpf werden, des Geiſtes eigenſtes Eigenthum uns erhalten. Ja, bis ans Ende wollen wir ſtärker und lebendiger werden durch jedes Handeln und reicher durch die ſich immer mehrende Fülle der Liebe, und alſo dem Alter die Jugend vermählen, daß raſche, fröhliche That und ernſte Weisheit einander die Hände reichen!

So ſoll es ſein, das wollen wir ergreifen und nicht wieder laſſen! Nicht Sklaven wollen wir werden, die bis dahin ihr Haupt frei und hochgetragen. Nicht einem unwürdigen Alter wollen wir erliegen, nicht ein Gegenſtand des Mitleids werden für andere, des Jammers für uns ſelbſt.

Und sprecht nicht, wie vermögen wir das, was nur das Geschenk eines gütigen Geschickes ist, uns selbst zu erkämpfen? Es ist nicht also. Diese ewige Jugend wird niemand als Geschenk gegeben, sie ist die Frucht einer freien, sittlichen That. Wir erringen sie uns als köstlichsten Preis; wenn wir auf jedem Schritte unsers Lebens mit vollem, bewußtem Streben abwehren den heimlich heranschleichenden Feind; wenn wir die Seele eintauchen in die stillen Gewässer der Ewigkeit und mit gestählter Kraft wieder hervorgehen, um zu wirken in dem uns zugewiesenen Kreise, um in allen Arbeiten und Kämpfen der Gegenwart neue Jugend, neues Leben zu schöpfen aus dem frisch pulsirenden Leben der Zeit!

Und du, allmächtiger Gott, von dem alle gute und vollkommene Gabe ausgeht, stärke unsere Kraft, befestige unsere Entschlüsse!

Wir flehen dich an für uns alle, laß uns nicht matt und müde werden im Lauf; gib uns neue Kraft! Wir flehen dich an für unser Volk. Nimm in deinen Schutz unser deutsches Volk, unser theures Vaterland! O, mache uns einig und stark, daß der gute Kampf durchgekämpft werde mit guten, ehrlichen Waffen. — Gib, daß dieser Krieg, welcher an den Grenzen unsers Vaterlandes sich erhebt für die gerechteste Sache, zum vollen, unzweifelhaften Siege führe; daß er unsere deutschen Brüder, die lange gemishandelten und geknechteten, endlich erlöse von den unwürdigen Fesseln, und von uns nehme die Schmach, die brennend auf uns liegt. Gib, daß dieser Krieg ein Reinigungsfeuer werde für uns alle, für das deutsche Volk, wie für die deutschen Fürsten und ihre Regierungen; daß sie durch gemeinsames Handeln, durch eine große vaterländische That sich erheben über den kleinen, eigennützigen Sinn, über Neid und Eifersucht, und sich selbst herausretten

aus dem tiefen, sittlichen Verfall, in welchen alles in diesem deutschen Bundesstaat versunken ist.

Segne auch dies Land und diese Stadt. Segne unsern theuern und vielgeliebten Landesherrn, unsern Herzog und seine Gemahlin, und erhalte den tapfern und deutschen Fürsten uns lange im Regiment, zum Heil und Frieden unsers Landes. Segne und schütze die von dir geordnete Obrigkeit, die das Schwert des Gesetzes trägt und den Schild der Wahrheit hält. Walte du mit deinem lebendigmachenden hellen Geiste über den Kirchen und Schulen dieses Landes, sammt allen ihren Lehrern und Dienern, auf daß sie fortschreiten auf den Wegen der Erkenntniß, von einer Klarheit zur andern, und mit gewissenhaftem Sinn und warmer Liebe dich bekennen in ihrem Leben und Wirken.

Segne alle Stände und Berufskreise, alle Arbeit der Hände, alle Thaten des Geistes, segne alt und jung.

Segne unser Haus, erhalte uns rein das Heiligthum unserer Familie und ihr stilles Glück.

Sei nahe allen, die dein Angesicht suchen; sei ein Erbarmer der Kranken auf ihrem Schmerzenslager, ein Tröster der Bedürftigen in ihrer kalten Kammer; aller, deren stille Thränen und Seufzer heute zu dir emporsteigen; laß in jede Dunkelheit hinabglänzen das Licht deiner Liebe, uns aber erwecke und erwärme, daß wir hingehen und Hülfe bringen und nicht müde werden. Amen.

2.

Die Jugend Christi, ein Bild und ein Vorbild.

(Epiphanienpredigt.)

Text: Lucas 2, 41—52.

Und seine Aeltern gingen alle Jahre gen Jerusalem auf das Osterfest. Und da er zwölf Jahre alt war, gingen sie hinauf gen Jerusalem, nach Gewohnheit des Festes. Und da die Tage vollendet waren und sie wieder zu Hause gingen, blieb das Kind Jesus zu Jerusalem, und seine Aeltern wußten es nicht. Sie meinten aber, er wäre unter den Gefährten, und kamen eine Tagereise, und suchten ihn unter den Gefreundeten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, gingen sie wiederum gen Jerusalem und suchten ihn. Und es begab sich nach dreien Tagen, fanden sie ihn im Tempel sitzen mitten unter den Lehrern, daß er ihnen zuhörte und sie fragte. Und alle, die ihm zuhörten, verwunderten sich seines Verstandes und seiner Antwort. Und da sie ihn sahen, entsetzten sie sich. Und seine Mutter sprach zu ihm: Mein Sohn, warum hast du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. Und er sprach zu ihnen: Was ist es, daß ihr mich gesucht habt? Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist? Und sie verstanden das Wort nicht, das er mit ihnen redete. Und er ging mit ihnen hinab und kam gen Nazareth, und war ihnen unter-

than. Und seine Mutter behielt alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

Wir stehen in der Epiphanienzeit. Das ist in der Zeit der Offenbarung der Herrlichkeit Christi, in Wort und That. Das eben verlesene Sonntagsevangelium ist der erste Strahl dieser Herrlichkeit, das erste Aufleuchten jener stillen und tiefen Glut, die in der Seele des Erlösers loderte. Es gibt uns diese Erzählung das erste uns bekannte Wort Christi, den Mittelpunkt seiner Lehre, die Losung zu seinen Thaten, den Schlüssel zu seinen Schicksalen. Es ist dies das einzige Stück, welches uns aus dem Jugendleben Christi aufbewahrt ist. Ihm geht eine durch mancherlei Wunder und Sagen ausgeschmückte Vorgeschichte voran. Ihm folgt dann sogleich die Erzählung von seinem ersten Auftreten am Jordan, von seiner Taufe durch Johannes. Achtzehn Jahre liegen in der Mitte zwischen diesen beiden Punkten, zwischen den ersten Lehren des zwölfjährigen Knaben im Tempel und der Verkündigung des Messias: „Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen." Ueber diese achtzehn Jahre, über dies stille Wachsen, Zunehmen und Reifen zum großen weltgeschichtlichen Berufe wissen wir nichts. Wir vermögen nicht einen Blick zu thun in die innere Werkstätte seines Geistes, in das Werden des Weltheilandes, wir schauen nur den ersten Keim und die reife Frucht. Aber den lebendigen Keim der ganzen Zukunft schauen wir hier schon, in dieser einfachen Erzählung, wir haben hier alles zusammen was in der spätern Zeit, wenn auch reicher, vollkommener und klarer, als der Mittelpunkt von Christi Leben und Lehren an das Licht getreten ist. Seinen Gehorsam unter das jüdische

Geſetz und zugleich ſein freies Hinausſchreiten über dies Geſetz, ſein Leben aus Gott und in ihm, ſeine Gewißheit der Gotteskindſchaft, und ſeine demüthige Unterordnung unter die Aeltern, unter alle ſittlichen Ordnungen der Welt; das Licht der innern Offenbarung, das in ihm aufleuchtete, unmittelbar und urſprünglich aus der Quelle des ewigen Lichts, und das allmähliche Zunehmen und Wachſen in jeder menſchlichen Erkenntniß und Weisheit.

Vergleichen wir die Erzählung unſers Sonntagevangeliums, dies erſte Wort Chriſti, mit der des nächſten Sonntags, mit ſeiner erſten That auf der Hochzeit zu Cana, ſo ſpiegelt ſich in beiden mit voller Klarheit all das ſpätere Lehren und Wirken des Erlöſers ab.

Die Summe ſeiner Verkündigung iſt: die Hinweiſung nach oben, zu dem himmliſchen Vater, dem einigen Vater unſer aller, aus dem wir alle geboren ſind und wiedergeboren werden ſollen; die Summe all ſeiner Thaten iſt die Erhebung zu ihm, die Weihung des irdiſchen Lebens durch ſeinen heiligen Geiſt — die Verwandlung des Waſſers in Wein. Die Verwandlung all des Waſſers, das aus den Quellen der kleinen täglichen Bedürfniſſe, Sorgen, Anſtrengungen und Pflichten fließt, in den Feuerwein, der an der Sonne der göttlichen Liebe reift. Aber unſere Erzählung zeichnet ſich vor vielen andern dadurch aus, daß ſie ſo ganz natürlich iſt, und den Charakter vollſter, geſchichtlicher Wahrheit ſo unwiderſprechlich an ſich trägt. Kein Wunder begegnet uns hier, keine Stimme vom Himmel vernehmen wir, kein Engel erſcheint, um das verlorene und von den Aeltern lange vergeblich geſuchte Kind wiederzubringen; — alles iſt ſo einfach menſchlich, daß wir uns nicht einmal wundern dürfen; alles iſt ſo, als könnte es nicht anders ſein. Ja, auch

jenes bedeutungsvolle und tiefsinnige Wort von dem himmlischen Vater, welches die natürlichen Aeltern kaum verstehen, das aus dem Innersten von Christi frommem Gemüth hervorbricht und in welchem die geschlossene Knospe zuerst ihre Hülle sprengt, es ist doch wieder so ganz und echt kindlich, es hat so gar keinen Beigeschmack von dem, was die spätere Kirchenlehre daraus gebildet hat, es schließt sich so eng an den jüdischen Tempel, als die Wohnung des Herrn der Heerscharen an, daß wir von hier einen tiefern Einblick gewinnen, nicht in des Knaben Seele allein, nein, in die innerste, bewegende Triebkraft, welche dies ganze gottgeweihte Leben von seinem Anfang bis zu seinem Ende erfüllte!

So laßt uns denn von dieser kurzen aber köstlichen Geschichte, diesem kleinsten Bild im engen Rahmen, weiter dringen, das Leben Christi wie das unsere zu überschauen. Die Jugend Christi — ein Bild und ein Vorbild, das sei der leitende Gedanke unserer heutigen Betrachtung.

Es ist der zwölfjährige Knabe, der zum ersten mal in Gemeinschaft seiner Aeltern von Nazareth nach Jerusalem zieht, um hier das Osterfest zu feiern. Nach dem jüdischen Gesetz waren alle Männer des Volks ohne Ausnahme verpflichtet, dreimal im Jahre, am Oster-, Pfingst- und Laubhüttenfest vor dem Herrn zu erscheinen in seinem Heiligthum, im Tempel zu Jerusalem. Erst mit dem zwölften Jahre war es den Kindern gestattet an der Feier dieser hohen Feste theilzunehmen, erst in diesem Alter traten sie ein in die Reihe der mündigen und selbständigen Glieder der Gemeinde.

Also wurde es auch mit Christo gehalten. Mit dem zwölften Jahre zum ersten mal besuchte er den Tempel, wurde eingeführt in das Heiligthum seines Volks. Er war hinabgezogen mit den jubelnden Scharen der Wandernden, die in

großen Genoſſenſchaften einherzogen, unter Geſang und Zuruf, und denen ſich von Ort zu Ort immer neue Pilgerzüge anſchloſſen. Der Ausgang des Volks aus Aegypten, die wunderbare Errettung aus den Händen der Bedrücker durch den mächtigen Arm Jehovah's, die Verſchonung der jüdiſchen Erſtgeburt durch das Blut des Lammes: das waren die Wandergeſpräche der Feſtgenoſſen, die, in frommen Erinnerungen an die große Vergangenheit, der Hauptſtadt mit ihrem Tempel entgegenzogen.

Chriſtus zog mit ihnen. Auch er im Geiſte bewegt von dieſen heiligen Erinnerungen, von der Bedeutung des Paſſahfeſtes, des großen Verſchonungs- und Verſöhnungstages für das jüdiſche Volk. Auch er, der dieſem Paſſahfeſte einſt eine ganz andere geiſtige Bedeutung geben ſollte, der die Verſöhnung mit Gott nicht für das jüdiſche Volk allein, ſondern für die ganze Menſchheit, nicht durch das Blut des Lammes, ſondern durch ſein eigenes heiliges Blut zu ſtiften berufen war; auch er, für den dies Oſterfeſt einſt das letzte Abſchieds- und Todesfeſt wurde.

So ſehen wir, er ſteht noch ganz im Gehorſam unter der Sitte und dem Geſetz ſeines Volkes. Mit dieſem kindlichen Gehorſam, mit dieſer Ehrfurcht vor den heiligen Ordnungen, die ihn umgeben, beginnt er. So zieht er auch ſpäter noch jährlich nach Jeruſalem zu den hohen Feſten. In dieſem Sinne ſpricht er das Wort: „Ich bin nicht gekommen aufzulöſen, ſondern zu erfüllen.“ Alſo beſucht er den Tempel als die Wohnung ſeines Vaters, er, der ſpäter das große Wort zur Samariterin am Brunnen ſpricht: „Nicht in Jeruſalem, nicht in Garizim ſollt ihr Gott verehren, denn Gott iſt ein Geiſt, und die ihn anbeten, ſollen ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten.“

Es iſt nicht ſo leicht, die ſcheinbaren Gegenſätze im

Geiſte Chriſti auszugleichen und zu verſöhnen. Und doch waren ſie bei ihm in den Tiefen des Gemüths verſöhnt. Er erhob ſich vom Gehorſam zur Freiheit, vom Geſetz zum Evangelium, vom Tempel zu Jeruſalem zur Anbetung im Geiſt, von den jüdiſchen Feſten zu den neuen Ordnungen ſeines Reichs. Er war ein Neuerer im höchſten Sinne des Worts, er hat die alte verweſende Welt dem Tode entgegengeführt und eine neue geſchaffen, mit neuem Geiſt die Menſchheit angehaucht, neue Gedanken eingeſchloſſen in neue Formen. Das iſt ja der tiefere Sinn jenes Wortes von dem neuen Weine, der nicht in die alten Schläuche gefaßt werden, von dem alten Gewande, auf das nicht ein neuer Lappen geſetzt werden ſoll. Er hat auf das Opferweſen im Tempel nie einen Werth gelegt, vielmehr mit den großen Propheten Jeſaias und Jeremias das Opfer des Herzens hoch über das der Farren und Böcke erhoben; er hat die Verordnung über die Heiligung des Sabbats ermäßigt und in ihre Schranken verwieſen, durch den großen folgereichen Gedanken, daß keine Arbeit der hülfreichen Liebe eine Entweihung des Sabbats ſei; daß keine wahrhaft menſchliche, ſittliche Pflicht dieſer äußerlichen Uebung weichen dürfe, daß, mit einem Wort, nicht der Menſch um des Sabbats willen, ſondern der Sabbat um des Menſchen willen da ſei.

Ja! Er war ein Neuerer im höchſten Sinne des Worts, für den nichts Aeußeres, ein Werk, ein frommer Gebrauch, eine Ceremonie Werth hatte, wenn es nicht aus dem Geiſte wiedergeboren, der ſich unter kein menſchliches Anſehen beugte, wenn die Stimme Gottes dagegen ſich erhob, der ſich nicht unter ein todtes Geſetz gefangen gab, wenn dies Geſetz das Menſchenherz mit ertödtete. Aber er war ein Neuerer im edelſten Sinne! Der nicht äußerlich mit ſchonungsloſer und

gewaltſamer Hand, nicht roh und zerſtörend eingriff in die alten Ordnungen, Gebräuche und Glaubensvorſtellungen, der vielmehr mit dem Verſtändniß hingebender Liebe hineindrang und ſich hineinlebte in die Sitten und Gedanken der Vorältern, der mit zarter Schonung das Abgeſtorbene hinwegthat und das Beſte, das Unvergängliche des alten Bundes in ſeinem Geiſte neu geſtaltete, der überall ein Erhalter war und ein Erneuerer zugleich; der nirgends mit dem Wort oder der That der Zerſtörung begann, ſondern überall mit dem der Auferbauung des neuen Lebens, der Liebe und Anerkennung, des Heils und Troſtes.

So war denn auch ſein erſtes Erſcheinen im Tempel! Wir finden ihn nicht in den weiten, von der Menge erfüllten Räumen des prachtvollen Baus, der von Herodes dem Großen in nie geſehener Herrlichkeit wiederhergeſtellt war; nicht unter den Opfernden am Altar der Verſöhnung; wir finden ihn in den umgebenden Hallen, in denen dem Unterricht, der Auslegung der heiligen Schrift, des Geſetzes und der Propheten eine ſtille Stätte geweihet war, mitten unter den Lehrern, ihnen zuhörend und ſie fragend. Ja, nicht lehrend, ſondern zuhörend und fragend! Das iſt wohl zu beachten. So ganz kindlich und anſpruchslos noch iſt dies Auftreten. Noch fragt er nur nach dem, was er ſich ſelbſt oft ſchon gefragt in einſamen Stunden; noch forſcht er nur nach dem tiefern Sinn der Schrift, nach der Aufhellung der dunkeln Weiſſagungen, nach der Erfüllung der Hoffnungen ſeines Volks; und doch, dies Fragen und Antworten iſt ſo wunderbar, ſo in die Tiefen dringend, ſo aus dem Innerſten ſchöpfend, daß alle, die ihm zuhören, ſtaunen über der Jugend Weisheit. Ja, wir ſehen in dem Knaben ſchon des ganzen künftigen Lebens Geſtalt vorgebildet! Sein Blick iſt nach innen gerichtet, abgewandt

von den sinnlichen Dingen, wie verloren in die Geisteswelt; hier ist seine Heimat, hier wohnen seine Gedanken, hier lebt seine Liebe; die ganze Außenwelt aber, des Festes Glanz, der Menschen Menge, der Aeltern Anwesenheit, Zeit und Stunde der Abreise, das alles zieht wie ein Schatten an seinem innern Auge vorüber, ohne daß er dessen achtet und dabei weilet. Und als nun die Aeltern, nachdem sie ihn vermißt, umgekehrt und nach langem vergeblichen Suchen ihn im Tempel wiedergefunden, da ist auf ihre vorwurfsvolle Frage die lichte Antwort: „Was ist's, daß ihr mich gesucht habt, wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist?" Welch eine Klarheit und Gewißheit über den innern Beruf, der ihm geworden, den er einst erfüllen sollte und dem gegenüber das ganze äußere Leben schon jetzt ihm als werthlos erscheint! Welch ein Wort innerster Offenbarung, das vom himmlischen Vater, dem er zu gehorchen, dessen Stimme er zu lauschen, dessen Gebote er zu erfüllen hat! Das war ja das Geheimniß seines Wesens, das war der Zauber seiner Persönlichkeit, diese über alle Erdenpflichten, über alle Erdenabhängigkeit hinausgehende Liebe zum himmlischen Vater, dies Einssein mit ihm, dies Hangen an ihm!

Ja, es war dies eine Offenbarung, und wir sollen uns nicht scheuen, dies Wort zu gebrauchen, deshalb, weil es so oft misbraucht und misverstanden ist. Es war dies eine innere Offenbarung, eine Wahrheit, die nicht angelernt oder erdacht, die nicht von außen durch Menschen oder Schriften, durch Erziehung und Unterricht an ihn gekommen, die sich ihm im Innersten bezeugte als eine göttliche Stimme, mit göttlicher Gewißheit! — Aber dies Lodern der innern Flamme, dies stille und tiefe Leben in Gott, diese Gewißheit, die höher als alles andere Wissen, erscheint uns um so herrlicher, weil

sie so menschlich und so völlig kindlich war, weil das schönste und reinste Kindesgemüth sich in ihr wiederspiegelte; weil mit der Erhabenheit des an die Aeltern gerichteten Wortes sich kindliche Demuth und Unterwürfigkeit verband. So heißt es ja in unserm Texte: „Und er ging mit ihnen hinab und kam gen Nazareth und war ihnen unterthan.“ Er war ihnen unterthan! Das vierte Gebot sollte von ihm nicht ausgelöscht werden durch das erste, der Gehorsam gegen die natürlichen Aeltern nicht aufgehoben werden, sondern geweiht durch den Gehorsam gegen den himmlischen Vater. „Er kam gen Nazareth.“ Das kleine ländliche Nazareth, das stille Galiläa nahm ihn wieder auf. Aber er verschmähte nicht diese Abgeschiedenheit; das glanzlose Nazareth war ihm nicht minder lieb als das stolze Jerusalem, seiner Aeltern dürftiges Haus und des Joseph's enger Beruf nicht minder werth als die heilige Stätte. Auch diese Unterwürfigkeit unter die sittlichen Ordnungen, diese Enge und Stille der Vorbereitung war ja der Wille seines himmlischen Vaters. Auch an ihm sollte es sich bewähren, daß das himmlische Leben dazu da sei, das irdische zu durchdringen, nicht aber zu verdrängen, daß das Auge, nach oben zu Gott hinaufgeschlagen, doch auch ruhen soll mit treuer Liebe auf dem, was hier unten uns zugewiesen ist.

Und es heißt weiter am Schlusse unserer Erzählung: „Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.“ Das soll uns lehren, auch der Auserwählte und vor allen Hochbegnadigte hat eine durchaus menschliche und allmählich fortschreitende Entwickelung gehabt; auch bei jener innern Offenbarung gibt es ein Zunehmen und Wachsen des Größten und Herrlichsten. Wir wissen von diesem innern Zunehmen und Reifen des geistigen Lebens

Christi nichts. Aber soviel dürfen wir schließen aus dem Inhalt wie der Form seiner Verkündigung, daß er keine eigentlich gelehrte Erziehung, keine rabbinische Bildung wie die berühmten Meister Israels in jener Zeit erhalten; daß vielmehr der Reichthum aus seinem Innersten stammte, daß hier allmählich die einfachen Wahrheiten, die beseligenden Heilsgedanken keimten und reiften, daß das Bild des Reiches Gottes auf Erden immer klarer und geistiger vor seine Seele trat. Es waren die Schriften des alten Bundes und der gotterwählten Führer, vor allem die großen Propheten Jesaias und Jeremias, es waren die Hoffnungen seines Volks, die seinem Geiste Nahrung gaben und vor ihm standen in der Arbeit des Tages, wie in den durchwachten stillen Nächten; es war die ernste Gestalt des Bußpredigers Johannes, der mahnend und weissagend an die Schwelle seines Lebens trat; es war das schöne kindlich reine Leben in der erhabenen Natur Galiläas, es waren die tief anregenden Festreisen nach Jerusalem, und endlich und vor allem es war der heilige und ununterbrochene Gebetsumgang mit seinem himmlischen Vater, in denen die köstliche Frucht des innern Lebens, das Evangelium der Liebe und der Gotteskindschaft reifte! Also nahm er zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen!

Aber nun laßt uns weiter fragen: Wie ist dies Bild der Jugend Christi ein Vorbild für uns, für unsere Jugend? — O, es klingt wol hart und erscheint als eine Uebertreibung, und doch vermag ich es nicht zurückzuhalten, das Urtheil: das Leben unserer Jugend ist diesem Bilde nicht nur in vielen Zügen unähnlich; nur allzu oft steht es in geradem und ausdrücklichem Gegensatze zu ihm. Wir sehen nichts von jener Ehrfurcht und zarten Scheu, von jener Milde und Schonung gegen die Heiligthümer des Volks, wenn sie auch von Aber-

glauben und Irrthümern dicht überrankt sind, nein, wir sehen bei so vielen unserer Jünglinge nichts als Gleichgültigkeit und kalte Abwendung, als Besserwissen und Zweifel und Spott. Und die also leugnen und zerstören und sich abwenden und höhnen, vermögen sie denn etwas Neues zu schaffen, etwas Besseres an die Stelle des Ausgelebten zu setzen, mit begeisterter Kraft und aufopfernder Liebe eine neue geistige Welt heraufzuführen, ein sittliches Reich zu gründen, das die Zeiten überdauert? Haben sie denn ihr Recht zu zerstören sich erworben durch ihre Kraft zu schaffen? Sind sie denn die gottberufenen und geweihten Träger von neuen, die Menschen erwärmenden und beglückenden Lebensgedanken? Oder sind sie nichts anderes als kalte ausgehöhlte Seelen, als frühreife, altkluge, ihre eigenen Aeltern meisternde Menschen, die nie eine wahre Jugend gehabt, nie sich mit der ganzen Innigkeit der Seele, mit kindlicher Ehrfurcht hineingelebt und vertieft haben in das, was aus der Vergangenheit her als groß und herrlich vor sie trat?

So fehlt ihnen also beides, was Christo eigen war, die Ehrfurcht vor dem Alten und die kühne, begeisterte, hoffende Kraft des Neuen!

Und ist es nicht ganz ebenso, wenn wir unsern Blick richten auf die tiefe, ursprüngliche, innere Offenbarung im Geiste Christi und auf das stille und allmähliche Wachsen und Reifen derselben? Ist es nicht bei unserer Jugend so ganz anders! Fehlt es ihr doch in den meisten Fällen ganz an diesem innern, lautlosen, aber immer fortarbeitenden Leben aus der Tiefe des Gemüths, an diesen Offenbarungen des Geistes, an diesen geweihten Stunden, da wir noch an der Brust der Gottheit zu liegen und ihr so nahe zu sein glauben! Ist doch so früh schon im Hause wie in der Schule alles aufs Lernen und äußerliche Aufnehmen und Scheinen und

Sichhervorthun und Vorwärtskommen gerichtet, und niemand achtet darauf, daß die Kinderseele verkümmert und verdorrt, daß die innersten Organe sich nicht aufschließen dem Licht des Göttlichen, und der Geist keine Frucht ansetzt bei allem Lernen und Können, daß hier kein lebendiges Wachsen und Zunehmen, sondern nur ein todtes Sammeln und Anhäufen ist!

Und wieder, wie groß und erschreckend ist der Abstand, wenn wir Christi Verhältniß zum himmlischen Vater und das zu den natürlichen Aeltern mit dem unserer Jugend vergleichen! Ist in ihr wol etwas von jenem unwiderstehlichen Zuge des Geistes nach oben, von jener über alles Kleine und Nächste, über alles Erdenleben mächtig hinausführenden Liebe zum ewigen Weltenvater? Hören sie, ihm gleich, laut und nicht verhallend zu allen Stunden des Tages die Stimme Gottes? Oder ist etwa dafür um so mächtiger die Liebe und der Gehorsam gegen die natürlichen Aeltern? Gilt wenigstens jenes Wort von ihnen in besonderm Maße: „Und er war ihnen unterthan?“ Nein! Wir dürfen uns dessen nicht getrösten. Wir dürfen uns nicht rühmen, daß, weil das erste Gebot fast verklungen, das vierte desto lauter in der Seele unserer Jugend tönt. Vielmehr ist es, wie ihr alle wißt, gerade eine besondere Gefahr und eine böse Krankheit unserer Zeit, daß die Jugend das Unterthansein und die Aeltern das rechte Regieren und Gebieten verlernt haben! Daß der Gehorsam auf das Wort, die ernste, widerspruchslose Zucht aus so vielen Häusern verschwunden ist!

An euch wende ich mich, ihr Aeltern! Für euch ist dies Lebensbild aus der Jugend unsers Herrn hingezeichnet. O, prägt es eurer Seele ein mit unauslöschlichen Zügen! — Sagt nicht, daß Christus doch ein ganz anderer sei, als wir schwachen Menschen. Wendet mir nicht ein, daß die Zeiten

andere geworden, und mit ihnen auch der Jugend Bild ein anderes werden müsse. Ist es doch nicht ein leeres Wort, daß Christus uns zum Vorbilde gesetzt. Und ist doch gerade in dieser köstlichen Erzählung jeder einzelne Zug vorbildlich für uns und für alle Zeiten! So soll es denn sein! Vorwärts sollen wir dringen und Neues schaffen, aber zugleich mit rechtem, liebendem Verständniß das Beste, das Unvergängliche des Alten uns zueignen! Einkehren sollen wir in die stillen Tiefen unserer Seele, aus diesen Offenbarungen schöpfen des Lebens Wahrheit, aber zunehmen und wachsen zugleich in jeder Erkenntniß der Welt und der Menschen. Gehorsam sollen wir sein vor allem und im höchsten Sinne dem himmlischen Vater, seiner Stimme, die im Innersten zu uns spricht, folgen; aber gehorsam auch denen, welche Gott über uns gesetzt, uns zu erziehen und zu lenken, und auch da noch, wo unsere Wege sich trennen, wo das höhere Gebot unser Gewissen aufruft, mit ganzer kindlicher Liebe ihnen angehören. Amen.

3.

Hier ſchon Auferſtehen!

(Oſterpredigt.)

Jeſus lebt! Und in ihm leben
Alle, die mit ihm erweckt,
Glaubend, liebend, hoffend ſtreben
Nach dem Ziel, das aufgeſteckt.
Jeſus lebt und die ihm trauen
Hält er feſt an ſeiner Hand,
Bis vom Glauben ſie zum Schauen
Auferſtehn im beſſern Land!

Text: Marcus 16, 1—8.

Und da der Sabbat vergangen war, kauften Maria Magdalena und Maria Jacobi und Salome Specerei, auf daß ſie kämen und ſalbten ihn. Und ſie kamen zum Grabe an einem Sabbat ſehr frühe, da die Sonne aufging. Und ſie ſprachen untereinander: Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür? Und ſie ſahen dahin, und wurden gewahr, daß der Stein abgewälzet war; denn er war ſehr groß. Und ſie gingen hinein in das Grab, und ſahen einen Jüngling zur rechten Hand ſitzen, der hatte ein langes weißes Kleid an; und ſie entſetzten ſich. Er aber ſprach zu ihnen: Entſetzet euch nicht. Ihr ſuchet Jeſum

von Nazareth, den Gekreuzigten; er ist auferstanden und ist nicht hier. Siehe da die Stätte, da sie ihn hinlegten. Gehet aber hin und saget es seinen Jüngern, und Petro, daß er vor euch hingehen wird in Galiläa; da werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat. Und sie gingen schnell heraus, und flohen von dem Grabe: denn es war sie Zittern und Entsetzen angekommen und sagten niemand nichts, denn sie fürchteten sich.

Das Auferstehungsfest, das wie heute feiern, führt uns nicht nur eine äußerliche und längst vergangene Thatsache vor die Seele, die an jenem ersten Ostermorgen geschah, und vor den trauernden Jüngern und Frauen sich offenbarte. Es ist vielmehr diese Auferstehung des Herrn aus dem Grabe eine ewige, noch immer gegenwärtige und fortlebende Thatsache, sie gehört mit zum Wesen Christi, der von sich sagen konnte, ich bin die Auferstehung und das Leben und der für uns und die ganze christliche Kirche der Auferstandene, das ist der Verklärte, der ewig Fortlebende ist!

So sind denn auch alle jene wunderbaren in Dämmerlicht gehüllten und in manchen Punkten sich widersprechenden Berichte von der Erscheinung des Auferstandenen unter seinen Jüngern für uns nicht das Erste und Wichtigste, sie sind nicht der feste Grund unseres Glaubens, mit ihnen steht oder fällt dieser Glaube nicht. Höher als diese Erzählungen alle von der sichtbaren Erscheinung des Auferstandenen, von seinem leiblichen Wandeln auf Erden, ist die innere Gewißheit von seinem unsterblichen Wesen, von seiner lebendigen Gemeinschaft mit uns, von seinem geistigen Fortleben und Fortwirken unter uns.

Ihn vermochte das Grab nicht zu halten, ihn hat der Tod nicht bezwungen, für ihn war die Schmach nicht das

Ende — er ist vielmehr emporgestiegen zum Lichte, er ist wie ein Held hindurchgegangen durch den Kampf, die Schmach auf Erden hat in himmlische Herrlichkeit sich verklärt; das ist unser Osterglaube und unser Osterjubel! Dieser Ostermorgen ist der Sieg des unvergänglichen Geistes über die vergängliche Hülle!

Aber, gilt denn das alles nur von ihm? Ist ihm diese Unsterblichkeit, dieser Geistessieg ein Eigenthum, das er als ein gottgegebenes Vorrecht vor uns Menschen allen besitzt, in dem wir ihm nicht nachfolgen können? O, gewiß nicht! Schon der Apostel Paulus nennt ihn ja den Erstling der Auferstandenen. Das will doch deutlich sagen, daß diesem Erstling die Späterkommenden, die volle Ernte der zur Unsterblichkeit Berufenen, nachfolgen soll. Und er selbst hatte ja zu seinen Jüngern gesagt: „Ich gehe zu meinem Vater und zu euerm Vater; ich gehe hin, um euch die Wohnung zu bereiten"; er hatte in seinem hohepriesterlichen Gebet dem himmlischen Vater es ans Herz gelegt: „Ich will, daß wo ich bin auch die seien, die du mir gegeben hast."

Ja, wie überall, so gilt auch hier jenes unverbrüchliche Gesetz: Christus ist uns zum Vorbild gegeben, wir sollen ihm nachfolgen auf allen seinen Wegen, und darum können wir es. Nicht allein hier auf Erden, im Gehorchen, Leiden und Kreuzestragen, nein, auch bei dem Aufwärtssteigen von der Erde zum Himmel. Nicht allein auf dem Wege zum Grabe, auch auf dem aus dem Grabe empor! So ist denn die Auferstehung Christi nicht allein ein Triumph für ihn selbst, sie ist zugleich ein Vorbild für die Gemeinde! So ist denn dies Auferstehungsfest eine Mahnung für uns alle, gleich ihm aufzuerstehen!

Auferſtehen — welch ein großes, beglückendes, freimachendes Wort! Auferſtehen aus dem Dunkel des Grabes, wie viele haben das ſchon erſehnt und erfahren, lange bevor ſie in das Erdengrab hinabſtiegen! Ja! Auferſtehen, das iſt ein großes Lebensgeſetz, ein wiederkehrender Kreislauf, der ſich überall da wiederholen ſoll, wo das Leben in den Tod geſunken und von dem Grabſtein bedeckt wurde. Ueberall, wo Erſtarrung uns ergriff und Dunkel über uns herabſank. Da lagen wir wol oft gleich Lebendigbegrabenen und ſeufzten in furchtbaren Beängſtigungen nach Licht und Freiheit und rüttelten an dem ſchweren Stein, der auf uns lag! Da ſprachen wir zu uns ſelbſt, wie einſt jene Frauen am Auferſtehungsmorgen: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?“ Ja, meine Freunde, ſo wollen wir heute uns fragen. Es iſt das recht eigentlich die Oſterfrage. Wie erheben wir uns aus dem Grabe? Wie wird der ſchwerlaſtende Stein hinweggewälzt?

Und die erſte Frage iſt die: Welcher iſt dieſer Stein? Die zweite: Wer wälzt ihn hinweg?

Welcher iſt dieſer Stein? Die Antwort iſt nicht ſo leicht. Wir könnten ſagen: Sünde und Wahn. Denn in dieſen beiden Worten faſſen wir alles zuſammen, was das Herz bedrückt, was den Geiſt verdunkelt und die unſterbliche Seele hinabzieht in die Erdengruft; alles, was beängſtigend auf uns liegt. Aber dieſe Antwort iſt doch ſo weit und unbeſtimmt. Denn die Sünde und der Wahn, welche auf der Menſchheit laſten, wie verſchiedene Geſtalt nehmen ſie an in den verſchiedenen Zeiten, und dann wieder in dem Leben eines jeden Einzelnen? Hat nicht eine jede Zeit ihre Laſt, ihre Schuld, ihre Sehnſucht, ihr Auferſtehen? Und fühlt nicht

ein jeder Einzelne, daß er seine besondere Last zu tragen hat, und daß das Grab, in welchem er eingeschlossen ist, gerade *für ihn* und *durch* ihn selbst gegraben wurde? So laßt uns denn wenigstens die Hauptarten der die Menschenseele beängstigenden Lasten näher ins Auge fassen.

Der Stein der *äußern Noth*, der Unzählige niederdrückt, ist denn das ein *Grabesstein*? O, er sollte es wol nicht sein! Und es gibt ja auch viele starke und muthige Seelen, die sich nicht niederdrücken lassen durch Armuth und Entbehrungen, durch den täglichen, nicht endenwollenden Kampf mit dem harten Leben. Die sich sagen: Diese Noth soll deine Kräfte stählen, diese Entbehrungen sollen dich *frei* machen von den äußern Dingen, dieser Kampf soll das Vertrauen zu dir selbst erhöhen und dir Freude an der Arbeit geben, die sich selbst so reichlich lohnt. Und doch, gibt es nicht eine Noth, die die Kräfte des Leibes und mit ihnen die der Seele verzehrt? Gibt es nicht eine Last, die zu schwer wird für unsere Schultern? Gibt es nicht eine rastlose und athemlose Arbeit, die uns nicht zu uns selbst kommen läßt, unter welcher der freie Geist verkümmert und in die Banden des mühseligen Tagewerks geschlagen wird? Und die also von der Last niedergedrückt werden, ist ihnen nicht oft zu Muthe, als ob sie eingeschlossen wären in ein enges Grab, in welchem sie kaum aufzuathmen vermögen; sprechen nicht auch sie oft voll Sehnsucht nach Freiheit: Wer wälzt uns den Stein von dieses Grabes Thür? Und wenn er nun abgewälzt wird, wenn die drückende Noth langer Jahre von uns zieht, wenn die Sonne der Freiheit und Freude auch in das dunkle Gewölbe unsers Lebens hineinscheint, wenn wir uns erheben und die Leichentücher des Kummers ablegen, um fröhlichen Geistes wieder hineinzutreten in die schöne Welt, ist uns da nicht zu Muthe

wie Auferſtehen, iſt das nicht ein Oſtermorgen für unſer Leben? Iſt es nicht ſo auch nach langer Krankheit, durch die wir ſelbſt an das dumpfe Zimmer mit ſeinem Krankenbett gekettet wurden, oder die wir mittrugen in treuer Pflege, uns mit vergrabend in den engen Raum? Iſt uns da nicht, wenn nun des Lebens Kraft und Luſt wiederkehrt und der Blütenduft der auferſtehenden Natur erquickend uns anweht durch die weitgeöffneten Räume: iſt uns da nicht zu Muthe wie Auferſtehen, wie ein neuer Lebensanfang, mit neuer Kraft und Jugend?

Aber, meine Freunde, es iſt dies nicht der ſchwerſte Stein, der der Noth und Krankheit. Viel ſchwerer iſt der der Sorgen und Aengſte. Und ſind ſie denn immer im Gefolge der äußern Noth? Gewiß nicht. Viel häufiger haben ſie ihre Wohnung aufgeſchlagen unter dem Dache der Reichen, unter den vom Glücke Bevorzugten, unter den verweichlichten und verwöhnten Naturen. Das ſind ja die ſchlimmſten, die peinigendſten Sorgen, die, welche keinen Grund haben, welche nicht von einer Arbeit und einem Kampfe begleitet ſind, die ſich vielmehr in ſich verzehren und aus ihrer eigenen Nichtigkeit immer neue Nahrung ziehen. Dieſe unnützen, ſelbſtgemachten Sorgen, in denen wir nicht für etwas ſorgen, thatkräftig mit eingreifend, ſondern nur um etwas, thatenlos jammernd; ſie zerſtören den Frieden der Seele, ſie verweichlichen den Willen, ſie verdunkeln den Verſtand, ja ſie ſchließen uns zuletzt ein in ein enges Grab, in welches das Licht des Lebens nnd wahre Lebensfreude nicht mehr einzudringen vermag. O, machten wir es uns doch recht klar, wie unrecht und unchriſtlich, wie klein und gemein dieſe Sorgen ſind, und wie wir durch ſie uns lebendig begraben und allem geſunden und fröhlichen Geiſtesleben abſterben! Ja, dieſe unnützen

Sorgen sind es, vor denen Christus wiederholt warnt, deren geistzerstörende Kraft er wohl erkannt hat. Er vergleicht sie den Dornen auf dem Acker, welche jede fröhlich aufgehende Saat zerstören. „Sorget nicht um den nächsten Morgen", spricht er, „ein jeder Tag hat seine Sorgen." Die Sorge für die Gegenwart ist eine wohlberechtigte. Sie besteht aber auch nicht in trüben Gedanken und Befürchtungen, sondern in einer thätigen und verständigen Fürsorge für alles, was das Leben fordert; ja sie ist nichts anderes als Arbeiten und Kämpfen, Schaffen und Abwehren, wie ein jeder täglich zu thun hat, um für sich Raum zu gewinnen in des Lebens Noth und für das Gedeihen seines bessern Selbst. Aber das Sorgen in die weite und verschlossene Zukunft hinein um das, wofür wir doch nichts thun und das wir doch nicht ändern können; dies Sorgen, welches nichts mehr als ein beständiges Erzittern der Seele ist, ist auch ein thörichtes und trostloses Werk, ist nichts als weibische Schwäche, als heidnischer Unglaube und Kleinglaube! Und doch, wie viele sorgen also und versenken sich immer tiefer in das dunkle Grab ihrer Sorgen! Sie sorgen um die Reichthümer, die sie sich erworben, daß sie sich mehren und bis an das Ende bleiben; um die Kinder, die ihnen Gott gegeben, bei jeder leichten Krankheitserscheinung, bei jeder rauhen Berührung mit der Außenwelt, bei jeder Entfernung aus dem älterlichen Hause, bei jedem Schritt zur Freiheit und Selbständigkeit; sie sorgen um alles, was die unberechenbare Zukunft ihnen bringen oder nehmen kann, vor allem um ihr eigenes Leben; der Tod ist die Schreckensgestalt, die aus der Zukunft Schleiern drohend emporsteigt. So sterben sie denn, ehe sie sterben, und hüllen sich selbst in das Leichentuch!

Und dieser Stein der Sorgen und Aengste, wie schwer

ist er hinwegzuwälzen! Er liegt ja nicht äußerlich auf unserm Leben. Er kann ja nicht hinweggenommen werden wie eine äußere Noth, wie ein wirklicher Schmerz. Er liegt auf unserm Herzen. Er ist eine Krankheit unserer Seele. Und diese Krankheit heißt: Muthlosigkeit, Glaubenslosigkeit.

Stehen wir da nicht mitten in dem Reich der Sünde unter ihrer Gewalt und ihrer Krankheit? So wird dieser Stein der Sorgen und Aengste zu einem Stein des Unglaubens oder des Aberglaubens. Unglaube! O wie verkehrt und engherzig wird dies Wort so oft gebraucht von solchen, welche ihre Brüder gern verdammen und verkleinern, und meinen, der rechte Glaube bestehe in jener Rechtgläubigkeit, die nichts ist als die Annahme einer Anzahl von Lehren, welche die Kirche gelehrt, als die Unterordnung unter einen Buchstaben, eine geheiligte Schrift oder alte Ueberlieferung. Sie wissen nicht, daß der Glaube es überhaupt nicht mit Lehren und Meinungen und Schriften der Menschen zu thun hat, sondern mit ihrem Leben, Kämpfen, Handeln und Streben; daß der rechte Glaube der starke Glaube ist, das lebensstarke und todesmuthige, das freudige Vertrauen zu dem lebendigen und erbarmenden Gott, zu seiner Weisheit und Liebe; daß, wie der Apostel Paulus sagt, der Glaube eine Kraft ist, selig zu machen. Und so ist denn der Unglaube, nach dem Ausdruck unsers Erlösers selbst, der Kleinglaube, die Furcht. Er hat seinen Grund in dem endlichen Sinn und Treiben der Menschen, welche nichts als diese sichtbaren Dinge sehen, nichts anderes wollen und erstreben und achten als diese äußern Güter; deren Auge verschlossen ist für die unsichtbare Geisteswelt, deren Herz gefangen ist in dem falschen Schimmer und Schein, die sich selbst begraben haben

tief in die Erde hinein. Welch ein ſchwerer Stein, der auf ihnen liegt! Oft wol und lange fühlen ſie ihn nicht. Sie halten das Dunkel, an das ſich ihr Auge gewöhnt, für Licht. Die dumpfe Luft, die ſie einathmen, bedrückt ſie nicht mehr. Und doch, dieſe Ruhe und Sicherheit hält nicht aus für das Leben! Es kommen die Augenblicke, da ſie überfallen werden von ſchrecklichen Beängſtigungen, da das Bewußtſein von der Eitelkeit und Leerheit ihres Seins, von dem unnützen und verfehlten Leben ihnen aufgeht, da ihnen zu Muthe wird, als ob ſie lebendig begraben ſeien, ſodaß ſie ausrufen möchten: „Herr, hilf uns, wälze den Stein von des Grabes Thür.“

Und iſt es nicht alſo auch mit dem Stein des Aberglaubens? Ja, der Wahn des Menſchen, die Götzen, die er ſich ſelbſt gebildet, die Knechtſchaft, in die er ſich ſelbſt gegeben, laſten auf ſeiner Seele mit unheimlicher Gewalt! So war es in jener Zeit, da Chriſtus das befreiende und erlöſende Wort ſprach, da die falſchen Götzen niederſtürzten von ihren Thronen, da alle die drohenden und beängſtigenden Gewalten der böſen Geiſter die Herrſchaft verloren, da alle die unzähligen Sühnmittel, die Spenden und Opfer hinweggethan wurden; da Gott als der Geiſt erkannt wurde, der im Geiſt und in der Wahrheit angebetet ſein will, als die ewige Liebe, in der wir ruhen und Frieden haben. Das war eine Auferſtehung der ganzen Menſchheit, das war ein Aufathmen nach ſchwerer Laſt, ein Gefühl der Freiheit, des neuen Lebens, der neuen Liebe, der neuen gewiſſen Zuverſicht! Die Wahngeſtalten der Nacht flohen vor dem aufgehenden Licht, der ſchwere Stein war hinweggewälzt! So war es auch in der Zeit der Wiedergeburt und Erneuerung unſerer Kirche, in der Zeit der Reformation. Der Auferſtandene war wieder begraben und

vergeſſen und verdunkelt durch die Satzungen der Kirche, durch die Heiligen, die Prieſter, die ſogenannten Stellvertreter Chriſti, die ſich in ſeine Stelle gedrängt hatten! Welch ein Auferſtehungsfeſt war dieſe Zeit! Wie fröhlich erhoben ſich da die Geiſter! Auch damals hieß es: „Was ſuchet ihr den Lebendigen bei den Todten! Chriſtus iſt nicht hier! Er hatte, das Grab verlaſſen und war wieder auferſtanden im Geiſte der Menſchheit! Die Leichentücher alle, welche die Kirche um ihn gewunden, waren hinweggethan, die Wächter, welche ſie geſetzt, entflohen, der Stein des Aberglaubens hinweggewälzt, das Siegel der Ueberlieferung gebrochen!

Und fragen wir weiter: „Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?“ ſo mag wol die Antwort lauten: Er iſt ſchon hinweggewälzt! Das Grab iſt ja verlaſſen, Chriſtus iſt auferſtanden, und erſteht immer von neuem in ſeiner Gemeinde. Und doch iſt er auch hinweggewälzt von der ganzen Menſchheit durch den Herrn des Lebens, der ſchwere Grabesſtein; iſt auch ein neuer Geiſt der Freiheit und Freudigkeit bei uns eingezogen; er muß doch auch hinweggewälzt werden von dem Grabe eines jeden Einzelnen, ja, ein jeder muß ihn ſelbſt hinwegwälzen, ſich ſelbſt das zu eigen machen, was Chriſtus für ihn gethan. Ihr ſagt wol, der Glaube an Chriſtum wälzt auch dieſen Stein hinweg. Und ihr habt recht. Aber wieviel umfaßt dies kleine Wort: glauben? Das heißt ja nicht allein: annehmen, was er geſagt und ihn über alles Menſchliche verherrlichen und vergöttern; das heißt auch nicht: uns getröſten, daß er alles für uns gethan, unſere Strafe auf ſich genommen, ſodaß uns nichts mehr übrigbleibt, als in ſeinen Werken auszuruhen und durch ſein Blut geſühnt zu werden. Nein! Das heißt vielmehr: ihn lieben, ihm nachfolgen, gleich ihm kämpfen und leiden und ſiegen, gleich ihm und mit ihm auferſtehen!

Dieſer Glaube iſt ein ernſter, immer erneuter Kampf, eine freie, ſittliche That!

Erinnert ihr euch nicht des Wortes, welches Chriſtus den Kranken und Gelähmten, die er heilte, zuzurufen pflegte: „Stehe auf und wandle; ſtehe auf, deine Sünden ſind dir vergeben?“ Das ruft er uns allen immer von neuem zu: Stehe auf und wandle! Du ſelbſt mußt dich erheben und aufſtehen, eine andere Auferſtehung gibt es nicht! Ja, erhebe dich nur an ihm, er reicht dir die Hand; blicke auf zu ihm, ſein freundliches Auge ſtärkt deine Kraft und es wird dir leichter; aber dir ſelbſt wird es darum nicht erlaſſen dich aufzurichten mit deinem Willen, alle guten Kräfte in dir aufzurufen und den Stein, der auf deiner Bruſt liegt, hinwegzuwälzen.

Wälze ihn hinweg den Stein der Noth und der Schmerzen. Sei fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübſal, halte an am Gebet. Laß die Noth nicht bis an die Seele dringen! Laß die Schmerzen des Leibes nicht den Geiſt mit ergreifen. Sei männlich und ſei ſtark. Bleibe du Herr der äußern Dinge, Herr auch des gebrechlichen Leibes; laß dich nicht mit hinabziehen in das Grab. Blicke dem Tode muthig ins Angeſicht! Und biſt du einmal niedergeſunken, o ſo erhebe dich raſch, blicke empor zu dem Dulder am Kreuz, bleibe frei und ſtark und gottergeben wie er! Wälze ihn hinweg den Stein der Sorgen und Aengſte! Gib nicht Raum den trüben, unholden Gedanken. Verſenke und vergrabe dich nicht in ſie. Sie werden nur immer dunkler und ſchwärzer. Dieſer Stein, je länger er auf dir liegt, wird immer ſchwerer. Haſt du einmal die Freiheit des Innern verloren und der Furcht die Seele geöffnet, dann wirſt du ein elender, jammernder Sklave! Darum widerſtehe gleich am Anfang! Blicke nicht in alle

Möglichkeiten der Zukunft sorgend hinaus, fürchte dich nicht vor den Gespenstern, die deine Phantasie dir gebildet, sondern ergreife die Gegenwart mit ganzer Entschlossenheit; mit der Wirklichkeit nimm den Kampf auf, im Kampfe wächst die Kraft und Zuversicht. Glaube an den lebendigen Gott, der die Geschicke lenkt, an den guten Hirten, der auch dich auf grüne Aue führt. Glaube an die göttliche Kraft, die in deiner Seele liegt, und an die herrlichen Güter des Geistes, die auch dir gegeben sind, die dir keine zukünftigen Ereignisse, nicht Leben noch Tod nehmen können. Ja, wälze hinweg den Stein des Unglaubens. Es ist ein wahres Wort, wenn es nur recht verstanden wird: der Glaube kann Berge versetzen und Felsen hinwegwälzen! Berge von Gefahren, von Arbeiten und Schwierigkeiten, Felsen von hartem Widerstand und Feindseligkeit. Der Glaube ist der feste Anker, der in Gott hinabgeworfen wird, und dessen Taue auch im Sturme nicht reißen. Wälze ihn hinweg den Stein des Aberglaubens! Kette dich nicht an den Buchstaben, sondern dringe vom todten Buchstaben hindurch zum lebendigen Geist. Halte dich nicht an das Aeußerliche, die Formen und Gebräuche; bedenke, die Religion gehört dem Innersten, dem Gewissen an, und das Gewissen Gott! Vergöttere nicht ein Geschöpf oder ein Werk, eine Offenbarung Gottes; gedenke des ersten Gebots: Du sollst keine andern Götter haben neben mir. Du sollst keinem Dinge und keiner Person göttliche Ehre erweisen, wie hoch du sie auch sonst lieben und ehren magst, außer dem Einen Gott!

Und wälzest du also den Stein hinweg, den mächtigen, der sich vielleicht aus vielem kleinen und unscheinbaren Gestein allmählich zu einem großen Felsblock zusammengesetzt hat und den du selbst auf dein Grab gelegt, dann feierst du ein rechtes Ostern, ein Fest des Auferstehens!

Auferſtehen, welch ein Wort der Erlöſung und Beglückung! Auferſtehen von Schmerzen und Laſten, von Hinfälligkeit und Trübſinn, von Alter und Todesermattung! Welch ein Troſt, welch eine Lebensverjüngung in dieſem einen Wort! Und dies Auferſtehen, iſt es nicht der Anfang und das Unterpfand der letzten Auferſtehung? Iſt es uns nicht, als ob wir bei jedem Auferſtehen hier auf Erden, bei jedem neuen Oſtermorgen, den wir in unſerm Innern feiern, fühlen und ſchmecken das letzte Auferſtehen, als ob wir rauſchen hörten den Flügelſchlag des unſterblichen Geiſtes, der aus dieſer Welt der Dämmerung ſich hinüberſchwingt in das ewige Licht! Dieſer Auferſtehung reifen wir alle entgegen, zu ihr ſollen wir auf Erden uns vorbereiten, und es iſt nur ein kurzer Augenblick noch, der uns trennt von dem Geſtade der Ewigkeit, von jenem ſtillen Geiſterreich, in welchem aller Schmerz überwunden iſt und nicht mehr wohnt Wehklage und Geſchrei! O, mögen wir dann hier ſchon auferſtanden ſein, daß wir nicht den letzten, ſchweren Stein noch angſtvoll empfinden, daß die Seele leicht und friedevoll ſich löſt von der ſterblichen Hülle! Amen.

4.

Der Gruß des Abschieds.

(Himmelfahrtspredigt.)

Text: Matthäus 28, 18—20.

Und Jesus trat zu ihnen, redete mit ihnen, und sprach: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin, und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des Heiligen Geistes. Und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.

Die eben verlesenen Worte sind die Schlußworte der drei letzten Verse des Evangeliums des Matthäus. Von diesem Apostel unter den Evangelisten vernehmen wir nichts über das Ereigniß einer äußerlichen, sichtbaren Himmelfahrt, die vor den Augen der Jünger geschah. Ebenso wenig wie von dem Apostel Johannes, dessen Evangelium mit jener letzten geheimnißvollen Erscheinung am See Tiberias und den Reden an den Petrus und Johannes schließt, ohne daß auch nur mit Einem Worte der sichtbaren Auffahrt des Herrn in den Wolken Erwähnung geschähe.

Es sind also gerade die beiden Apostel, welche von einer solchen wunderbaren Auffahrt nichts wissen oder nichts wissen wollen, und es sind gerade die beiden Nichtapostel, Markus und Lukas, welche uns von ihr berichten. Und dies geschieht beim Markus in so kurzer und abgerissener Form, wenn er sagt: „Und der Herr, nachdem er mit ihnen geredet hatte, ward er aufgehoben gen Himmel und sitzet zur rechten Hand Gottes", daß es uns schwer wird, uns ein klares Bild zu machen von diesem Aufgehobenwerden, das mit dem Sitzen zur rechten Hand Gottes, welches wir doch nicht mit Augen sehen können, so nahe verbunden ist.

Wir lernen hier wieder, worauf ich euch wol öfter schon aufmerksam gemacht habe und wobei wir uns auch heute wieder beruhigen wollen, daß unser Geist nicht an den äußerlichen Erscheinungen, an den Wundererzählungen haften soll, daß jene sichtbare Himmelfahrt, die ich lieber eine Wolkenfahrt nennen möchte, für uns nicht das Erste und Werthvollste ist, ebenso wenig wie sie es für die Apostel war, welche für gut hielten, ganz von ihr zu schweigen. Wir lernen, daß sie nicht der eigentliche Gegenstand unserer Andacht ist, daß sie nicht diesem Feste, welches wir heute mit der ganzen Christenheit feiern, seine rechte geistige Bedeutung und seine erhebende Kraft gibt.

Nein! Die Himmelfahrt Christi ist für uns etwas ganz Anderes und unendlich Höheres! Wir nehmen es ernst mit dem Worte „Himmel" und wollen es heute wenigstens nicht in jenem äußerlichen und kindischen Sinne gebrauchen, von dem blauen Bogen, der sich für unser Auge über den Dunstkreis dieser Erde ausspannt; wir verstehen darunter vielmehr die Nähe des unsichtbaren Gottes, das Walten seines Geistes, die Kraft seiner Liebe, das Leuchten seines Lichts; wir ver-

stehen darunter die Gemeinschaft mit ihm, die selige, friedevolle Gemeinschaft, die immer inniger, reiner und lichter wird, je höher wir aufsteigen von einer Stufe des Geistes zur andern, von einer Weltenordnung zur andern.

In Wahrheit gehören Auferstehung und Himmelfahrt viel näher zusammen als man gewöhnlich glaubt. Und so haben denn auch die Auferstehungs- und Himmelfahrtsgeschichten alle, wie sie uns in den verschiedenen Evangelien so verschieden berichtet werden, nur die Bedeutung, daß sie dem Leben des Herrn einen rechten und beruhigenden Abschluß geben; daß sie das Bedürfniß des menschlichen Geistes befriedigen, dieses Leben, das aus Gott geboren und von seiner Kraft erfüllt war, auch wieder zurückzuführen zu der ewigen Quelle, Anfang und Ende, Ausgang und Eingang wieder miteinander zu versöhnen. Und so ist denn die Himmelfahrt Christi der Schlußpunkt, die Vollendung seines Lebens.

Er ist auferstanden, d. h. er lebt, er stirbt hinfort nicht mehr; er ist hindurchgegangen durch das dunkle Grab, er ist der Sieger über Tod und Schmach!

Er ist zum Himmel gefahren, d. h. er lebt bei Gott und in ihm, in der Herrlichkeit seines Geistes, in der Seligkeit seiner Liebe; d. h. er ist heimgegangen zum Vater, von dem er ausgegangen, und mit dem er ohne Aufhören Eins war, von welchem ihn diese kurze Erdenfrist nie getrennt hat.

Er ist zu Pfingsten herabgekommen mit seinem Geist, d. h. er lebt fort in seiner Gemeinde, in einem jeden unter uns, mit seinen Geistesgaben, mit seiner Kraft und Freudigkeit, er tröstet uns, er begeistert uns, er gibt uns seinen Frieden.

So gehören denn diese drei: Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten, aufs engste zusammen. Sie bilden den versöhnen-

den Abschluß zum Charfreitag. Sie eröffnen uns den Blick durch den schwarzen Vorhang dieses Todes hindurch, und lassen uns hineinschauen in eine neue selige Welt, in ein neues, lichtes, unvergängliches Geistesleben. Sie zeigen uns das Bild des lebendigen, des erhöheten, des verklärten Christus! Sie rufen uns zu: Christus lebt, er lebt bei Gott, er lebt in seiner Gemeinde!

So ist denn für uns am Himmelfahrtsfeste, wichtiger als jenes äußerliche Ereigniß, der Gruß des Abschieds, den er uns hinterlassen, die letzten segnenden und verheißenden Worte, welche er zu den Seinen gesprochen. Im Evangelium des Markus weist er die Jünger hin auf alle die großen wunderbaren, heilenden Thaten, die in seinem Namen geschehen werden; im Evangelium des Lukas eröffnet er ihnen das Verständniß seines Leidens und Sterbens und breitet die Hände aus zum Segnen; im Evangelium des Johannes verleihet er ihnen den Heiligen Geist; und in unserm Evangelium endlich schließt er dies Erdenleben mit einem Zeugniß über sich selbst, mit einer Forderung an seine Jünger und mit einer Verheißung für uns alle.

Das Zeugniß heißt: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden."

Die Forderung lautet: „Darum gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe."

Die Verheißung steht da: „Und siehe, ich bin bei euch bis an der Welt Ende."

„Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Ist das nicht ein überschwengliches, ein fast zu großes Wort? Es klingt wol so. Ja, es könnte scheinen, als ob Christo alle Gewalt übertragen sei von Gott dem allmächtigen Weltenregierer, also, daß dieser sich selbst gleichsam zur Ruhe gegeben und ihn an seiner Statt eingesetzt habe. Und doch ist nichts thörichter und abergläubischer als dies. Und es widerstreitet nichts mehr Christi eigenen Worten, seiner innersten Gesinnung, seiner demüthigen Unterordnung unter die Macht und den Willen des Vaters als eine solche Anmaßung. Er ist ja in die Welt gekommen, um vom Vater zu zeugen, um ihm gehorsam zu sein bis zum Tode, um zu ihm die unglückliche und verlorene Menschheit zurückzuführen, um sein Reich, das Gottesreich, aufzurichten auf Erden, damit er alles in allem sei. Er will ja nie etwas anderes sein als der von ihm Gesandte und zu ihm Hinführende; er bekennt ja laut, daß der Vater größer sei als er, daß ihm selbst nicht gegeben zu wissen Zeit und Stunde der letzten Dinge; ja, er hat jenes tiefe, weittragende Wort gesprochen: „Was nennst du mich gut, niemand ist gut im höchsten, vollsten Sinne, denn der einige Gott!“

Und daneben nun jenes Wort: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden!?“ Muß diese Gewalt nicht nothwendig in einem ganz besondern und eingeschränkten Sinne verstanden werden? Ja, sie ist vor allem nicht eine schöpferische Gewalt und Allmacht, wie sie dem ewigen Schöpfer und Erhalter der Dinge allein zusteht. Sie ist die Gewalt eines Geschöpfs. Sie ist ferner nicht eine Gewalt, die er in seinem Namen, aus seiner Macht und zu seiner Ehre ausübt, sondern im Namen, in der Kraft, im Dienste und

zur Ehre Gottes. Und doch eine Gewalt im Himmel und auf Erden? Wir ſtehen nicht an, zu antworten: Ja, eine Gewalt des Geiſtes, in dem Himmelreiche, das auf Erden gegründet wurde. Hier iſt ihm eine beſondere Stelle angewieſen in der großen Weltenordnung. Er war der Auserwählte. Er kam in die Welt, als die Zeit erfüllt war. Er brachte ihr Frieden und Verſöhnung. Und alſo iſt er der Gründer und das Haupt dieſes Friedensreiches. Er iſt die Seele und das zuſammenfaſſende Band dieſer Gemeinſchaft der Liebe. Hier kann ſich ihm und ſeiner ſtill fortwirkenden Geiſteskraft nichts entziehen. Auch die vermögen es nicht, welche ihn nicht kennen, ja offen wider ihn ſtreiten. Ihre Augen ſind gehalten, und doch werden ſie von dem unwiderſtehlichen Zuge ſeines Geiſtes mit fortgezogen. Sie huldigen ihm auch da, wo ſie ſich von ihm abwenden. Sie ſind Chriſten auch da noch, wenn ſie es nicht ſein wollen. Sie genießen die Früchte des Chriſtenthums und ruhen unter dem Schatten dieſes Lebensbaums, ohne dem zu danken, welcher den Keim zuerſt in die Erde gepflanzt. Sie bekennen ſich nicht zu ihm, aber ſie ſind die Unterthanen ſeines Reichs. Sie haben ihn nicht erwählt, aber er hat ſie erwählt. Und doch — iſt es nicht zu viel geſagt: „Alle Gewalt im Himmel und auf Erden?“ — Nein! Für dieſes Geiſtesreich nicht zu viel. Denn von hier aus ſtrömen die Quellen alles Lebens, aller Freude und Liebe, um das verdorrende Erdreich zu erquicken. Alles äußere Leben in ſeiner mannichfachen Geſtalt und Ordnung, alle Berufsarten, Arbeiten und Pflichten, ſo niedrig und ſinnlich ſie auch erſcheinen mögen, alles, was von Menſchenhänden und -Geiſtern geſchaffen und auferbaut wird, in Sitte und Recht, in Geſellſchaft und Staat, in Kunſt und Wiſſenſchaft, das wird von unſerm Glaubensleben, von dem, was das Heilig-

thum unſers Innern iſt, mitberührt, das empfängt von hier aus ſeine göttliche Weihe, ſeinen Halt, ſeine Gewißheit und Freudigkeit! Und in dieſem Sinne iſt noch heute jenes Wort wahr: „Mir iſt gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Noch jetzt iſt dieſe Gewalt Chriſti nicht gebrochen; ſeine vorbildliche Kraft, ſeine entzündende Liebe, ſein milder, tröſtender Geiſt nicht erloſchen in der Menſchheit, ſo viel reicher auch das Leben geworden, ſo viel ſelbſtändiger auch alle einzelnen in ihrem Kreiſe ihren eigenen Zielen folgen. Das Evangelium in ſeiner einfachen Erhabenheit iſt noch jetzt eine Macht über die Gemüther, ein Troſt der Zerſchlagenen, ein Ziel aller ernſten, nach Wahrheit ringenden Menſchen. Das Kreuz iſt noch immer das heilige Panier, um das wir uns ſammeln; der aufopfernde Tod Chriſti noch immer das Höchſte, was wir kennen; er iſt noch immer der Herr, unſer Herr, vor dem ſich nicht unſere Knie allein, vor dem auch unſere Seelen in dankbarer Liebe ſich beugen!

Und welche Forderung knüpft ſich an dies Bekenntniß? Sie lautet: „Darum gehet hin und lehret alle Völker, und taufet ſie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geiſtes, und lehret ſie halten alles, was ich euch geboten habe.“ — Aber iſt dies Wort nicht ausſchließlich an die Apoſtel gerichtet? Im engſten Sinne allerdings nur an ſie. Und doch entſendet der Herr uns alle, gleich ſeinen erſten Jüngern, er will auch uns zu Sendboten ſeines Evangeliums machen, und durch uns unter alle Völker die beſeligende Kunde von dem Vater im Himmel und von dem Himmelreich auf Erden bringen. Unter alle Völker? Ja! Die Schranken, welche die Völker trennen, durch die Räume, die Sprachen, die Anlagen, Sitten und Bildungsſtufen, ſind gefallen und niedergeriſſen durch die alles überwindende und durchdringende,

alles einende Macht des christlichen Geistes. Hier gilt nicht mehr Jude noch Heide, nicht Freier noch Sklave, nicht Vornehm noch Gering, nicht Farbe noch Gestalt, noch Abstammung der Menschen, nicht das Eis der Polarländer, nicht die Sonne des Aequator, nicht hohe Weisheit oder stumpfer Sinn, sie sind allesammt Eins, durch Einen Glauben, Eine Hoffnung, Eine brüderliche Liebe verbunden. Hier werden nicht mehr, wie einst, die Götter des Landes verehrt, die wohlthätigen oder zerstörenden Naturgewalten, in Sonne und Sternen, in Feuer und Fluten, in Bergen und Hainen; hier wird der einige Gott verehrt, der die ganze Welt durchdringt und sie erhält, der der liebende Vater ist über allen, und sie alle beruft in das Reich seiner erbarmenden Liebe, alle fester untereinander bindet und zusammenführt aus allen Himmelsgegenden, zur Gemeinschaft des Strebens und Kämpfens, des Leidens und Tragens! Und was heißt das: Tauft sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Geistes? Sollen denn wieder aus dem einigen Gott drei Götter gemacht werden? Nimmermehr. Wir wollen nicht wieder in heidnischen Aberglauben versinken. Wir halten unveränderlich fest an dem ersten und höchsten Gebot: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir.“ Wir sollen auch Jesum von Nazareth, den Gottbegnadigten und Gottgesandten, so hoch wir ihn erheben, so innig wir ihn lieben, nicht zum Gott erheben. Wir sollen nicht mit ihm eine Sinne und Verstand verwirrende Abgötterei treiben. Er ist unser Bruder, und nur weil er es ist, und wirklich und ganz in unserer Mitte steht und menschlich mit uns gelebt, gefühlt und gerungen hat, kann er unser Führer und Retter, unser Vorbild und Trost auf allen Wegen sein. Nur darum vermögen wir ihm nachzufolgen, weil wir deß gewiß sind, daß er unser war,

uns gleich, daß er nicht neben seiner menschlichen Natur noch verborgene, alle unsere Schwächen hinwegnehmende göttliche Kräfte in sich trug, daß er, wie wir, mit den Kräften unserer Natur ernst und schwer gekämpft und dennoch *gesiegt* hat! Er ist aus unserer Mitte hervorgegangen, er ist unser Bruder, er ist des *Menschen* Sohn, wie er sich so oft und mit besonderm Nachdruck genannt hat. Und was heißt das also: Taufet sie auf den Namen des Sohnes? Das heißt: auf den Namen dessen, der uns zum Vater geführt und uns gelehrt, daß wir Gottes Kinder sind, der selbst der erste war, welcher das volle und beseligende Gefühl der Gotteskindschaft in sich getragen hat. In diesem Sinne nennt er sich selbst den Sohn, und in diesem sollen auch wir ihn also nennen.

Und es heißt weiter: „Auf den Namen des Geistes." Ist denn dieser Geist wieder eine besondere Person für sich? Ist denn dies ein anderer Geist, als der des Vaters? Gewiß nicht. Es ist der Geist Gottes, wie er ausströmt aus der Ewigkeit in die Zeit; aus dem unendlichen Gott in die Seelen der Menschen hinein, berufend, sammelnd, auferbauend. Es ist derselbige Geist, der von Anbeginn war und über den Wassern schwebte, und der, da die Zeiten gekommen, Christum erfüllte während seines Erdenlebens, und nun, da er heimgekehrt, unter uns bleibt als sein Erbe und fortlebt unter allen, die ihm in Glauben und Liebe angehören! Das ist der *Heilige* Geist, eine göttliche Kraft und Wirksamkeit in unsern Seelen, die uns reinigt und weihet und tröstet und beglückt und erhebt über Zeit und Raum, und untereinander vereinigt zur christlichen Kirche! Das ist der Geist, von welchem Christus das Wort gesprochen. „Der Vater wird ihn senden, und von dem *meinen* wird er es nehmen." Also ist es. Er ist

von dem Seinen genommen, er ist der verklärte Christus, sein unvergeßliches Bild, sein unvergängliches Wesen, mit all seinen Kräften und Gaben!

An diese Forderung, zu verkündigen den Vater, den Sohn und den Geist, schließt sich endlich die herrliche Verheißung: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Er ist nicht von uns geschieden; in seinem Geiste, dem tröstenden, lebt er in unserer Mitte. Seine Worte, die milden wie die scharfen, in ihrer Erhabenheit und Geistesfreiheit, leben fort und zünden in unsern Herzen; sein Bild, ist es auch zu Anfang verhüllt durch die dichten Vorhänge, welche die Kirche selbst gezogen, und welche Leichtsinn und Weltlust immer von neuem ziehen, verklärt sich mehr und mehr in unserm Geiste, je reicher wir werden an innerer Erfahrung; seine Liebe dringt hindurch zu uns durch die Jahrtausende, daß wir ihn wieder lieben müssen; sein Tod zieht uns hinein in die heiligen Tiefen, und das Andenken an ihn macht uns fest und stark, zu leiden und zu tragen. Er lebt nicht allein hier in den christlichen Gotteshäusern, in denen allsonntäglich sein Evangelium verkündigt und sein Name mit Ehrfurcht genannt wird; nicht in diesem engen Kreise allein, er lebt auch in der großen weiten Welt, wo gar nicht von ihm die Rede ist, und er begegnet uns da oft plötzlich und steht unerwartet vor uns, wenn wir wandern im engen dunkeln Thal, oder wenn unser Leben sich wendet und die ernsteste Stunde der Entscheidung kommt. Er lebt in unsern Häusern überall, wo aufopfernde Liebe waltet, wo der milde Geist des Vergebens und Tragens wohnt, wo Gehorsam und stille liebliche Zucht durch des Hauses Ordnungen hindurchschreitet; überall da, wo, wie die Pflanze zur Sonne, der Blick nach oben geht und der Kinder Herz zum ewigen Vater gezogen wird. Er lebt in unsern Freundschafts-

bündnissen und Vereinigungen, da, wo Treue bewahrt wird und das offene Wort der Wahrheit gilt; da wo wir uns selbst vergessen und überwinden, um zu helfen und zu dienen, und, dem barmherzigen Samariter gleich, der Menschheit blutende Wunden zu verbinden. Er lebt in dem großen öffentlichen Leben des Staats überall da, wo des Gesetzes Härte gesänftigt wird durch den milden Geist des Evangeliums, wo aus dem lauten äußern Treiben heraus ein stilles inwendiges Leben sich rettet; wo nicht mit Worten und Werken allein, sondern mit Gesinnungen, mit dem innersten warmen Herzen und mit voller Freudigkeit das Gute gewirkt wird.

Aber er lebt nur dann wahrhaft unter uns und in uns, wenn wir in ihm leben und bleiben. Gleicht doch unser ganzes Erdenwandern jener Wanderung der Jünger nach Emmaus, von der uns das herrliche Osterevangelium erzählt. Unerkannt geht er eine ganze Strecke neben uns auf dem Wege, dann wendet er sich plötzlich, als wollte er Abschied nehmen. Und dann ist es unser, ihn einzuladen und zu bitten: „Bleibe bei uns, denn es will Abend werden.“ Ist uns die Bitte ernst, da bleibt er auch und kehrt ein und setzt sich zu uns zu Tische und bricht uns das Brot des Lebens. Da wird er erst recht unser, nicht mehr ein fremder und hoher Gast, der an hohen Festtagen auf besondere Einladung unser Haus betritt, und den wir mit stummer Ehrfurcht und Scheu begrüßen; nein, ein lieber und naher Freund unsers Hauses, der uns täglich besucht, unsere Sorgen mit uns theilt, unsere Hoffnungen belebt, unser Gewissen schärft, und dessen Rath wir bedürfen in guten und bösen Stunden. „Ich bleibe bei euch bis an das Ende der Tage“, wie groß und gewiß ist dies Wort! Und wie er es für die ganze christliche Kirche gesprochen, die er zu keiner Zeit verwaiset lassen wollte von

seinem Geist, so auch zu jedem einzelnen unter uns. Er bleibt bei uns auch bis an das Ende unserer Tage. Auch da, wenn es bei uns Abend werden will. Dies Wort des Abschieds möge uns heute begleiten aus der Kirche in unser Haus und Leben, und uns stärken und trösten bis zu unserer Abschiedsstunde. „Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr und sehet gen Himmel?“ Dies Wort, welches die Jünger einst vernahmen nach der Erzählung der Apostelgeschichte, ergeht auch an uns. Nicht sehnsüchtig und thatenlos sollen wir gen Himmel schauen, nicht mit Worten und Bekenntnissen niederfallen vor dem Herrn. Nein! Wir sollen ihn ehren und lieben durch unser Leben und Wirken. Wir sollen wirken solange es Tag ist, auf daß es hier auf Erden besser werde, auf daß er hier bei uns einkehre und bleibe, auf daß sein lebenschaffender, segenverbreitender Geist die Spuren unserer Füße begleite. Dann werden wir hier schon des Himmels froh und gewiß, dann ist unser Wandel hier schon im Himmel, dann ist der Anfang des Himmelreichs, zu dem wir aufsteigen sollen, das Reich Gottes auf Erden! Und sprechen wir auch mit Paulo, je länger des Tages Schatten werden, und je müder die Füße vom Erdenlauf: „Ich habe Lust abzuscheiden und bei dem Herrn zu sein“, wir steigen doch nimmer zum Himmel empor, wenn wir den Himmel nicht hier schon gewonnen. Amen.

5.

Die Herrschaft des Geistes.

(Pfingstpredigt.)

Geist der Wahrheit! Sei du heute mitten unter uns! Entzünde unsere Seelen! Führe uns, wir folgen dir!

Schon das Osterfest war uns ein Siegesfest, ein Fest des Triumphs unsers Herrn über Tod, Schmach und Unterliegen, ein Fest der Erhebung für seine Jünger, die aus großer Niedergeschlagenheit zu neuer Zuversicht erstanden, da der Herr, den sie ins Grab gelegt, sich ihnen als der Lebendige offenbarte. Dann aber, als er nun wieder von ihnen geschieden, als diese flüchtigen Erscheinungen an ihrem Geiste vorübergezogen, da ergriff sie freilich nicht mehr die alte kleinmüthige Traurigkeit, wohl aber ein Gefühl der Verlassenheit, ein Warten und Hoffen auf nahe Erfüllung. Ihr neues, geistiges Leben, das von Christo ausgegangen und von ihnen im tiefbewegten Herzen getragen wurde, wartete noch der Stunde der Geburt. Schon seit den Ostertagen waren sie nicht mehr zerstreut wie eine verscheuchte Heerde, sondern

hatten sich fester aneinandergeschlossen in den neuerweckten Hoffnungen, und so hielten sie es auch, als der Herr nun wieder von ihnen genommen; sie kamen einmüthig zusammen. Sie gedachten seiner. Alle die milden, tiefsinnigen, aber auch oft dunkeln und weit hinaus in die Zukunft weisenden Worte stiegen in ihrer Erinnerung auf und erhellten sich mehr und mehr vor ihrem Geiste; aber sie waren gleichsam noch in sich versunken, sie waren mit sich selbst noch nicht fertig, das neue Leben war noch nicht aus dem dunkeln Schose des Innern an das Licht des Selbstbewußtseins heraus geboren. Sie gedachten sicherlich auch jener tröstenden Worte: „Ich bleibe bei euch bis an das Ende der Tage; ich lasse euch nicht allein, ich sende euch den Tröster, den Geist, der euch lehren wird, was ihr reden sollt, der euch in alle Wahrheit führen wird.“ Aber sie fühlten doch auch, daß sie diesen Geist noch nicht in seiner vollen Kraft und Gewißheit in sich trugen, daß sie ihn auch nicht aus eigener Macht herbeirufen und an sich reißen konnten; sie warteten, wie das hoffende Weib, stille der nahenden, beglückten Stunde. Und diese kam am Tage der Pfingsten. War es das schöne Fest der Ernte, da die Erstlinge dargebracht wurden, das sie im Geiste bewegte und ihnen auf einmal klar machte, daß auch für sie der Tag gekommen, dem Herrn die Erstlinge darzubringen, daß die Ernte reif und der Schnitter bedürfe? War es das Andenken an die Gesetzgebung auf dem Sinai, dem dieses Fest geweiht war, das in ihnen den Gedanken hervorrief, das Gesetz, unter welches Mose einst den harten Nacken des jüdischen Volks gebeugt, solle nun umgewandelt werden in das Evangelium und gepredigt allen Völkern der Erde? Oder waren es all diese Völkerschaften, die aus den verschiedensten Ländern Kleinasiens, in welche die Glieder des jüdischen Volks

zerstreut, am hohen Feste in Jerusalem zusammenströmten und hier in den verschiedensten Zungen durcheinanderwogten, welche sie mahnten aufzustehen und das Wort des Herrn zur Wahrheit zu erheben: „Gehet hin unter alle Völker und verkündiget ihnen das Evangelium"? Soviel ist uns klar, mag auch sonst manches dunkel bleiben an den das erste Pfingstfest begleitenden wunderhaften Erscheinungen, seine eigentliche und für alle Zeiten dauernde Bedeutung liegt darin, daß die ersten Jünger an diesem Tage, vom Geiste ergriffen, aufstanden und selbständige Männer wurden und aus sich heraustraten, daß die erste Christengemeinde sich an diesem Tage gebildet, die erste evangelische Predigt an diesem Tage vom Petrus gehalten wurde, daß die Jünger zu Aposteln wurden, mit einem Wort, daß dieser Tag das Stiftungs-, und Tauffest der christlichen Kirche war.

Und wer hat sie gestiftet, wer erhält sie immerdar? Christus selbst? Ja wohl, er ist es. Aber nicht der dahingegangene Christus in seiner Erdengestalt, sondern der verklärte, sein unter uns fortlebender Geist. Er hat wol hier schon den Samen gestreut und den Keim tief in die Herzen gelegt, aber nicht die Erstlinge der Ernte geschaut. Er hat hier schon die Jünger um sich gesammelt und fester an sich gezogen, aber sie noch nicht wieder entlassen, um in seinem Namen hinauszugehen in die weite Welt. Denn er selbst wußte es wohl und hat es voraus gesagt, daß sie bis dahin von der Uebermacht seiner Persönlichkeit gehalten und erst dann frei würden, wenn er verklärt worden; daß es ihnen gut sei, wenn er von ihnen gehe, damit sie den Geist empfangen könnten.

Von diesem Geist, auf den die christliche Kirche gegründet ist und dessen sie sich getröstet, bis in alle Ewigkeit, will ich heute zu euch reden, anknüpfend an die Worte:

Text: Johannes 16, 12. 13.

Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von ihm selbst reden, sondern was er hören wird, das wird er reden; und was zukünftig ist, wird er euch verkündigen.

Der Geist ist der Herr, das ist der tiefere Sinn der eben verlesenen Worte. So fragen wir denn:

1) Wie ist der Geist der Herr?
2) Welcher ist dieser Geist?
3) Wohin führt er uns?

Der Geist ist der Herr; es ist das ein großes Wort, das uns einen weiten Blick eröffnet in die weltgeschichtliche Bedeutung des Christenthums und den ungeheuern Fortschritt ermessen läßt, welcher durch das Christenthum über Heidenthum und Judenthum hinaus begründet wurde. Es ist nicht eine Naturmacht, eine furchterregende und dunkle, die über den Menschen schwebt und vor der sie sich in Anbetung und Gehorsam, in Ceremonien und Opfern aller Art niederwerfen, wie bei den Heiden; es ist auch nicht eine Lehre, ein Gesetz, eine Schrift, eine göttlich offenbarte, welche die Gewissen bindet und bedroht, und der niemand zu widersprechen wagt, wie bei den Juden; nein, es ist der Geist, der frei waltende und frei machende, der hier alles regiert, der unser höchster Trost, unser festester Halt, unsere sicherste Wahrheit ist, der uns in alle Wahrheit führet! O! Viele unter euch haben es sich vielleicht noch nie vollkommen klar gemacht, welch eine Größe und Kühnheit in dem Worte Christi liegt: „Der Tröster, der Heilige Geist, welchen mein Vater senden wird,

derſelbe wird euch alles lehren.“ Wie ganz anders klingt das, als wenn Moſes vom Sinai herabſteigt und unter Donner und Blitz nicht allein die Zehn Gebote, nein, das ganze Geſetz, auch das bürgerliche und Ceremonialgeſetz, den Juden als ein von Gott ſelbſt gegebenes verkündet, mit dem Zuſatz: „Wer dies Geſetz übertritt, der ſoll des Todes ſterben.“ Wie ganz anders klingt das, als wenn Muhammed den Seinen den Koran hinterläßt, auch als von Gott ſelbſt verfaßt und von ihm eingegeben, in welchem ſeine Lehren und Vorſchriften als unwandelbare für alle Zeiten hingeſtellt ſind. Chriſtus hat nicht alſo gethan. Der Buchſtabe tödtet, der Geiſt iſt's, der lebendig macht und lebendig erhält, — das war ihm über alles gewiß. Er wollte nicht binden die Seinen, auch nicht durch ſein eigen Wort. Er wollte nicht abſchließen und fertig machen die Wahrheit für alle Zeiten, als ob nun nichts mehr hinzugethan, nichts mehr hinweggenommen werden könne. Darum verwies er ſeine Gemeinde auf den Geiſt. Nicht auf eine Schrift, weder auf das Alte noch auf das Neue Teſtament, das ja damals noch gar nicht beſtand, an welches noch niemand dachte; nicht auf eine äußere Kirchenordnung oder Verfaſſung; nicht auf ein geiſtliches Amt, auf die Würdenträger der Kirche, die Bewahrer der heiligen Ueberlieferung; nicht auf eine Lehrformel, ſei ſie von ihm ſelbſt oder von ſpätern Kirchenverſammlungen verfaßt; — nein, auf nichts anderes, als auf den Geiſt! Darum hat er nie ſelbſt ein Wort ſchriftlich verfaßt, nie ſeine Jünger aufgefordert, ſeine Reden niederzuſchreiben; er hat gar kein Gewicht gelegt auf den Buchſtaben; er hat ganz ſorglos oder vielmehr mit dem vollſten, ſicherſten Vertrauen auf die Wahrheit und den Geiſt der Wahrheit, der die Seinen führen werde, ſein Evangelium anvertraut einzig dem Gewiſſen der Menſchheit!

Ja, wir blicken heute noch bewundernd empor zu solchem Glauben, zu solch unerschütterlichem Vertrauen auf die innere Macht der Wahrheit, zu solch innerer Freiheit, die frei lassen will einen jeden sein Heil sich selbst zu gewinnen, seine tiefste Ueberzeugung nur durch die Stimme des Geistes, den Führer des Innern zu finden! Und wie tief sind wir herabgesunken von dieser Höhe! Wie wenige unter uns gibt es, die an den Geist glauben und sich seiner Führung allein und getrost anvertrauen! Ich rede hier nicht etwa von der katholischen Kirche, deren tiefe Erniedrigung darin besteht, daß sie vom lebendigen, fortschreitenden Geiste abgefallen ist; daß hier alles geistentleert ist, der Gottesdienst zu einem Geplärr geworden, die Predigt des Evangeliums verstummt; daß die Lehre, in todte Buchstaben eingeschlossen, in engen Glaubensformeln erstarrt ist, daß der Geist hier nicht in alle Wahrheit führt, sondern mit aller Wahrheit fertig ist; daß hier nicht gefragt wird, was der Geist uns lehrt, was wir mit gutem Gewissen bekennen, sondern nur, was die Kirche bekannt hat vor Jahrhunderten und heute noch gebietet. Ich rede hier vornehmlich von unserer protestantischen Kirche, welche eine Kirche des Geistes sein will und sein soll, und doch auch wieder abgefallen ist von ihrem eigenen Wesen, welche sich von der Gewalt Roms frei gemacht, aber nicht von der Gewalt des Buchstabens; welche die Ketten der Concilien gebrochen, aber neue Bekenntnißketten geschmiedet hat; welche, nachdem sie den fleischernen Papst von sich gestoßen, in der Vergötterung der Schrift einen papiernen Papst gewonnen hat, unter den Vernunft und Gewissen und der ganze fortarbeitende Geist der Gegenwart in Sitte und Bildung und Wissenschaft sich beugen soll. Es klingt dieser Vorwurf hart, da ja doch das Evangelium, welches Christus selbst uns ver-

kündet, niedergelegt ist in dieser Schrift und aus ihr heraus uns leuchtet und im Innersten ergreift. Ja! Dies Evangelium ist *in* der Schrift und kommt durch sie an uns; aber noch manches andere ist hier zu finden, manch rauhe, ungenießbare Schale, manche Vorstellung, die nur jener Zeit angehört und heute nicht wieder lebendig werden kann; manches auch ist *nicht* in ihr enthalten, was darum nicht weniger wahr und werthvoll ist, was der Geist der Wahrheit, der in alle Wahrheit führt, in den Jahrtausenden, seitdem die Kirche steht, sich mühselig errungen hat, und das wir uns nicht wieder rauben lassen wollen. Wahrlich! Nicht auf ein *Buch*, sondern auf den Herrn, welcher der *Geist* ist, ist die Kirche gegründet! Und dieser Geist weht, wo er will, ist nicht an die Lettern dieses Buchs gebunden, nicht an die Zahl seiner Schriften, nicht an die Zeit der Apostel, sondern verkündigt sich zu allen Zeiten, dringt durch alle Welten und steht nimmer still, führt von einer Wahrheit zur andern. Ich wiederhole es: tief steht auch unsere protestantische Kirche mit ihrer *Schrift*vergötterung unter dem hohen, allein dem fortwirkenden Geiste der Wahrheit vertrauenden Muthe Christi! Und ich frage noch einmal: Warum hat er nicht selbst eine Schrift als sein *Testament* hinterlassen, eine Sammlung seiner Reden, eine Beschreibung seiner Thaten, eine kurz zusammengefaßte Glaubensformel, und ein solches Werk ausdrücklich beglaubigt und für göttlich und unumstößlich erklärt; warum hat er das alles, ich will nicht sagen, dem Zufall, aber doch dem Irrthum und der Unvollkommenheit der menschlichen Auffassung und der allmählichen Entwickelung überlassen; wenn nicht darum, weil er seine Kirche auf den *Geist* erbauen wollte; nicht auf einen fertigen, abgeschlossenen Buchstaben, sondern auf den immer lebendig quellenden, fortschreitenden Geist!? Wenn nicht darum,

weil er uns nicht zu Knechten machen wollte, sondern zu Freien; weil wir die Wahrheit nicht besitzen sollten als eine todte Ueberlieferung, sondern sie suchen und erringen in Kampf und Arbeit; weil er selbst, vom Geiste erfüllt, an die Macht des Geistes glaubte, und nur an sie!?

Darum jenes große, aus dem freiesten Geiste geborene Wort: „Es ist euch gut, daß ich zum Vater gehe, denn ginge ich nicht von euch, so könnte ich euch nicht den Tröster senden, den Geist.“ Das heißt mit andern Worten: „Ihr müßt frei werden, schon darum ist es gut, daß ich von euch gehe. Ihr sollt nicht mehr meines Wortes Sklaven, ihr sollt meines Geistes Jünger sein!

So laßt mich denn weiter fragen: Welcher ist dieser Geist? Kann da die Antwort zweifelhaft sein? Es ist der Geist Gottes. Der in den Höhen des Himmels und in den Tiefen der Menschenbrust wohnt; der oft und lange uns selbst unbewußt und verborgen emporsteigt, wie die Quelle aus Felsengrund; der Zeugniß gibt unserm Geist, daß wir Kinder Gottes sind. Es ist dieser Geist nicht eine besondere Persönlichkeit neben dem Vater, die dritte Person in der Dreieinigkeit, wie die spätere Kirche diese Lehre ausgebildet hat, eine Lehre, welche das Neue Testament und Christus selbst nicht kennt; es ist vielmehr der Geist des Vaters, der Geist der Kindschaft, der sich in unserm Gewissen bezeugt, in uns unablässig treibt und wirkt, in uns das ewige Leben schafft, in uns Welt und Sünde überwindet. Und damit steht nicht im Widerspruch, daß Christus sagt, er sei von dem Seinen genommen. Es ist ja der Geist Gottes, wie er sich zuerst in seiner ganzen Fülle und Reinheit in Christo offenbarte und dann von ihm ausströmte in die Gemeinschaft aller derer, die an ihn glauben. In diesem Sinne ist es Christi Geist, er

ſelbſt fortlebend in ſeiner Gemeinde; ſein Leben, ſeine Liebe, ſeine Kraft. Und warum heißt er der heilige? Darum, weil er ein Geiſt des Ernſtes und der Zucht iſt. Weil er nicht in Worten und Vorſtellungen und Empfindungen, ſondern in der That beſteht. Weil er unſer ganzes Wollen von innen her weihen und reinigen ſoll. Weil er alles Sinnliche in ſeinen Dienſt ſtellt. Wir könnten ihn auch den ſittlichen Geiſt nennen, denn das heißt nach unſerm Sprachgebrauch ganz daſſelbe, was nach dem Ausdruck des Alten und Neuen Teſtaments der heilige Geiſt iſt. Und wir ſollen wiſſen, daß es keine Heiligkeit gibt, die außer und über der Sittlichkeit ſteht, die hinausginge über das, was wir im Namen des Sittengeſetzes zu thun verpflichtet ſind. Und ebenſo ſollen wir wiſſen, daß all unſer ſittliches Thun, alles was gut genannt wird, es nur dann iſt, wenn es durch Gott und ſeine Liebe geweiht, von ſeinem Geiſte getrieben und erfüllt wurde. So iſt denn dieſer Heilige Geiſt nicht ein unſerm Geiſte fremder, äußerlich und übernatürlich uns eingegoſſen, nein, er iſt die aus Gott hervorbrechende ewige Quelle unſers eigenen Geiſtes, die aus dem Innerſten hervorbringt, die alles erfriſcht und belebt, alle menſchlichen Regungen bis in das Kleinſte, all unſere Liebe und Freude auf Erden begleitet und in allen Kümmerniſſen unſere tröſtende Kraft iſt. Und wie er uns nicht äußerlich eingegoſſen, kann er auch nicht wieder von uns genommen werden. Nein! Es iſt das keine vorüberfliegende Begeiſterung, keine Schwärmerei der Phantaſie, keine Verzückung in Ahnungen und Geſichten; es iſt unſer Leben, unſere Geſinnung, unſere tiefſte Ueberzeugung, für die wir einſtehen, und der wir treu bleiben bis zum Tode. Es iſt dieſer Heilige Geiſt, da, wo er wahrhaft der unſere geworden, auch mit allen beſten und höchſten Kräften

unſers Weſens, mit unſerer ganzen Sitte und unſerm ſittlichen Leben unauflöslich verbunden; er iſt klar geworden in unſerm Verſtande, feſt in unſerm Willen, eins mit unſerm Gewiſſen; er wohnt in unſerm Hauſe, er waltet in unſerm Berufe, er begleitet uns auf allen ſchweren und traurigen Wegen; — er iſt unſer Tröſter. So nennt ihn ja vorzugsweiſe und beſonders gern der Herr. Freilich hat das zunächſt ſeinen Grund in der Anwendung auf den nächſten Kreis ſeiner Jünger und auf ihre tiefe Traurigkeit, die er kommen ſah, da er von ihnen ſchied; deshalb verhieß er ihnen den Geiſt als den tröſtenden. Aber er bezeugt ſich doch auch fort und fort unter uns als ein ſolcher, in allem Elend, in aller Verlaſſenheit; er iſt unſer Tröſter. Nur iſt er noch mehr als das. Er wird in unſerm Texte, wie in vielen andern Stellen, ein Geiſt der Wahrheit genannt. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß er nur in der rechten Erkenntniß, in der ſogenannten reinen Lehre beſtehe und zu ihr hinführe. Nein! Die Wahrheit hat im Neuen Teſtament und namentlich im Munde Chriſti und im Evangelium des Johannes eine ganz andere, viel höhere Bedeutung; ſie umfaßt das ganze thätige Leben mit, ſie iſt die lebendige Wahrheit, die Wahrheit unſers Lebens. Unter dieſem Geiſt der Wahrheit iſt daher vorzugsweiſe die Wahrhaftigkeit und Gewiſſenhaftigkeit zu verſtehen, welche all unſer Thun begleitet, unſere ganze Perſönlichkeit von innen her durchleuchtet, keine Lüge und Selbſtbetrug duldet, und in der wir immer vorwärts ſchreiten von einer Klarheit zur andern.

Und hier werden wir unmittelbar hingeleitet zu unſerer dritten Frage: Wohin führt dieſer Geiſt? Die Antwort lautet: In alle Wahrheit. Das heißt: Wir ſchreiten vorwärts, wir ſtreifen ab Irrthum und Vorurtheil, wir ſteigen

auf zu höherer Klarheit. Das heißt aber auch: Wir dringen tiefer ein, wir führen unsere Ueberzeugungen hinein in alle Kreise unsers Wirkens, wir erfüllen mit ihnen unser ganzes Leben.

Wir schreiten vorwärts! Es gibt keine Stelle im Neuen Testament, welche so unwidersprechlich klar, wie diese, auch auf dem Gebiete der Religion den Fortschritt fordert, und eine Fortentwickelung des Christenthums lehrt. „Ich habe euch noch vieles zu sagen, aber ihr könnt es noch nicht tragen"; dies Wort Christi zeigt von einer Lehrweisheit, von einer Selbstentsagung, und wieder von einem Vertrauen auf die Zukunft und den nothwendigen Fortschritt in ihr, welches wol von vielen übersehen oder doch nicht in seiner ganzen Bedeutung erfaßt und gewürdigt ist. Er hat noch vieles auf dem Herzen für seine Jünger; aber er verschließt es im Innersten, denn sie können es noch nicht tragen. Er will ihnen nur das verkündigen, was sie tragen, sich wirklich zu eigen machen können. Er will nicht zerstören, wo er nicht zugleich aufbauen kann. Er will das Band, welches sie an die alten Vorstellungen und Gewöhnungen, an das ganze Judenthum, das jüdische Gesetz, den jüdischen Tempeldienst, die jüdischen Messiashoffnungen bindet, nicht äußerlich zerreißen, nur im Innersten lösen, auf daß sie selbst allmählich die Ketten brechen, sie selbst die Freiheit sich erringen. Aber er weiß es und will es, daß sie sich frei machen. Er hat sie noch nicht in alle Wahrheit geführt, nur tiefere Anregungen gegeben, nur Wahrheitskeime gepflegt, nur feurige Flocken in die Seele geworfen, nur überall sie vom Aeußern auf das Innerste des Gewissens hingewiesen, und was das Größeste ist, alle seine Worte und Ermahnungen durch sein verklärtes Leben, seine ganze lichte, Herzen bezwingende Persönlichkeit bestätigt;

aber er weiß es und will es, daß der Geist sie weiter führe in alle Wahrheit. So sollen denn auch wir uns muthig führen lassen von diesem Geist. Er erscheint uns wol oft als ein Zweifelgeist, der schon im Kinde sich regt, wenn wir fragen: „Kann das denn wahr sein?“ Der lauter in des Jünglings Brust sich erhebt, wenn er prüfend vor den unverstandenen Heiligthümern des Glaubens steht. Und doch ist auch dieser Zweifel, da wo er nur ernst und gewissenhaft geübt wird und nicht mit Spott und Leichtfertigkeit sich verbündet, im Dienste der Wahrheit, ein Ausfluß des heiligen Wahrheitsgeistes; er ist nichts anderes als der scharfe Stachel, durch welchen dieser Geist, abstreifend die äußern Hüllen, hindurchdringen will in den Wesenskern. Nichts anderes als das gewissenhafte Bemühen, nichts zu bekennen, was wir nicht glauben, und nichts zu glauben, was wir uns nicht mit allen Geisteskräften zu eigen gemacht haben. O, meine Freunde, wir können und sollen ja nicht alle Forscher sein, und glücklich mögen manche die preisen, welche, Unmündigen gleich, unangefochten in ihrem Frieden ihr ganzes Leben lang, den Glauben der Kindheit mit all seinen Kindeshüllen und seinem Kindeszauber in sich tragen, denen nie die Binde von den Augen sinkt. Aber wir sollen doch, wenn einmal die ernste Stunde des Zweifels geschlagen, wenn einmal der Wahrheitsgeist erwacht, ihm Raum geben, nicht auslöschen dieses Licht, vielmehr mit allen unsern Kräften redlich ringen, dessen gewiß, daß wer nur recht kämpft, auch gekrönt wird. Ich weiß es wohl, wie schwer es ist, hier, wo so viel Streit und Leidenschaft das Verständniß trübt, wo so vieles dunkel bleibt, weil es dunkeln und fernen Zeiten angehört, sich hindurchzuringen zu voller, sicherer Klarheit. Manche, die bei weitem meisten, vermögen es nicht; aber das vermögen wir alle, wer wir auch

seien, auf welcher Stufe der Bildung wir auch stehen, uns loszumachen von dem todten und tödtenden Buchstaben, zu unterscheiden das Bleibende von dem Vergänglichen, das, was unserer Seele Trost und Kraft und Frieden gibt, von dem, was nur äußerlich geschehen und vorübergegangen ist; das vermögen wir alle, zu sprechen: hieran halte ich mich, dies bleibt mir fest im Leben wie im Sterben, dies habe ich mir errungen in schwerem Kampf, in trüben Tagen, dies hat sich mir bewährt im Unglück und verkündet durch die Stimme des Gewissens, dies ist mein Christenthum, mein eigen geworden; das andere aber, worüber die Parteien sich streiten, lasse ich ihnen gern, als ein oft müßiges, oft gefährliches Spiel; das kümmert mich nicht, kann mich aber auch nicht selig machen. Aber, wie vermöchten wir so zu sprechen, wenn wir nicht mit unserm Glauben immer tiefer eindringen, tiefer hinein in das Leben, ihn überall mit unserm ganzen sittlichen Sein und Leben erfüllen, ihn an diesem Leben messen, was sich hier bewährt, festhalten, was hier ohne Frucht bleibt, gern preisgeben. Ja, das soll unser Maßstab sein! Da werden wir nie irre gehen. Wir können ja nicht alle die gelehrten Untersuchungen über die Bibel, die Evangelien und ihre Entstehung, die Aussprüche Christi, und das, was der Geschichte und was der Sage angehört, wirklich und gründlich mit durchmachen; wir müssen das den Männern der Wissenschaft überlassen, die dazu berufen sind, auch die große Menge allmählich fortzuführen zu höherer Wahrheit und Klarheit; aber wir haben für uns selbst, für das, was uns noththut, die zwei untrüglichen Kennzeichen: die sittliche Frucht und das Gewissen. Daran sollen wir alles prüfen. Das ist der Geist der Wahrheit, der in alle Wahrheit führt. Das ist, wie unser großer Lessing es so herrlich in seinem

Nathan uns vor Augen geführt, der Prüfstein, an dem ein jeder erkennen soll, ob der Ring des Glaubens, den er trägt, der echte sei:

> Es eifre jeder seiner unbestochnen,
> Von Vorurtheilen freien Liebe nach;
> Es strebe jeder um die Wette,
> Die Kraft des Steins in seinem Ring
> An Tag zu legen; —

das heißt mit andern Worten: des Glaubens Prüfstein ist die thätige Liebe, oder mit den Worten unsers Erlösers: „Daran soll man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, daß ihr euch untereinander liebhabt.“ So vertrauen wir denn und geben uns freudig hin diesem Geist der Wahrheit, der von dem Herrn ausging und auf den er selbst uns verwiesen hat; der zuerst aufloderte am Tage der Pfingsten, auf den die erste christliche Gemeinde gegründet wurde; der, eine nicht erlöschende Leuchte, die Kirche immer wieder hindurchführt durch die Nacht der Irrthümer; der einem jeden Einzelnen unter uns sich bezeuget in den Tiefen seines Gewissens, der rastlos fortschreitet von Jahrhundert zu Jahrhundert, und das Bild Christi immer klarer den Menschen enthüllt; der uns befreit von aller Knechtschaft des Buchstaben, von allen Vorurtheilen vergangener Zeiten; der der einige Herr ist im Reiche des Geistes! Amen.

6.

Unſer deutſches Volk hat recht gekämpft, darum ward es gekrönt.

Predigt

gehalten bei der funfzigjährigen Gedächtnißfeier der Leipziger Völkerſchlacht, am 18. October 1863.

Allmächtiger Regierer der Welten! Zur Feier eines großen, unvergeßlichen Sieges ſind wir heute in deinem Heiligthume verſammelt. Wir blicken zurück auf das halbe Jahrhundert, das dahingefloſſen! Wir blicken mit tiefbewegtem, dankbarem Geiſte zu dir empor. Wir heben unſere Hände, unſere Herzen himmelan! Wir danken dir, Herr! Du haſt die Schmach, die dies Volk einſt trug, geendet! Du haſt die Feſſeln, die der Unterdrücker feſt um ſeine Arme geſchlagen, zerbrochen. Das Niedergetretene iſt wieder aufgeſtanden. Ein neues, ein wiedergeborenes, ein freies Volk ſteht vor dir! Wir flehen dich an: Mache uns werth derer, deren blutige Schatten heute vor uns aufſteigen! Gib uns Kraft zu tragen, was ſie auf uns gelegt, zu halten, was ſie uns erworben, zu vollenden, was ſie

begonnen. Mache uns bereit, den Kampf für die heiligsten Güter noch einmal zu führen; mit demselben starken Glauben, mit demselben unerschütterlichen Herzen, wie einst unsere Väter, alles daran zu geben, um das, was höher ist als alles, zu gewinnen. Amen.

Text: 2. Tim. 2, 5.

Und so jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht.

Ja, auf das rechte Kämpfen kommt es an! Das fühlen wir heute tiefer als je. Sie haben recht gekämpft, sie alle, die in dem großen Befreiungskampfe vor funfzig Jahren gestanden. Darum sind sie gekrönt.

Wohin soll ich euch heute führen im Geist, meine geliebten Mitbürger! Wo sind sie, die recht gekämpft? Ich steige hinab mit euch in die Ebenen der großen Völkerschlacht, über welche vor funfzig Jahren die Sonne des 18. October hell emporstieg, ihre Strahlen werfend auf eine halbe Million bewaffneter Männer fast aller Nationen, die zum letzten Entscheidungskampfe auf deutscher Erde sich sammelten. Als diese Sonne niedersank, fielen ihre letzten Strahlen auf weite Leichenfelder! Schauet mit mir einen Augenblick auf dies furchtbare und entscheidungsvolle Ringen eines Tages, an allen Punkten der weitgestreckten Heereslinie, bis endlich der Sieg errungen, bis überall Glied für Glied die feindliche Kette gebrochen und die eisernen Arme der verbündeten Heere den umschlungenen Kämpfer erdrückten! Und was soll ich euch zeigen auf diesen blutigen Feldern? Die dahinsinkenden Leichen, die von der Sichel des Todes in vollen Garben gemähet wurden? Die

Sterbenden, die, da das Auge erloſch, den Sieg noch ſchauten! Heil ihnen allen! Sie ſtarben den ſchönſten Tod! Ihr Haupt iſt für alle Zeiten mit dem Kranze der Ehren umflochten, ihr Andenken von dem Dank des Vaterlandes geweiht; ihr Name, ein Segen für Enkel und Enkelkinder, ſteht mit goldenen Lettern in dem Herzen des Volks! Sie ſtarben als Sieger! Sie wurden gekrönt. Sie ruhten aus auf der Wahlſtatt nach dem heißen Tage. Sie ſchmeckten noch die erſte, die reinſte Freude des Siegs, die Freiheit ihres Vaterlandes! Sie vernahmen vielleicht noch die frommen Lobgeſänge, die von den Lagerfeuern her in die Nacht ertönten! Heil ihnen allen! Aber laßt mich euch hinwegführen, meine Freunde, von dem Anblick der unſäglichen Qualen und Leiden, welche auf dieſe Völkerſchlacht folgten; von den Brandſtätten der Dörfer, deren Bewohner obdachlos, hablos, hungernd umherirrten; von den verwüſteten Aeckern, von den Verwundeten und Kranken in den Spitälern und Kirchen, die hoch aufgeſchichtet in den blutigen Gewändern, in welchen ſie aus der Schlacht getragen, dalagen, ohne Speiſe, ohne Bett, ohne Pflege, die nicht an ihren Wunden, die an Schwäche und Hunger und Hülfloſigkeit ſtarben, oder die lange noch ſiechten und als Krüppel ein jammervolles Leben führten. Die zügelloſeſte Phantaſie, ſo erzählt uns ein berühmter Arzt, der ſelbſt ein Opfer ſeines edeln Eifers ward, iſt nicht im Stande, ſich ein Bild des Jammers jener Tage zu machen.

Ja, theuer iſt dieſer Sieg erkauft, und die Siege alle, von Lützen bis Leipzig, vom 2. Mai, der erſten mörderiſchen Feuertaufe unſerer jungen Freiwilligen, bis zum 16. October bei Wachau und Möckern, bis zum 18. in den Ebenen Leipzigs, die Siege von Großbeeren, an der Katzbach, Kulm, Dennewitz, Wartenburg, ſie ſind mit dem theuerſten

Blut unſers Volks, ſie ſind mit den ungeheuerſten Anſtrengungen, den ſchwerſten Opfern und Entſagungen errungen! Und doch nicht zu theuer erkauft! Das Gelübde der Millionen, die im Februar nach dem königlichen Aufruf den letzten Athemzug an die Befreiung des Vaterlandes zu ſetzen verſprochen, war über alles Hoffen gelöſt. Alle wußten, was ſie für den Sieg geopfert, und alle achteten das Opfer und den Preis des Triumphs gering.

„Wir ſind frei", jubelt Arndt in jenen Tagen, „wir athmen wieder. Wenn wir unſer Glück ganz fühlen könnten, wenn der Sterbliche überhaupt das Fröhliche ſo tief in ſich hineinſenken könnte wie das Traurige, ſo müßte die Wonne des neuen Daſeins den Faden unſers Lebens zerreißen. Wir ſind freie Männer, wir können die Sonne wieder anſehen als das Licht, welches Ehre und Tugend beſcheint."

Unſer deutſches Volk hat recht gekämpft, darum ward es gekrönt.

Und worin bezeugt ſich dies rechte Kämpfen?

Es ging dieſem Kampfe voran die ſittliche Erhebung und Erneuerung des Volks.

Es wurde dieſer Kampf geführt in heiliger, alles opfernder Begeiſterung,

Es galt dieſer Kampf dem Vaterlande.

Es ging dieſem Kampfe voran die ſittliche Erhebung und Erneuerung des Volks. Dem Kampfe der Waffen voran der Kampf des Geiſtes. Dem Kampfe mit dem äußern Feinde voran der gegen den innern Feind. Deshalb war der Sieg ſo groß und vollſtändig. Deshalb wurden die Kämpfenden gekrönt.

Es war eine tiefe Erniedrigung, aus der wir uns

erſt wieder erheben mußten, um dieſen Kampf beginnen zu können. Nicht die äußere Erniedrigung allein meine ich, die tiefen Wunden, die unſerm Volke und Lande ſeitdem geſchlagen. Nicht den Jammer allein meine ich, daß die Armeen vernichtet, die Feſtungen mit Feindestruppen beſetzt, ein Theil des Landes abgeriſſen, der übrige dem ſchamloſeſten Plünderungswerke preisgegeben, daß der Uebermuth und die Treuloſigkeit der Feinde die Verträge brachen und die auferlegten Laſten ins Maßloſeſte erhöhten, — nein! Den Jammer meine ich, daß auf die verlorenen Schlachten die treuloſe und feige Uebergabe der Feſtungen folgte, daß Schlaffheit und Gleichgültigkeit, Selbſtſucht und Zwietracht überall hervorbrachen, daß der Haß und Hohn gegen die bis dahin bevorzugten übermüthigen Klaſſen der Geſellſchaft laut und lauter wurde, ja daß die Schadenfreude über die Niederlage dieſer Verhaßten das allgemeine Elend einen Augenblick vergeſſen ließ, daß alle die innern Wunden aufbrachen, und alſo raſch aufeinander die Schläge folgten, welche die ganze Fäulniß des alten Lebens enthüllten und auf eine tiefe Krankheit hinwieſen, die den Staat bis auf ſeine Grundlagen ergriffen hatte.

Aber ſo tief die Erniedrigung, ſo herrlich die Erhebung! Die Zerſtörung war eine ſo allgemeine, daß entweder alles in den Tod gehen, oder aus dem Tode neues Leben geboren werden mußte. Alles Eitle und Hochmüthige, alle Vorrechte und Vorurtheile, aller Neid und Hader waren ja in dem großen, gemeinſamen Jammer untergegangen, — es war der Tag gekommen, da aller Einzelnen Wünſche und Vortheile und Hoffnungen in dem großen Schutt zuſammenſanken.

Und war dieſe Zerſtörung hereingebrochen deshalb, weil jeder Einzelne nur ſich retten wollte und darum alle verloren gingen, nun wohlan, ſo galt es, ſich ſelbſt zu vergeſſen,

und hinzugeben, um alles zu gewinnen. Und es fehlten unſerm Volke in dieſer ſchwerſten Zeit die rechten Helfer und Tröſter und Rather nicht, die Helden, welche Glauben hielten in den Tagen der Hoffnungsloſigkeit, und durch den Glauben an die Zukunft ihres Volks, durch den Glauben an den Sieg, den Sieg ſelbſt heraufführten. Ja, heute ſteigen vor unſerm Geiſte auf alle dieſe Heldengeſtalten, die muthig die Hand an das große Werk der Erneuerung legten und es treu und ſtark zu Ende führten! Vor allen — der gewaltige Stein, der große Dränger und Treiber, hart und feſt wie ſein Name; des neuen Bundes Grundſtein, in welchem das alte Ritterthum deutſchen Reichs noch einmal zur kraftvollſten Erſcheinung kam. Er wollte die innere Kraft des Volks befreien, da die äußere gebrochen. Er glaubte an dieſe innere Kraft, an dieſe Macht des ſittlichen Geiſtes! Er rief die Vaterlandsliebe auf, den Gemeingeiſt; dieſe ſchlummernden Kräfte wollte er wecken, dieſe verborgenen Schätze wieder heben. Er befreite die gebundene Staatskraft von all den Laſten und Feſſeln des Eigenthums und der Perſon; er wollte ein tüchtiges Bürgerthum ſchaffen, getragen durch die Selbſtregierung der Gemeinden, durch den Geiſt mannhafter Selbſtändigkeit auf den Grundlagen des Geſetzes! Und neben ihm: Scharnhorſt, der edle Waffenſchmied der deutſchen Freiheit. Ernſt und ſchmucklos und in ſich gekehrt, aber klaren Auges das Ziel erſchauend und feſten Sinnes nimmer weichend. Er war es, der die vernichtete Wehrkraft wiederherſtellte und neu geſtaltete, der ein Volksheer, ein Volk in Waffen ſchuf.

Und unter den Helden der Wiſſenſchaft, der Redner an die deutſche Nation, Fichte, der Mann des unerſchütterlichen Herzens, der ſtrafend, gleich den Propheten des alten Bundes, vor ſein Volk trat und der Gegenwart das Bild ihrer Ver-

kommenheit entgegenhielt und ihr zurief: „Das Eine Laſter, das alles beherrſcht und alles zerſtört hat, iſt die Selbſtſucht, die Eine Tugend, die alles wiederherſtellen und retten kann, iſt die Aufopferung.“ Und wie möchten wir heute des Mannes vergeſſen, der faſt ein Jahrhundert mit ſeinem Volke gelebt und gelitten und gekämpft und mit ſeinem warmen deutſchen Herzen, mit ſeinem ſtarken Manneszorn, mit ſeinem fröhlichen Glauben in Lied und Rede es aufgerichtet hat, da es verzagen wollte, des Vaters Arndt; wie vergeſſen des Sängers, der des Krieges Leier rührte, deſſen lichte, jugendliche Stirn mit dem Lorber geſchmückt in das Heldengrab dahinſank! Sie alle haben recht gekämpft, ſie ſtanden wie treue Hüter auf der Warte, und riefen ihrem Volke zu: erhebe dich, eile, daß du nicht umkommſt auf dem Wege. Und wie hat ſich dies Volk gewandelt in den ſieben Jahren? Von der Schlacht bei Jena bis zur Schlacht bei Lützen? Es war ein neues, ein wiedergeborenes Volk, das hier kämpfte! Und als nun der ernſte Waffengang begann, da folgte es ſeinen großen Führern, dem greiſen Blücher, dem in jugendlichem Feuer allen voranſtürmenden, dem hellblickenden Schlachtenordner Gneiſenau, dem eiſernen, kriegsgehärteten York, von Sieg zu Sieg!

Und dieſe ſittliche Erhebung des Volks, war eine heilige, alles opfernde Begeiſterung. Es waren nicht geworbene Söldlinge, die den Kampf führten, er war nicht durch Furcht und Gewalt und äußeres Gebot erzwungen; er ſtammte aus dem Volke, aus ſeinem Herzen, aus ſeiner freieſten und heiligſten Begeiſterung. Mit dem Herzen des Volks, mit ſeinen edelſten Kräften, mit ſeiner ganzen hingebenden Liebe iſt dieſer Kampf begonnen und zu Ende geführt. Die Fürſten und ihre Rathgeber, anfangs zögernd und zweifelnd, wurden mit fortgezogen, und über ſich ſelbſt hinausgehoben, ja, faſt wider ihren Willen aus

der Niederlage emporgerissen. War es doch, als ob namentlich das preußische Volk, das seinem Fürstengeschlechte so Großes verdankte, ihm jetzt den Dank für die Schöpfung eines einigen, mächtigen Staates durch die Erhaltung desselben mit seinem Blute zurückzahlen wollte.

Nie vielleicht ist so rein das Feuer der Begeisterung, nie zu hohen Flammen im deutschen Volke emporgeschlagen. Und als nun in den gebietenden Kreisen die Bedenken endlich gesunken, als die großen Erlasse vom 3. Februar und vom 17. März an das Volk ausgegangen, als die Kriegserklärung gegen Frankreich ausgesprochen: da war es wie ein Frühlingssturm, der die Eisdecke brach, und durch die Seele des Volks wogte hoch der Begeisterung Strom. Von diesem Augenblicke an war alles preußische Land Ein großes Heereslager, das Bild einer ungeheuern Aufregung und Thätigkeit, einer festen todesmuthigen Entschlossenheit. Diese Hingebung durchzog alle Stände, alle Altersklassen und Geschlechter; alle frühern Parteiungen, aller Zwiespalt der Stände war vergessen, trat zurück vor der großen, gemeinsamen Sache des Vaterlandes. Die Söhne eilten zu den Fahnen aus freiem Entschluß, die Aeltern segneten ihren Muth; Jünglinge und Männer strömten zu den freiwilligen Scharen, die Universitäten lösten sich auf, die Lehrer zogen mit ihren Zuhörern zum Regiment. Und diejenigen, welche nicht in den Kampf ziehen konnten, brachten gern und freudig ihre Gaben dar: die Beamten einen Theil ihres geringen Gehalts, die Wohlhabenden das, was sie erspart, die Gatten die goldenen Trauringe, die sie mit eisernen tauschten, die Bräute das Geschmeide, das sie von den mit fortziehenden Geliebten erhalten. Jeder gab das, was er hatte, opferte das, was ihm das Theuerste war!

Man ging in den Krieg wie zum Gottesdienst, mit

tiefer und froher Andacht, das Bild des großen Vaterlandes vor Augen, welches aus dem Blute der Gefallenen zu der alten Herrlichkeit emporwachsen sollte. Ehe die Freiwilligen aus Berlin ausrückten, hielt der große, geistesfreie Schleiermacher ihnen den Abschiedsgottesdienst. Am Schlusse desselben redete er die Mütter der jungen Krieger an und hieß sie glückselig, solche Söhne geboren zu haben; sie weinten und schluchzten, aber sie waren glückselig.

Ja, es war dies eine heilige Begeisterung; die Quellen der Religion, lange verdeckt und verschüttet, brachen aus den verborgenen Tiefen des deutschen Gemüths wieder hervor; es war ein Geist der Feier und Andacht, welcher wunderbar die Menschen ergriff; alles Eitle und Nichtige schmolz in diesem heiligen Feuer dahin; die Seelen wurden wieder geöffnet dem Unendlichen, die Hände, die zu beten verlernt, falteten sich wieder, die ganze Zuversicht der Herzen floh zu dem hin, dem Einen, dem Ewigen in diesem Wandel der Schicksale, der allein retten, allein die rechte Kraft und den Muth des Gelingens geben konnte. Ja, es war diese Begeisterung: Religion. Es war dieser Glaube an die Zukunft des Volks ein frommer Glaube. Es galt ja den Kampf um das Höchste, um Herd, Vaterland und Freiheit. Ein solcher Kampf aber, in welchem der Mensch alles daran setzt, sein ganzes irdisches Selbst freudig in den Tod gibt, ist: Religion. Und wie ernst und einfach und männlich war diese Begeisterung! Es wurden nicht viel große und prahlerische Worte gemacht. Es war nicht eine fliegende Hitze, welche die Gemüther ergriff, nein, ein fester, todesmuthiger Entschluß. Die Freiwilligen sammelten sich still in den Städten, und mit ernstem Gesang zogen sie aus den Thoren. Es war nicht Schwärmerei, es war ein feierlicher Ernst, der in allen lebte; das

Gefühl, eine große Pflicht über sich zu nehmen, vor der alle andern Erdenpflichten nichts seien; der Gedanke, in einen Kampf zu gehen um die heiligsten Lebensgüter, die höher als das Leben selbst!

Ja, um die heiligsten Lebensgüter! Es war der Kampf für das Vaterland! — Vaterland! Wie vieles Schöne und Holde und Liebe, wie vieles Herrliche und Große faßt dies Eine Wort zusammen! Es ist ja nicht das heimische Land allein, der Grund und Boden, wie die Natur ihn anmuthig und fruchtbar und die Seele fesselnd ausgestattet hat, nein, es ist mehr! Es ist unsere Sprache, unsere Sitte und Bildung, unser Recht und Familienleben, unser tiefstes Gemüth, unser innerstes Gewissen, unser Dichten und Denken, unser Stolz und unsere Ehre, unsere Erinnerung und unsere Hoffnung; es umfaßt alles, was uns heilig ist; es ist der Boden der Sittlichkeit, auf dem wir stehen und mit dem wir untergehen.

Ich weiß nicht, meine Freunde, ob es viele unter euch gibt, welche jenen Ruf: „Mit Gott für König und Vaterland!“ für den rechten und vollen Ausdruck der Stimmung halten, in welcher damals die jungen Krieger in den Tod gingen. Mir ist er immer als ein fremdartiger und verkehrter erschienen. Klingt es doch, als ob der König vor dem Vaterlande da sei, als ob ihm das Vaterland gehöre, während er doch dem Vaterlande mit angehört. Ist doch in Wahrheit das Vaterland das Erste, das Ein und All, das alles andere, auch den König mit umfaßt. Ist doch die Liebe und Anhänglichkeit zu dem angestammten Fürstenhause nur darum eine so feste und innige, weil wir in ihm, dem heimischen, dem vaterländischen Fürsten das Bild des Vaterlandes selbst am klarsten schauen und am stärksten lieben! Und hat doch der preußische

König Friedrich Wilhelm III. ſelbſt in ſeinem einfachen Sinne für Wahrheit das Verkehrte jenes Rufes recht wohl gefühlt. Als ein alter Offizier, der vier Söhne zum Heere gebracht, von ihm gefragt wurde, wie es ihm und den Söhnen gehe, antwortete er: „Es geht uns gut“, und ſtockte einen Augenblick. „Meine Söhne“, fuhr er fort, „ſind alle für Ew. Majeſtät gefallen.“ „Nicht für mich“, rief erſchüttert der König, „nicht für mich, wer könnte das ertragen; aber für das Vaterland!“ Ja, für das Vaterland! Welcher Einzelne könnte das ertragen, daß für ihn dieſe Blutſtröme gefloſſen, daß ſeinem Hauſe dieſe Menſchenopfer dargebracht wurden!? Für das Vaterland ſtarben ſie alle, das Vaterland haben ſie die heldenmüthigen Väter, ihren Kindern und Enkeln als ein freies und beglücktes wieder errungen!

Und wie danken wir ihnen? Wie feiern wir dieſen Tag als ihrer werth? Wenn wir gleich ihnen recht kämpfen. Wenn wir den tapfern, treuen, vaterländiſchen Geiſt der Väter bewahren und ihn fortbilden mit der wechſelnden Zeit und ihren Aufgaben. Wenn wir das Werk, das ſie begonnen, vollenden, und auf dem Boden, den ihr Heldenmuth uns erkämpft, jenes ſtarke, einige Reich gründen, das vor unſerer Seele ſteht. Wenn wir uns die große Erinnerung dieſes Tages nicht verkümmern und verbittern laſſen, ſondern uns an den Helden dieſer Zeit aufrichten und erheben von jedem Kleinmuth, von jeder Niederlage des Augenblicks. Wenn wir ihnen auch dafür danken, daß ſie uns noch ſchwere Kämpfe übriggelaſſen, durch die wir uns ihrer werth zeigen können.

Ich weiß es ja, der tiefgehende Unmuth der Zeit iſt wohlberechtigt. Wie viele Verſprechungen ſind nicht gehalten, wie viele Hoffnungen derer, die damals alles daran gaben, bitter getäuſcht! Aber — ſoviel auch gefehlt und geſündigt iſt —

heute wenigstens wollen wir nicht abrechnen, wer der Schuld größten Theil trägt. Es ist nicht wahr, daß wir nicht vorwärts geschritten, sondern zurückgegangen; es ist nicht wahr, daß umsonst das Blut von Hunderttausenden vergossen; daß die Früchte dieses Befreiungskampfes nicht werth waren der ungeheuern Opfer, welche für ihn dargebracht wurden. Wir haben ja mit dem befreiten Vaterlande den heiligen Grund und Boden, auf welchem wir den Bau der innern Freiheit aufführen und ohne welchen er in Trümmer sinkt. Und unser Volk ist vorwärts geschritten; denn wenn auch jene Flamme der ersten Begeisterung erloschen, wenn auch auf die übergroße Anstrengung naturgemäß die Erschlaffung folgte, wenn auch alle die Lücken, die der Krieg gerissen an Menschenleben, an Vermögen, an Geisteskraft, noch auf Jahrzehnte fühlbar waren, und wenn auch gerade von oben her in thörichter, kleinlicher Furcht so vieles niedergehalten und niedergetreten wurde, was fröhlich aufkeimen wollte: wir sind vorwärts geschritten; der Geist der Selbständigkeit und männlichen Thatkraft hat sich überall entwickelt; der Gemeinsinn, die lebendige Theilnahme am Staatswohl, hat das Volk bis in seine untersten Klassen ergriffen; die freie Vereinigung ist eine große, schützende Macht für den Einzelnen, den Schwachen geworden; die Oeffentlichkeit in Wort und Schrift zieht, einem Strome gleich, alles mit fort, was auf seinen Wogen treibt; der Dom deutscher Freiheit und Einheit steht wenigstens in seinen unsichtbaren Mauern, d. i. in den Gesinnungen des Volks, da, und unser ist es, zu kämpfen, um mit dem Kranz der Zinnen und Thürme diesen Bau zu krönen!

Ja, kein bloßes Te Deum heute! Kein leerer Jubel bei Wein und Lied! Keine großen, prahlerischen Worte, die bald verrauschen! Nicht Feuer auf den Bergen allein, deren Glut

in Asche versinkt! In unsern Herzen sollen wir die Feuer entzünden. In unsere Gesinnungen sollen wir den Geist unserer Väter aufnehmen, den treuen, festen, opferbereiten Geist, ihn mit stillem Ernste pflegen und aufsparen für die Zeiten der Noth. Und wenn diese Zeiten wiederkehren, wenn es wieder gilt, für das Vaterland, aller andern Güter heilige Grundlage, zu kämpfen, dann mögen sie uns einig finden, dann möge kein ruchloses Rheinbundsgelüste den deutschen Namen schänden! Herr, dich flehen wir an: mache du uns einig und stark. Erhebe uns über den Haß der Stände und die Zwietracht der Stämme! Sende uns Männer zu Führern, auf welche das Volk mit Vertrauen blickt; sende uns Helden, die zu sterben wissen! Gib du uns den Muth des Glaubens, der nimmer verzagt! Herr, schütze unser Volk! Segne unser Vaterland! Amen.

II.

Predigten über freie Texte.

7.

Die Wunder des Geiſtes.

Text: Lucas 7, 18—23.

Und es verkündigten Johanni ſeine Jünger das alles. Und er rief ſich ſeiner Jünger zween, und ſandte ſie zu Jeſu und ließ ihm ſagen: iſt du, der da kommen ſoll, oder ſollen wir eines andern warten? ı aber die Männer zu ihm kamen, ſprachen ſie: Johannes der Täufer t uns zu dir geſandt, und läßt dir ſagen: Biſt du, der da kommen ſ, oder ſollen wir eines andern warten? Zu derſelbigen Stunde er machte er viele geſund von Seuchen, und Plagen, und böſen iſtern, und vielen Blinden ſchenkte er das Geſicht. Und Jeſus antrtete und ſprach zu ihnen: Gehet hin, und verkündiget Johanni, was : geſehen und gehöret habt: Die Blinden ſehen, die Lahmen gehen, Ausſätzigen werden rein, die Tauben hören, die Todten ſtehen auf, ı Armen wird das Evangelium geprebigt; und ſelig iſt, der ſich nicht ɜert an mir.

Die fragende Botſchaft Johannes des Täufers aus den nkeln Tiefen des Gefängniſſes an den im Lichte der Freiit wandelnden Heiland iſt darum von ſo erſchütternder Gelt, weil ſie den Gegenſatz der Perſönlichkeit wie der Lage

zwiſchen dieſen beiden, Johannes und Chriſtus, uns ſo rein und ſtark vor die Seele führt. Während Chriſtus von der begeiſterten Liebe des Volks in Galiläa getragen wird, mitten in ſeiner heilbringenden Wirkſamkeit, auf der Höhe ſeines Anſehens daſteht, und überall tröſtet und heilt und belebt, und den Samen für eine große Zukunft ausſtreut und die erſte Gemeinde, die Genoſſen des neuen Reichs, um ſich ſammelt, verzehrt ſich Johannes in einſamem Gefängniß vor Trauer, vor Erwartung und Sehnſucht. Aber nicht allein die Verſchiedenheit der Lage iſt es, die uns in ſo vollem Lichte hier entgegentritt und uns mit wehmüthiger Theilnahme für den umdüſterten Sinn des Gefangenen erfüllt; es iſt ebenſo ſehr die Verſchiedenheit der innerſten Perſönlichkeit zwiſchen dem Vorläufer des Herrn und ihm ſelbſt.

Johannes war ein Prophet, im Sinne der alten jüdiſchen Propheten; der letzte, und, wie der Herr mit Recht von ihm ſagt, der größte. Er verkündet das zukünftige Heil, er bringt es nicht. Er weißt hin auf den, der da kommen ſoll, er iſt es nicht. Er ſteht wie Moſe, da er Abſchied nahm von dieſer Erde, auf einem hohen Berg und überſchaut das Land der Verheißung; aber ſein Fuß betritt es nicht. Er fragt und zweifelt: „Biſt du es, der da kommen ſoll, oder ſollen wir eines andern warten?“ Und nur der Tod macht ſeinem Zweifel ein Ende.

Er war nur der Vorläufer, die letzte verhallende Stimme der Weiſſagung, er gehörte noch dem alten Bunde an, dem Geſetz mit ſeiner Drohung, ſeinem düſtern Ernſt, ſeiner Entſagung; er betrat noch nicht das Land des Segens, das Erbe der Verheißung. Der Prophet Maleachi hatte einen ſolchen Vorläufer des Meſſias verkündet, welcher die Menſchheit für die Tage der kommenden Herrlichkeit vorbereiten ſollte, ein

Bote, der ihm die Wege ebene, die Tenne reinige vor seinen Füßen.

Nach dem Glauben des jüdischen Volks wurde unter diesem Vorläufer der Prophet Elias verstanden, von dem man meinte, er werde vom Himmel herniederkommen, um wie einst an den Baalspriestern, den Abfall des auserwählten Volks mit feurigem Schwert zu strafen; auch gesellte man wol dem Elias den Patriarchen Henoch und den Propheten Jeremias zu, die man als die Schutzgeister der Nation verehrte. Christus aber und seine Jünger wandten jene Hoffnung des Volks, jene alte und dunkle Weissagung auf Johannes den Täufer an, der durch seine Lebensweise, seine Freimüthigkeit, seine kühne Auflehnung gegen den Herodes und sein Haus, die Erinnerung an die Riesengestalt des Elias wieder wach gerufen. So steht er denn da, an der Schwelle des neuen Bundes, der finstere, fastende Prediger der Wüste, gleichsam der bittere Wermuth, der die Lippen für die Süßigkeit des Reiches Gottes vorbereiten sollte.

Groß und scharf ist der Gegensatz der beiden, des Johannes und Christus! Jener wendet sich, gleich den alten Propheten, an die verderbten Fürsten und ihre Höfe, an die Ueppigen und Reichen; sein Wort ist ein versengender Feuerregen, seine Predigt ein göttliches Strafgericht, und erst nach der Erfüllung dieses reinigenden Gerichts soll des Segens Ueberfluß niederträufeln auf die Stätte der Verwüstung und das Reich des Friedens auf Erden beginnen.

Christus dagegen wendet sich an das arme, leidende, ringende Volk; sein Wort ist ein Wort des Trostes und der Erlassung, er bringt des Segens Fülle, er ist des Friedens Fürst. Johannes und seine Jünger fasten und entbehren, rauhe Kleidung und Mangel und die Einsamkeit der Wüste

ist von ihnen selbst erwählt. Christus dagegen steht mitten im vollen Menschenleben, wirkt mitten unter seinem Volke, trägt mit den Brüdern Freud' und Leid, nimmt Theil an ihren heitern und ernsten Stunden. Johannes fordert und straft, Christus gibt und beseligt. Johannes ist der Zuchtmeister, Christus der Bräutigam. Des Johannes Geberde ist düster und herb, Christi freundlich und mild. Ja, Christus ist der Bräutigam, sein Reich ein Liebesbund der Menschen; er wirbt um eine jede Menschenseele, er ladet zu dem großen Festmahl, an dem Friede, Freude, Versöhnung den Vorsitz führen.

So finden die Jünger des Johannes den Herrn, mitten in seiner Heilandswirksamkeit, umgeben von dem an seinen Lippen hängenden, armen, heilsbedürftigen Volk! Und seine Antwort auf die Frage: „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?" ist: „Schauet her, verkündet, was ihr gesehen und gefunden habt." Fragt nicht nach Beweisen, die That ist der Beweis. Das lebenschaffende, segenbringende Wirken ist meines göttlichen Berufs, ist der innern Wahrheit höchstes Zeugniß!

So sei denn das der leitende Gedanke unserer heutigen Betrachtung: der höchste Beweis für die Wahrheit des Christenthums sind die großen innern Umwandlungen, die Wunder des Geistes.

Ihr wendet mir wol ein, gerade diese Stelle bezeuge deutlich, daß Christus sich auf seine Wunder berufe zum Beweise dafür, daß er der ersehnte und geweissagte, der gottgesandte Messias sei. Ich will nun solche Wunder und die Wahrheit ihrer Erzählungen hier nicht bestreiten. Nur daran will ich wieder erinnern, worauf ich öfter schon aufmerksam gemacht habe, daß es vor Gott keine Wunder gibt, daß er seine eigenen Naturgesetze nicht aufhebt, seine eigenen Ord-

nungen nicht umstürzt, daß er nicht äußerlich und willkürlich eingreift in die Welt, vielmehr alles, was er wirkt und erhält, im großen Zusammenhange des Ganzen und nach seinen ewigen Gesetzen schafft, und daß daher was die Menschen, Kindern gleich, Wunder nennen, nur das ihnen wunderbar Erscheinende, das Ungemeine ist, für welches das gewöhnliche Maß ihrer Erfahrungen nicht ausreicht. Und auch darin, meine Freunde, seid ihr gewiß mit mir einverstanden, daß diese äußern, sogenannten Wunder nicht das Höchste im Leben des Herrn waren, daß in diesen Heilungen sein Heilandsberuf sich nicht erfüllte, daß sie nicht den eigentlichen und letzten Beweis für seine göttliche Sendung zu geben vermögen. Wie oft hat der Herr selbst die Wundersucht der Juden hart gescholten mit den Worten: „Dies Geschlecht glaubt nicht anders, als wenn es Wunder sieht"; wie oft hat er sich dem Verlangen entzogen Wunder zu thun, und bei seinen Heilungen die, welche er errettet, gemahnt, die Kunde davon nicht weiter zu bringen! Ja, müssen wir nicht sagen, daß wenn diese Wunder die Hauptbeweise für seinen Erlöserberuf wären, wir, die später Geborenen, weit zurückständen hinter denen, vor deren Augen solche Thaten geschahen; daß für uns, die wir nur aus den alten Erzählungen von diesen Wundern wissen, an denen und vor denen sie nicht mehr sichtbar ausgeübt werden, auch die Kraft dieses Beweises sehr abgeschwächt und von mannichfachen Zweifeln berührt wird?

Nein, diese Wunder, die vergangenen, die seitdem nicht wiederholt sind, sind es auch nicht, die uns zu Christo und seinem heilbringenden Evangelium hinführen; sie mögen vielmehr manche in unserer Zeit von ihm abwenden und ihm entfremden. Es sind vielmehr die gegenwärtigen Wunder, die, welche fortwirken bis auf diesen Tag, und

die wirken werden, solange das Christenthum steht. Es sind die Wunder in unserm Innern, die wir alle erfahren können und sollen. Es sind die großen Umwandlungen in unsern geistigen Kräften, in unsern Gesinnungen und Handlungen, in unserm Streben, Hoffen und Lieben; es sind die „Wunder des Geistes!"

So liegt denn auch diesen Worten Christi an die Jünger des Johannes ein tieferer, geistiger Sinn zum Grunde. Es klingt nur so für den oberflächlich Aufmerkenden, als ob von sinnlichen Machtthaten, von Heilungen des Leibes allein die Rede sein solle. Ihr wißt es ja, wie der Herr es liebt und wie es zum Eigenthümlichsten seiner Lehrweise gehört, an Sinnlichem anzuknüpfen, um zu Geistigem emporzusteigen, in der sichtbaren Welt das Spiegelbild der unsichtbaren Geisteswelt zu schauen. Wie er also von Leben und Tod, von Hunger und Durst, von Armuth und Elend, von Heilen und Lebendigmachen so gern in einem doppelten Sinne spricht und sich selbst das Brot des Lebens nennt, den Quell lebendigen Wassers, aus dem wir schöpfen sollen, den Arzt, der nicht für die Gesunden, sondern für die Kranken gekommen, den Heiland, der heilen will alle Krankheiten, verbinden alle Wunden der Menschheit, überwinden selbst den Tod. Also ist es auch hier. Also sind auch diese Worte zu verstehen: „Gehet hin und verkündigt Johannes, was ihr gesehen und gehöret habt: Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Todten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt." Gebrechen, Krankheit, Armuth, Tod, das sind die Leiden der Menschheit, mit denen ein jeder zu ringen hat während dieses dunkeln Erdenlebens, und in denen uns zur Seite stehen und uns heilen will der Heiland der Menschheit!

Ja, Heilungen sind es alle! Wiederherstellungen des gebrochenen Lebens. Leben schafft er in allen Gestalten, in allen Handlungen. Wunder sind sie alle, diese Umwandlungen des Innern, diese großen Gegensätze, die so nahe und unerklärlich nebeneinander stehen! Wenn wir sehen, wie die Eiteln ernst werden, die Schwachen stark, die Lässigen begeistert, die Unzufriedenen genügsam, die Falschen treu, die Rauhen sanft, die Auffahrenden still, die Launenhaften voll Gleichmuths, die Leidenden geduldig! Und haben wir es nicht oft schon gesehen! Plötzlich und unerwartet steht die umgewandelte Gestalt vor unsern Augen, daß wir sie kaum wiedererkennen! Das Leben ist hindurchgebrochen durch die Krankheit, die zum Tode zu führen schien; der Schlummernde ist erwacht, der Begrabene auferstanden; verborgene, ungeahnte Kräfte steigen aus den göttlichen Tiefen des Gemüths hervor. Das sind die Wunder der Bekehrung, wie die fromme Redeweise sie nennt. O, verwerft sie nicht darum, weil euch diese Redeweise nicht gefällt! Es gibt ja, das wissen wir alle, soviel Unnatürliches und Engherziges und Gemachtes, soviel Uebertriebenes und Unsittliches in diesen sogenannten Bekehrungen; und doch sollen wir den tiefern Wahrheitskern nicht mit der Schale wegwerfen. Wir sollen den eiteln und oberflächlichen Weltmenschen nicht das Wort reden, welche von solchen großen und erschütternden Hergängen in der Menschenseele nichts wissen und nichts wissen wollen, und alles, was nicht in dem ausgefahrenen und alltäglichen Gleise ruhig einhergeht, sogleich Lüge und Heuchelei nennen. Eins ist es allerdings, was diesen Bekehrungen einen so unnatürlichen und abstoßenden Charakter gibt, das ist, daß so alle menschlichen und sittlichen Mittelursachen, alles, was sonst uns nahe steht, ausgeschlossen werden, daß Christus so ganz allein und für sich, und nur durch

die engen Kanäle der Bibel und Erbauungsbücher und Predigten und Gebete zu uns bringen, und seine Umwandlungen in der Menschenseele bewirken soll. So ist es nicht. Christus, sein Geist, seine Gaben, seine heilenden und belebenden Kräfte, die die Welt durchdringen und bis zu uns hinwirken, sie wirken hindurch, durch alles, was gut und herrlich und geistig lebendig ist in der Menschheit; durch unsere Aeltern und Erzieher, durch unsere Lebenserfahrungen und Leiden, durch unsere Liebe, durch unsern Beruf, durch die menschlichen Vorbilder, die Christus nicht verschmäht, die vielmehr er selbst uns sendet, daß sie uns zu ihm führen.

O, das wißt ihr ja, welche wunderbare Umwandlungen eine starke und tiefe Liebe wirkt! Wie bald streift sie alles Eitle ab, wie ganz andere werden die täglichen Gewöhnungen und Gedanken, wie leicht wird die Entsagung dessen, was einst das Liebste, wie still wird der unruhige, umherfahrende Sinn; wie wendet sich alles nach innen zu, von dem äußern Leben und seinem Schein und Glanz! Da zeigt sich deutlich, daß die echte Liebe alle flackernde Leidenschaft in sich verzehrt, daß vor der Wahrheit aller falsche Schein zerfließt!

So ist es auch mit einem großen und ernsten, die ganze Seele erfüllenden Beruf! Er macht uns selbst ernst und still und fest und geschlossen, und alle guten Kräfte wachsen und verbinden sich untereinander und strömen nach Einem Ziele, und alles leichtfertige und oberflächliche Wesen ist vergessen und versunken!

So ist es auch mit den schweren und erschütternden Lebenserfahrungen, die wir durchzukämpfen haben, im Leiden und Sterben, in zerstörten Hoffnungen, in stillen Entsagungen! Das Krankenbett und der Tod, sie predigen gewaltig! Da

iſt wol mancher ſchon umgekehrt und hat ſich ſelbſt gelobt auf dem Heimwege vom Grabe, einen neuen Weg zu wandeln, und hat dies Gelöbniß gehalten! Da iſt wol oft ſchon aus dem Tode ein neues Leben geboren!

So iſt es auch, wenn wir auf unſerm Lebenswege, der uns bisher nur mit gedankenloſen und äußerlichen Menſchen zuſammenführte, einer Perſönlichkeit begegnen, die mit klarem Bewußtſein deſſen, was ſie will und voller hingebender Kraft ihr hohes Ziel verfolgt, und die wir zuerſt vielleicht nur verwundert anſchauen, die wir aber je länger je mehr lieben und verehren müſſen, und die uns endlich in ihre Kreiſe, in ihr Kämpfen, Glauben und Hoffen, mit unwiderſtehlicher Gewalt hineinzieht! Ueberall ſind es alſo lebendige Menſchen, wirkliche und eigene Erlebniſſe, die ſolche große Umwandlungen und Umkehrungen in uns hervorrufen; aber ſie wirken in Chriſti Namen, in ſeinem Auftrage; ſein Geiſt, ſeine Kraft lebt in ihnen!

Und nun laßt uns einmal dieſe Wirkungen ſeines umwandelnden Geiſtes überſchauen! Zuerſt: die gelähmten Geiſtesorgane werden wiederhergeſtellt, ſodann: die Krankheit der Sünde wird geheilt, endlich: Armuth und Tod werden überwunden.

Die gelähmten Geiſtesorgane werden wiederhergeſtellt! Die Blinden ſehen, die Lahmen gehen! Wie viele ſolcher Blinden wandeln umher, die ſelbſt keine Ahnung haben von ihrem Gebrechen. O, ſie ſind wol nicht völlig erblindet; ſie ſehen noch einen Dämmerſchein von jener Geiſteswelt, die ſich hinter dieſer Sinnenwelt erhebt wie ein fernes Gebirge, wie einen kaum erkennbaren Streifen am Horizont. Das aber, was ſie ſehen mit vollkommener Klarheit, worauf Stunde für Stunde ihr Auge gerichtet iſt, das iſt die Sinnenwelt!

Und die also blind waren, sie sehen! Aber was sehen sie denn? Vor allem sich selbst. Sie werfen einen Blick in ihr Inneres, das sie bis dahin nie geschaut. O, welch ein verworrenes Durcheinander! Wie ziellos und planlos war dies ganze Leben! Wieviel unbefriedigte Bedürfnisse, wieviel thörichte Wünsche, wieviel dunkles Sehnen! Wieviel Unwahrheit und Selbstbetrug! Und sie sehen ferner die heiligen Gebote Gottes, die mit leuchtenden Buchstaben geschrieben stehen auf der Tafel ihres Gewissens! Sie sehen das Reich Gottes, welches Christus aufgerichtet hat hier auf Erden, an welches sie sonst wol nie gedacht. Das Reich der Liebe und der Wahrheit, der Versöhnung und des Friedens; mit all seinen herrlichen Liebeskräften, all seinen unzerstörbaren Geistesgaben, all seinen stillen Seligkeiten! Sie sehen, wie dies Reich sich emporhebt und alle andern Reiche überragt, und wie die ganze Welt in seinem Dienste steht.

Und die Lahmen gehen! Wie der Nerv des Sehens und Erkennens, so war auch der des Wollens, der Bewegung, gelähmt. Auch sie wußten es nicht. Sie liefen ja den ganzen Tag mit ungeschwächter Kraft den irdischen Dingen und ihrem Erwerbe nach. Aber, wie lahm waren sie, wenn es galt, Christo nachzufolgen in aufopfernder Liebe? Wie schwer war da der Entschluß und wie langsam das Vorwärtskommen! O, ihre Tugend, auf die sie sich wol viel zugute thaten, auf wie traurigen Krücken wandelte sie einher! Auf den Krücken des Ehrgeizes, der Menschenfurcht und Menschengefälligkeit. Sie wurden ja nicht bewegt von innerer Kraft, von der Liebe zum Guten, sondern allein von dem Urtheil der Welt, von dem, was der äußere Anstand und gute Name unter den Menschen forderte. Die Lahmen gehen! O, wie ganz anders ist dieses Gehen, als

jenes jammervolle Lahmen! Das ist ein freudiges und kraftvolles Vorwärtseilen, mit sicherm Schritt, immer das hohe Ziel vor Augen, ohne zu rasten und zu ermüden, ob auch der Weg steil und lang, und die auferlegte Bürde schwer und niederdrückend sei!

Und, wenn also die gelähmten Geistesorgane wiederhergestellt, wenn also der Nerv des Erkennens wie des Wollens gestärkt, dann wird auch die Krankheit der Sünde geheilt. Die Aussätzigen werden rein! Werden sie es denn wirklich? Weicht der böse Aussatz von uns? Wer könnte sagen, er wäre rein? Und wäre er es auch in seinen Handlungen, ist er es denn in seinen Empfindungen und Gesinnungen? Begleitet und beschmuzt nicht die Eitelkeit und Selbstsucht auch die edelsten Thaten? Ja wohl! Es heißt mit Recht: Sie werden rein. Sie sind es noch nicht. Das ganze Leben ist ein solches Rein-Werden, ein Bad der Wiedergeburt. Aber die, welche einmal geheilt sind vom Herrn, fühlen doch, daß die Macht der Krankheit gebrochen, daß von innen her neue und gesunde Kräfte aufsteigen, und daß auch die bösen und häßlichen Erscheinungen, die geblieben, allmählich absterben und verschwinden.

Und endlich Armuth und Tod werden überwunden. Die Todten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Armuth und Tod, ja das sind die bleichen Schreckgestalten, die das Erdenleben beängstigend umschweben! Armuth ist die traurige Begleiterin für viele, die sie nicht verläßt von der Wiege bis zum Sarge, von den ersten bis zu den letzten Thränen, und der Tod ist die dunkle Nacht, die über uns alle herabsinkt. Den Armen wird das Evangelium gepredigt. Sie sollen getröstet werden; sie vor allen. Sie sollen an des ewigen Vaters Herz, der auch sie

nicht vergessen, sich vertrauensvoll legen. Sie sollen hingeführt werden zu dem, der Wohnungen hat für so viele. Vor dessen ewigem Geiste dies Erdenleben nur ein kurzer Augenblick ist, nur der Anfang für unendliche Entwickelungen! Sie sollen der brüderlichen, helfenden Gemeinschaft hier auf Erden froh werden. Sie sollen himmlische Kräfte empfangen, die sie, Schutzengeln gleich, aus diesem Jammer hinübertragen in die seligen Höhen! Sie sollen reich werden im Geist; sie sollen gespeist werden mit Geduld und frohem Muth, und bei allen Entbehrungen die schönsten, seligsten Freuden, die dies Leben geben kann, mitempfangen.

Und die Todten stehen auf! Des Todes Macht ist überwunden. Hier wird der Tod in seiner doppelten Bedeutung, als geistiger und als sinnlicher zugleich, gemeint. Wir stehen auf im Geiste zu einem neuen göttlichen Leben, mit neuen, nicht wieder ermattenden Kräften. Wir fühlen, dies erst ist Leben; dies ist Kraft und Freude und Schaffen, das nicht aufhört und über die Brücke dieser Zeit in die Ewigkeit hinführt. Und damit überwinden wir auch diesen Sinnentod mit allen seinen Schauern. Es ist das nicht so leicht. Es kostet uns das, und ob wir auch aus dem Geiste leben, doch noch manchen schweren Kampf. Ja, der Tod ist der König der Schrecken, und das dunkle Gewölbe, in welches wir hinabsteigen sollen aus dem heitern Licht des Lebens, übermannt uns wol oft bei Tag und bei Nacht mit qualvollen Beängstigungen. Und dann der Gefährte des Todes, sein vorausgesandter Bote, die Krankheit! Und die unheimlichen Gedanken, die uns auf dem vom Schlafe geflohenen Lager überfallen. Es ist das nicht leicht, den Tod überwinden! Es kämpfen mit dem Geiste all unsere Sinne, unsere Nerven und Adern, all unsere Erdenempfindungen, alle Erinnerungen an

das, was wir hier liebhaben und hier laſſen müſſen. Und doch überwinden wir mit Chriſto, dem Lebensfürſten, dem Lebengeber. Er ſpricht ja: „Ich bin die Auferſtehung und das Leben, und wer an mich glaubt, der lebt, ob er gleich ſterbe.“ Und du, der du einmal geſchmeckt die Kräfte des ewigen Lebens, wie magſt du zagen? Er reicht uns die Hand, um uns hinüberzuführen durch den engen, dunkeln Gang! Er ſpricht zu uns: „Folge mir. Gedenke meiner, wie auch ich einſt kämpfte mit den Schauern des Todes, in jener angſtvollen Nacht im Garten zu Gethſemane. Gedenke der Liebe des himmliſchen Vaters, zu dem ich dich hingeführt. Aus dieſer ewigen Liebe kannſt du nimmer ſinken; ſie hält dich umfangen und führt dich wieder an das Licht. So befehle denn deinen Geiſt in ſeine Hände!“ Amen.

8.

Christus im Schiff.

Text: Matthäus 8, 23—27.

Und er trat in das Schiff, und seine Jünger folgten ihm. Und siehe, da erhob sich ein groß Ungestüm im Meer, also, daß auch das Schifflein mit Wellen bedeckt ward; und er schlief. Und die Jünger traten zu ihm, und weckten ihn auf, und sprachen: Herr, hilf uns, wir verderben! Da sagte er zu ihnen: Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam? und stand auf, und bedrohete den Wind und das Meer: da ward es ganz stille. Die Menschen aber verwunderten sich, und sprachen: Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam ist?

Zu den schönsten Erzählungen von Christi Aufenthalt in Galiläa gehört diese Meeresfahrt. Es ist, als ob sie Zug für Zug, ja mit jedem einzelnen Wort ein Sinnbild unserer Lebensfahrt in Sturm und Meereswogen sei. Auch zu uns tritt Christus mit ein in das Schiff. Der See Genezareth ist unser Leben. Auch wir werden vom Sturm aufgeschreckt, von den Wogen, die das Schifflein überschütten. Auch zu uns spricht der Herr zürnend: „Ihr Kleingläubigen, was seid ihr so furchtsam!“ Auch uns errettet er aus den Nöthen, durch

die Macht ſeines Geiſtes, dem Wind und Wellen unterthan ſind. Und auch in unſerm Leben wird es ſtill, wenn er die Fluten geſtillt hat.

So ſei denn der Grundgedanke unſerer heutigen Betrachtung der: Chriſtus mit uns im Schiff; bei der Abfahrt, im Sturm und in der Meeresſtille.

Wann ſtößt denn das Schifflein ab? So fragen wir zuerſt. Schon mit der Taufe wird das Kind aufgenommen in den ſchwankenden Kahn. Schon mit der Taufe tritt Chriſtus mit ein, ſtill und unbemerkt, der unſichtbare Begleiter, und ſetzt ſich an das Steuer. Schon mit der Taufe ruft er dem jungen Leben den erſten Morgengruß zu und ladet es ein, mit ihm zu fahren. Aber noch geht die Fahrt nicht auf das offene Meer. Das Schifflein liegt noch in dem ſtillen Hafen der Kindheit. Vater- und Mutterliebe, Vater- und Mutterſorge ſind die ſtarke Schutzwehr, die hohen Dämme und Wälle des engumſchloſſenen Hafens. Noch gilt es die Ausrüſtung für die Lebensfahrt; mancherlei Güter des Wiſſens und des Könnens, nützlicher Kenntniſſe und Fertigkeiten aller Art, Bildung des Geiſtes und Herzens, alles, was das äußere und innere Leben nähren und erhalten kann, wird zur Ausrüſtung des Schiffs herbeigeführt. Das Nothwendigſte aber iſt ein richtiger Kompaß und ein feſtes Steuer. Und welcher iſt dieſer Kompaß? Das iſt der Kompaß der ewigen Wahrheit, die uns im Evangelium verkündet iſt, und die wir in Herz und Geſinnung aufnehmen ſollen. Das iſt der Kompaß eines durch das Chriſtenthum geſchärften Gewiſſens; an welchem wir das Leben und die Menſchen um uns her meſſen, das uns unwandelbar die Himmelsrichtung, in der wir fahren, zeigt, und uns, wo wir abgeirrt, immer wieder in die rechte Strömung zurücklenkt. Und welches iſt das feſte Steuer

unſers Lebens? Das iſt der ſtarke Wille, der durch Wind und Wellen hindurch, im Auge die ewigen Sterne und das leuchtende Ziel, den Gang des Schiffes lenkt. Das iſt der feſte und muthige Sinn, der nicht zagt, wenn die Wellen auch über das Verdeck ſchlagen, der auch im brauſenden Sturmwind der Schickſale ungebrochenen Widerſtand leiſtet. Aber der Steuermann, der das Steuer lenkt? Wer iſt es? Er iſt ja auch ſchon geräuſchlos mit eingetreten. Wie es in unſerm Evangelium heißt: Und er trat in das Schiff. Aber es heißt weiter: Er ſchlief. Es iſt das ein ſchönes Bild, Chriſtus ſchlafend im Sturm! Ein Bild des Friedens und Sieges, in dieſer bangenden und kämpfenden Welt! Das will ſagen: Chriſtus ruht ſicher und friedevoll im ſtarken Gottvertrauen, mitten auf dem wogenden Meer, mitten im Sturm, mitten unter den geängſteten Jüngern. Seine Seele ruht ja in Gott; keine Furcht, keine Sorge umſchwebt ſeinen Geiſt; er ſchaut nicht unſicher hinaus in die Zukunft, auf die Wolken und das dunkle Wetter. Aber es hat für uns noch eine andere Bedeutung. Es heißt: Chriſtus ſchläft in uns. Lange oft. Nicht in der erſten Kindheit allein. Auch dann noch, ja, da vorzugsweiſe, wenn der Nachen ſchon abgeſtoßen in die ungewiſſen Fluten, wenn wir ſchon umherkreuzen auf dem Meere, und das dunkle Wetter drohend ſich zuſammenzieht. Er ſchläft in uns. O, er ſelbſt ſteht ja aufrecht da, mit wachem Geiſte, mit klarem Sinne; er leitet das große Schiff ſeiner Kirche, wie den kleinen Nachen jedes Einzelnen, bei Tag und Nacht, im Sturm wie im Sonnenſchein; er hat das Steuer in der Hand, und der Kompaß liegt neben ihm. Aber in uns ſchläft er, in uns iſt ſein Bild verhüllt, uns iſt ſeine Liebe verborgen. Nur äußerlich haben wir von ihm vernommen. Nur in das Gedächtniß haben wir die unverſtändlichen Lehren auf-

genommen. Wir wiſſen von ſeiner Geburt in Bethlehem; aber nicht in uns iſt er geboren. Wir haben gehört von ſeinem Tode auf Golgatha; aber nicht in uns iſt er geſtorben. Wir kennen jene ſchöne Erzählung von den Jüngern zu Emmaus; aber nicht mit uns iſt er gewandelt. Uns ſind die lichten, menſchlich ſchönen Züge ſeines Antlitzes verhüllt. Wir kennen noch nicht ſeine Liebe bis zum Tode. Er ſchläft in uns und wir träumen; den langen Traum der Welt. Wir träumen oft ſo lange, bis der lauttobende Sturm, bis die Lebensgefahr, in der wir ſchweben, uns emporſchreckt. Da erſt ſtehen wir auf und ſchauen um uns und ſchreien in der Noth: „Herr hilf, ich verderbe!“

Und wann erhebt ſich dieſer Sturm? Niemand vermag es vorauszuſagen. In dem Leben des Einen früh, ſchon bei dem erſten Drange der Leidenſchaften, wenn kaum die Ufer der Kindheit verlaſſen. Schon da erfüllen ſich die Geſchicke. Schon da gehen die Wogen hoch und überſchütten das Schiff. Schon da ſinkt es oft zerſchmettert in den Abgrund. Es iſt Eine leichtfertige, frevelhafte Handlung, ein wilder, zügelloſer Ausbruch der Leidenſchaften, ein keckes Spiel mit dem Leben, das das Leben ſelbſt, Hab und Gut, Anſehen und ehrlichen Namen, alles auf einmal in die Fluten zieht. Wie oft ſahen wir alſo blühende, hoffnungsvolle Jünglinge in der reißenden Strömung untergehen und hörten ihr letztes Schreien: „Herr, hilf, ich verderbe!“ Oder wieder, unſer Leben fließt lange Zeit ohne Leidenſchaft und Kampf, ohne Noth und Sorge dahin. Da erhebt ſich plötzlich der Sturm in gewaltigem Schickſalsbrauſen, daß auch der feſteſte Bau zu wanken droht. Das wohlgeordnete äußere Lebensglück, das mühſam erworbene Gut wird durch einen unverſchuldeten und unberechenbaren Unfall verloren; die Stellung in der Welt

mit ihrer Ehre und ihrem Einfluß, die wir so sicher wähnten, wird durch den heimlich fortgeführten Kampf der Neider untergraben, und plötzlich sinkt die Binde von unsern Augen, wir sehen uns verlassen, unsere Kraft ist gebrochen, unser Wirken gelähmt, wir können nicht weiter und schreien: „Herr, ich versinke!“ Oder wir beginnen schon früh mit Armuth und Noth in ununterbrochenen Kämpfen, wir entbehren und darben und sorgen. Da lächelt uns auf einen Augenblick wie andern das Glück, da winkt uns die Liebe, und wir gründen ein eigenes Haus mit den schwachen Kräften, und es wächst die Familie und die schweren Sorgen umschwirren das Haupt, und die Schuldenlast will uns erdrücken, und die siechenden Kinder zerschneiden mit ihrem Jammer das Herz; alles weicht unter den Füßen, kein Rath, keine Hülfe von befreundeten Menschen, da schreien wir: „Herr, hilf mir, ich verderbe!“ Oder es ist nicht äußere Noth, die uns bedrängt, aber das, was uns das Liebste war auf Erden, dem wir alles andere opferten, unser stillstes und einziges Glück, unsers Hauses Heiligthum wird zerstört, in das Grab wird alles gesenkt, Lust und Freude, Licht und Leben, alles, was uns erquickte und tröstete und erhob. Es bricht des Alters Stütze in dem einzigen Kinde, dessen blühendes Leben vom Tode gemäht und vor der Aeltern Augen hinweggerafft wurde; es löst sich das festeste und heiligste Seelenband, das zwei Leben in eins verflocht, und unsäglicher Schmerz und Einsamkeit und verzehrender Kummer überwältigt den, welcher zurückgelassen wurde; die Sonne verliert ihren Glanz, und die Welt wird zur öden und kalten Nacht.

Ist das nicht der Sturmwind, der nicht nur die welken Blätter herabschüttelt vom Baume, sondern den starken Stamm selbst erfaßt und bis an den Boden niederbeugt? Ist das nicht

der Sturmwind, der die Maſten der Schiffe fällt und ſie ſelbſt in die Wellen begräbt? Und doch iſt es nicht unſer kleines Leben und Glück allein, das von dieſem Sturm bedroht wird und aus unſerer Bruſt den Angſtſchrei hervorpreßt: „Herr, ich verſinke!“ Nein! Wir alle ſind ja Glieder eines großen Ganzen, ſein Gedeihen iſt unſere Freude, ſein Verderben unſer Schmerz, ſeine Ehre unſer Stolz, ſein Untergang unſer Sterben; wir alle leben und arbeiten und kämpfen ja in einem großen Gemeinweſen; wir gehören mit unſern beſten Kräften dem Vaterlande an, wir ſtehen im Dienſte der großen ſittlichen Weltordnung, die Chriſtus das Reich Gottes nannte, das Reich der Wahrheit und der Liebe, und ſind mit unſerm innerſten Gewiſſen, mit unſern reinſten Freuden, mit unſerm heiligſten Streben verflochten in dieſe Welt und in den großen Kampf des Lichtes mit den Mächten der Finſterniß. Auch auf dieſem großen Ocean brauſen die Sturmwinde, und gewaltiger noch als auf dem kleinen See unſers eigenen Lebens; und ſie brauſen herüber zu uns, und die hohen Wogen, welche ſie ſchlagen, erſcheinen uns als ein Meeresgrab, in das auch wir mit verſinken ſollen. Iſt es uns da nicht zu Muthe, als gälte es unſer eigenes Leben? Wenn wir ſehen, daß der Staat, auf den wir die Hoffnung der Zukunft ſetzten, von dem wir glaubten, daß er von der Vorſehung berufen ſei, das ganze Volk zu retten und zu erheben und wieder zu einen, ſchmählich zu Grunde gerichtet und tief in den Staub gezogen wird; wenn wir ſehen, daß in unſerer evangeliſchen Kirche, für welche wir leben und kämpfen, der Geiſt evangeliſcher Freiheit, in dem ſie gegründet wurde, erſtirbt, und von den Dienern der Kirche ſelbſt dieſer Geiſt niedergehalten und gedämpft wird durch abgeſtorbene Formeln und unverſtandene Bekenntniſſe; wenn wir ſehen, wie das Salz dumm wird und

das Licht der Wahrheit erlischt und echte Duldsamkeit aus unserer Mitte weicht und geistlicher Hochmuth und geistliche Herrschsucht sich auf den Thron setzen, um das Christenthum in Verachtung zu bringen und die in unserer Zeit noch lebenden Keime wahrer Frömmigkeit völlig niederzutreten. Ist es uns da nicht, als ob wir bei solchem Untergange mitversinken sollten; als ob für uns nichts übriggelassen werde, das des Lebens noch werth sei, als ob die Wellen alle wahrhaftigen Geistesgüter vor unsern Augen verschlingen wollten?

Wie aber widerstehen wir, wie bedräuen wir solchen Sturm? Nach unsern Textesworten traten die Jünger zu Christo und weckten ihn und sprachen: „Herr, hilf uns, wir verderben!“ Sollen wir auch also thun? Ja, wach rufen sollen wir den in uns schlafenden Christus. Hinuntersteigen sollen wir zu seiner Schlafstätte, hinunter in die alten Jugendjahre, hinunter in den frommen Kinderglauben; hinwegnehmen die Decken der Gleichgültigkeit, der eiteln Klugheit, der äußerlichen Berechnung, mit denen wir uns bedeckt und die uns doch nicht Schutz und Ruhe geben konnten. Und wir sollen ihn anrufen: „Herr, hilf uns!“ An ihm uns erheben, zu ihm aufschauen, an seiner Kraft uns stählen, an seinem Leiden genesen, an seinen Kämpfen, an seinem Gebet, an seinem Sterben mit Theil haben. Es ist ja der schwerste Weg, den er gegangen, der Weg zum Kreuz. Es ist die blutigste Krone, die sein Haupt getragen; das Haupt des Unschuldigen, der unter die Verbrecher gegeben, des Liebreichen, der mit Spott und Hohn überschüttet wurde. Er hat ja nicht allein die sinnlichen Schmerzen des Sterbens, er hat zugleich die tiefen, die die Seele durchschneidenden Schmerzen der Sünde, des Undanks, der Bosheit ertragen; er, der für die Menschheit gelebt, sollte durch sie sterben. Wer mag uns denn besser

trösten im Leiden als er, der so tief und so unschuldig litt; wer mag uns besser lehren zu sterben als er, der für die Menschheit starb, und den grausamsten Tod willig auf sich nahm? Ja, wir sollen ihn anrufen!

Und doch ist die Art, wie die Jünger Christum anrufen, eine solche, welche er selbst mit einem Vorwurf begleitet. „Ihr Kleingläubigen", spricht er zu ihnen, „warum seid ihr so furchtsam?" Diesen Kleinglauben straft er wiederholt, und er ist es recht eigentlich, welcher dem wahren Glauben, das ist dem starken, dem Glaubensmuth entgegensteht. Denn Glaube ist Muth und nichts anderes als der Muth, welcher auf dem ewigen Grunde Gottes ruht. Auf dem Vertrauen zu seiner unwandelbaren Liebe und Gerechtigkeit, die wol vor unsern Augen sich verbergen mag, aber uns darum doch nimmer verläßt, auf dem Vertrauen zu der Kraft, die Gott in unsere Seele gelegt, die unzerstörbar ist, und, wenn wir sie recht gebrauchen, uns immer wieder durch alle Dunkelheiten hindurchführt. O, wie weit, weit ist dieser im tiefsten Unglück sich bewährende starke Glaube, diese nicht sinkende Hoffnung, diese nicht ermattende Kraft, diese ungebrochene Freudigkeit, verschieden von dem Glauben, welchen die sogenannten Rechtgläubigen predigen und fordern, von dem Glauben an gewisse Sätze, Lehren und Schriften und Buchstaben und vergangene Geschichten. Ist jener doch ein gegenwärtiger Glaube, eine Glaubensthat, ein Glaube nicht an längstvergangene, durch die Geschichte überlieferte äußere Thatsachen, nein, ein Glaube an die ewige, innere, untrügliche Thatsache unserer sittlichen Kraft, die uns Gott gegeben und zu der wir, wenn wir niedergesunken, uns immer von neuem durch ihn erheben können und sollen!

Und in diesem Glauben stärken wir uns durch Christum,

der mit uns im Schiffe ist! Von ihm lernen wir nicht allein entsagen, von ihm, der nicht hatte, wohin er das Haupt legte, entsagen all der überflüssigen Güter und Genüsse, die wir thörichterweise für nothwendig hielten; wir lernen auch das Unrecht ertragen, die Verkennung, die Zurücksetzung und Verfolgung und Schmach; wir lernen auch beten wie er, in der kindlichen Kraft, in der vollen Hingebung der Seele beten: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe; Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Wir lernen in die Zukunft schauen wie er und glauben an die Kraft und den Sieg des Reiches Gottes, wie er an sie glaubte und sie mit Geistesaugen schaute, schon damals, als dies Reich noch nicht gegründet war, als nur noch die kleine Schar der schwachen und muthlosen Jünger ihn umgab, als dieser Lebensbaum, der die Welt überschatten sollte, noch nicht aufgegangen, sondern nur noch als unsichtbarer Keim in der Erde ruhte. Ist doch Glauben immer eine prophetische Kraft, ein Schauen des Unsichtbaren, ein Blick in die Zukunft, eine Gewißheit ohne äußere Beweise, die auf nichts als auf dem innern Beweise des Geistes und der Kraft ruht. Auf diesen Glauben kommt es an! Er trägt uns hinüber über die wüste Gegenwart, wie auf Fittichen, er verscheucht die Wolken der Sorge, er läßt uns feststehen im tobenden Sturm und die Hand nicht vom Steuer gleiten!

O, meine Freunde, es gibt gewiß auch unter uns manche, die den Sturm auf offener See schon erfahren haben und Glauben hielten, weil Christus bei ihnen im Schiffe war! Die zu sich selbst sprachen, und es war dies die Stimme Gottes in ihnen: „Nein, ich verzage nicht, ich will nicht niedersinken. Noch fühle ich Kraft in mir, den Stab weiterzusetzen, den Kampf mit dem Schicksal fortzuführen, noch

kann ich arbeiten und will es, noch habe ich große, heilige Pflichten hier zu erfüllen, und die mir anvertrauten Kinder zu guten Menschen zu erziehen, ich darf noch nicht von meinem Posten weichen." Die weiter sprachen: „Ich hoffe und weiß es auch, mein Gott wird mich nicht verlassen, ein gutes Gewissen begleitet mich, und diese dunkeln Wolken, die sich zusammenthürmen, müssen dem Strahl der Sonne weichen, durch Nacht bricht Licht!"

Haben nicht also die muthigen Männer gesprochen, die damals in der Zeit der tiefsten Niedergeworfenheit und der größten Schmach unsers Volks, da unsere Arme wund waren von den Fesseln des Eroberers, unsere Heereskraft gebrochen, unser Land ausgesogen und unsere Ehre niedergetreten von dem Uebermuth des Fremden, da wir mit Augen nicht sahen, woher der Erretter kommen sollte; die in dieser traurigsten Zeit nicht verzagten, sondern in dem furchtbaren Sturm, der über unsern Erdtheil, Königreiche zerstörend, dahintobte, nicht wankten; die Glauben hielten und durch Wort und That ihr Volk mit sich fortzogen und zum Siege führten?

Wie aber ist es mit der Meeresstille, die auf den Sturm folgte? Gilt auch von uns jenes Wort: „Da ward es ganz stille"? Ja, wenn Christus mit uns im Schiffe ist. Das heißt: wenn wir den Sturm bedroht und überwunden haben, in seinem Geiste, in seiner Kraft. Dann zieht auch sein Friede bei uns ein, von dem er selbst sagt: „Meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt ihn gibt." Denn wo Gottes Kraft ist, da ist Friede. Dann zieht der Sturm nicht äußerlich nur vorüber an unserm Leben, mit den äußern Gefahren und Leiden, um bald vielleicht wiederzukehren, dann bringt er nicht mehr in die Seele, und ob es auch von außen noch stürme, im Innern wird es still. Dann wird wol noch die

Oberfläche der Wellen gepeitscht von den Winden der Geschicke, aber die Tiefen des Meeres werden nimmer wieder aufgewühlt.

Wißt: das ist das Wahrzeichen des echten Christen, daß es im Innersten still geworden; daß bei allen vorübergehenden Aufregungen, allen lebhaften Kämpfen, aller Theilnahme an den wechselnden Ereignissen in Sieg und Unterliegen, die Tiefen des Geistes vom Sturm nicht mitberührt werden; daß dieser Grund der Seele hell und klar ist. Aber wann wird es also bei uns?

Wol nicht nach dem ersten Sturm. Nicht nach der ersten Errettung. Wir schreien vielmehr wieder, wenn die Wasser von neuem hereintreten in unser Schiff: „Herr, ich verderbe!" Ja, unser Herz ist ein hochmüthiges und verzagtes Ding, das immer wieder hochfährt auf des Glückes Wellen, um wieder zu verzagen. Unser Herz ist ein weiches Metall, das erst hartgehämmert werden muß im Feuer der Prüfungen. Wie mögen wir auch die Schicksale überwinden, solange wir uns selbst nicht überwunden? Wie mag es auch still werden bei uns und um uns, solange die aus dem Innersten aufsteigenden Stürme, die Leidenschaften, nicht schweigen? Es wird erst still, wenn wir das alles niedergerungen. Wenn wir uns in unserm Innersten von allem frei gemacht, was uns unfrei machen kann. Wenn wir aus der Unruhe der Zeit eingekehrt in das ewige Sein, aus dem allein Ruhe quillt. Aber auch dann, wenn das Meer schon still geworden und wir das Ufer schon schauen, das neue Land: noch einmal müssen wir vor diesem Ufer hindurch durch eine harte Brandung, mit ihren hohen Angstwellen, durch das Sterben! Wohl uns, wenn wir dann im klaren Geiste den schauen am Steuer, der das Schiff schon bei unserer Geburt bestieg und der es nimmer verlassen hat! Amen.

9.

Fahre auf die Höhe!

Text: Lucas 5, 1—11.

Es begab ſich aber, da ſich das Volk zu ihm drang, zu hören das Wort Gottes, und er ſtand am See Genezareth, und ſahe zwei Schiffe am See ſtehen; die Fiſcher aber waren ausgetreten, und wuſchen ihre Netze: Trat er in der Schiffe eines, welches Simonis war, und bat ihn, daß er es ein wenig vom Lande führte. Und er ſetzte ſich, und lehrte das Volk aus dem Schiff. Und als er hatte aufgehört zu reden, ſprach er zu Simon: Fahre auf die Höhe, und werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug thut. Und Simon antwortete, und ſprach zu ihm: Meiſter, wir haben die ganze Nacht gearbeitet, und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Und da ſie das thaten, beſchloſſen ſie eine große Menge Fiſche, und ihr Netz zerriß. Und ſie winkten ihren Geſellen, die im andern Schiff waren, daß ſie kämen, und füllten beide Schiffe voll, alſo, daß ſie ſanken. Da das Simon Petrus ſahe, fiel er Jeſu zu den Knien, und ſprach: Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein ſündiger Menſch. Denn es war ihn ein Schrecken angekommen, und alle, die mit ihm waren, über dieſen Fiſchzug, den ſie miteinander gethan hatten; deſſelbigen gleichen auch Jacobum und Johannem, die Söhne Zebedäi, Simonis Geſellen. Und Jeſus ſprach zu Simon: Fürchte dich nicht; denn von nun an wirſt du Menſchen fangen. Und ſie führten die Schiffe zu Lande, und verließen alles, und folgten ihm nach.

Noch einmal, meine Freunde, beſteigen wir mit Chriſto das Schiff. Wir fahren mit ihm, nicht im Sturmwind,

aber auf des Meeres Höhen. Wir eilen heute nicht hinüber auf das jenseitige Ufer, wir werfen die Netze aus und führen die gewonnenen Reichthümer zurück in die Heimat. Wir hören wieder eine seiner herrlichen Predigten am See. Eine Predigt so kurz und so eindringlich, ein Wort begleitet von der That. Es heißt in unserm Evangelium: Und er setzte sich und lehrte das Volk aus dem Schiff. Auf dem Schiff schlug er seine Kanzel auf; wie er es liebte, mitten in seines Vaters großem Hause, vor den wogenden Saatfeldern, auf dem Wege oder auf Bergeshöhen. Auf dem Schiff predigt er heute, und die Orgel zu diesem Gottesdienst spielt das brausende Meer. Wir kennen den Text nicht, über den er predigte, unser Berichterstatter erzählt uns von dem allen nichts, wir wissen nur das Eine, der Schluß dieser Predigt lautet: „Fahret auf die Höhe und werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug thut." O, das war wol nicht der Schluß allein, das war der eigentliche Inhalt, der Höhepunkt dieser Predigt, die auch zu uns heute geredet wird: „Fahret auf die Höhe und werfet eure Netze aus!"

Wir stehen hier noch im Anfang der Wirksamkeit Christi. Wir erblicken ihn bei seinem ersten Auftreten an den lieblichen, schattenreichen, blütenduftenden Ufern des Galiläischen Sees; da er, ausgehend von Nazareth, aus der engen Werkstatt des Zimmermanns, hinaustrat, erfüllt von seinem großen Weltberuf, selig und gewiß in dem Gefühl der Einheit mit dem Vater, der ihn gesandt, dessen unendliche, barmherzige Vaterliebe, dessen großes, allumfassendes Geisterreich er zu verkünden gekommen war. Noch ist auch die engste Schar der Jünger nicht um ihn gesammelt. Heute zieht er sie an sich, die liebsten unter ihnen, heute ist die Stunde des Petrus gekommen, des Felsenmannes, heute die der Brüder, Johannes

und Jacobus, der Donnerſöhne. Der „Fiſchzug Petri“ wird dies Evangelium genannt, und der Apoſtel Petrus iſt es, der hier voranſteht und uns ſogleich entgegentritt in ſeiner vollen Perſönlichkeit, in ſeinem raſchen Ungeſtüm, ſeiner kindlichen Offenheit, ſeinem ſtarken, thatenbereiten Glauben; derſelbe Petrus, der, als der Herr ſeine Jünger fragte: „Wollt ihr auch weggehen?“ antwortete: „Herr, wohin ſollen wir gehen? Du haſt Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du biſt Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Derſelbe Petrus, welcher, als Chriſtus zu ihm ſprach: „So ich dir nicht die Füße waſche, haſt du keinen Theil an mir“, antwortete: „Herr, nicht die Füße allein, ſondern auch die Hände und das Haupt“; derſelbe Petrus, welcher, der erſte, aufſtand am Tage der Pfingſten und die neue Gemeinde gründete; derſelbe, welcher für ſeinen Herrn, den er liebte und dem er, alles verlaſſend, nachfolgte, mit ſeinem Blute zeugte zu Rom, da er durchs Schwert fiel.

Und wie tritt er uns heute entgegen? Als der Herr ſpricht: „Fahre auf die Höhe, und wirf das Netz aus!“ antwortet er glaubensfroh: „Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.“ Und als es nun emporgezogen wird mit des Segens Uebermaß, bis zum Zerreißen voll, da fällt er demüthig und erſchrocken dem Herrn zu Füßen und ſpricht: „Gehe von mir, ich bin ein ſündiger Menſch“ —; aber als die Schiffe zu Lande gebracht, da verläßt er alles und folgt Chriſto nach.

Der Fiſchzug Petri ſtellt uns den Apoſtel dar mitten in der Ausübung ſeines irdiſchen Berufs, da er erwählt und hingeführt wurde zu einem höhern, göttlichen Beruf; ſo laßt uns denn heute miteinander erwägen: „Wie erweiſt ſich unſer irdiſcher Beruf als ein göttlicher?“ Die Antwort

ist: 1) „Wenn wir mit Christo auf die Höhe fahren; 2) wenn wir ihm nachfolgen, um Menschen zu fahen."

Es heißt in unserm Text: „Und Christus sah zwei Schiffe am See stehen, die Fischer aber waren ausgetreten und wuschen ihre Netze." Sie hatten, wie wir später hören, die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen. Ein armes, mühseliges, unbelohntes Leben! Sie wuschen die Netze, die wol verunreinigt und mitgenommen waren von der Arbeit, aber ihnen nichts erworben hatten. Da tritt Christus zu ihnen und setzt sich in das Schiff und predigt dem Volk und gebietet: „Fahret auf die Höhe!" Ist das nicht ein großes, köstliches, neu belebendes Wort? Sie waren am nahen und sichern Ufer während der Nacht dahingefahren und hatten nichts gefangen. Nun tritt er ein zu ihnen beim hellen Licht des Morgens und spricht: „Fahret auf die Höhe!" So spricht er zu uns allen. Fahre hinweg vom Ufer menschlicher Furcht und Sorge, menschlicher Sicherheit, kleiner Berechnung und Klugheit. Fahre auf die freie Höhe des Glaubens! Ja, die Seele hängt am Erdenufer. Sie wagt es nicht, sich zu entfernen von dem festen Land und seiner beruhigenden Nähe. Und welches ist dies feste Land? Ein sicher ererbtes Vermögen, Häuser und Aecker, ein blühendes Geschäft, eine feste Anstellung, eine Versorgung für das schwache Alter und auch für die Witwen und Waisen? Ja, das ist wol für viele das feste Land; das Festeste und Sicherste im Leben. Und doch, wenn nun die großen Häuser, denen du dein Vermögen anvertrautest und die du auf granitnen Grundlagen auferbauet hieltest, in Schutt sinken, wenn die Flamme des Kriegs das Land verwüstet, wenn Krankheit dich und die Deinen niederwirft, wenn der unerbittliche, alles wiederraubende Tod mit gieriger Hand herantritt, — wie steht es da mit dem festen Land, mit dem

bequemen Haus? Das letzte Stück Land ist gar klein, und das letzte Haus nur für Einen groß genug, der still drin liegt. Es gibt nichts Festes und Unerschütterliches auf Erden, alles ist dem Wandel und der Vernichtung unterthan; auch der Grund und Boden, auf dem du stehest, sinkt mit hinab ins Meer, wenn die Sturmflut heranschlägt. Und bleibt dir auch all dies Erworbene, was ist dieser äußere Besitz, wenn in deiner Seele Elend und Unzufriedenheit wohnt, in deinem Hause Haß und Zwietracht, wenn du einsam und ungeliebt dastehst, wenn Ueberdruß und Uebersättigung dich überwältigt? Nichts als ein prunkendes Gewand, ein gleißender Schein, eine geschmückte Leiche! Und ist es denn wahr, daß am Ufer das Schiff am sichersten fährt? Sind nicht gerade hier oft die reißendsten Strömungen, die gefahrvollsten Felsen, die seichtesten Stellen, an denen das Schiff zerschmettert, oder doch sein Lauf gehemmt wird? Ist es denn wahr, daß das niedrige Wasser das beste Fahrwasser ist? Nimmermehr! Das schwere Leben, mit seiner Noth und Arbeit, fordert in allen Berufsarten, in hohen und niedern, in weiten und engen Kreisen ganze, gläubige, feste Herzen. Nirgends, wo es auch sei, kommst du vorwärts, wahrhaftig vorwärts in deinem Innern, gewinnst du etwas, was des Gewinnens werth, mit kleinen Künsten und Aengstlichkeiten, mit Nachgiebigkeiten und Zweideutigkeiten, mit all den elenden Krücken irdischer Güter, Freunde und Freundschaftsdienste. Und scheint es auch so für den, welcher Leben und Menschen oberflächlich betrachtet, geht es auch eine ganze Strecke des Erdenwegs gut mit all diesen kleinen Mitteln, mit diesem ängstlichen Hinschauen nach rechts und links, mit dieser Vorsicht, nirgends anzustoßen, nichts zu wagen, niemand zu verletzen, mit diesem traurigen Flickwerk zwischen Gott und Welt; es reicht das

alles nicht aus; das Leben ist zu ernst und gewaltig und stellt seine Fragen scharf und tritt in große Wendepunkte ein, wo es eine Entscheidung gilt, eine Entscheidung des Gewissens zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen Ehre und Schmach, zwischen Mannesmuth und Feigheit, zwischen echter Vaterlandsliebe und kleiner Selbstsucht; da es heißt: Wirf all die morschen Krücken hinweg, verlaß dich nicht auf Fleisch und Blut, verlaß dich allein auf deinen Gott, auf dein gutes Gewissen, auf die Sache der Wahrheit, für die du kämpfst, auf das Recht, das dir zur Seite steht. Berathe dich nicht lange, fürchte dich nicht, schaue dich nicht ängstlich um nach dem verlassenen Ufer, fahre auf die Höhe. Ja, fahre auf die Höhe! Steuere frisch vorwärts, achte die Gefahr gering, dann ist sie gering; sieh nicht auf das Nächste, auf deinen Verlust oder Gewinn, sieh auf das große Ganze, mit dem du stehst und fällst, und mit dem dir voll wiedergegeben wird, was du verloren; rette nicht zuerst deinen irdischen Besitz, rette vor allem das, was höher ist als dieser Besitz, die sittliche Grundlage alles Erwerbens und Genießens, dein eigenstes Eigenthum, dein Gewissen! Es ist ein euch allen wohlbekanntes Sprichwort: dem Muthigen gehört die Welt. Das wendet man gewöhnlich nur an auf das Wagen und Kämpfen um äußere Dinge, und hier schon hat es einen guten Sinn und findet seine vielfältige tägliche Bestätigung. Aber es hat auch noch eine höhere Bedeutung, es gilt auch von dem sittlichen Muth, dem Glaubens- und Gewissensmuth, und hier heißt es: dem Muthigen gehört mehr als die Welt, gehört das Reich Gottes, das Reich der Wahrheit und der Seligkeit, und niemand kann eintreten in dies Reich mit feigem Sinn. Es ist das Gebiet des Glaubens ja ein hohes Meer, dessen tiefer Grund nicht zu schauen; es richtet sich des

Glaubens Auge auf die unsichtbaren Dinge, die nicht mit Händen zu greifen, nicht zu messen und zu wägen sind. Es ruht des Glaubens Kraft auf der innersten Ueberzeugung; es ist des Glaubens Ziel das ewige Leben; es ist des Glaubens Lohn und Erwerb ein geistiges Gut, die tiefste und reinste, durch nichts zu trübende, mit nichts zu vergleichende Freudigkeit eines guten Gewissens. Diese Entschlossenheit und Sicherheit des Wollens in den höchsten Fragen ist mit dem Christenthum eins, ist Christi innerstes Wesen. „Niemand kann zween Herren dienen", so spricht er selbst, „er muß den einen lieben und den andern hassen, dem einen anhängen und den andern verachten." „Wehe denen", heißt es in der Offenbarung Johannis, „die weder kalt noch warm sind, ich werde sie ausstoßen aus meinem Munde." Ja, fahre auf die Höhe, das ist Christi Wahlspruch, ihn hat er im Kämpfen und Leiden, im Leben und Sterben herrlich und vom Anfang bis zum Ende bewährt!

Also sei es auch mit uns! In unserm Glauben wie in unserm Leben, in den großen und in den kleinen Pflichten unsers Berufs. Auch für unsern Glauben gilt es bei manchen Kämpfen und Zweifeln ein freudiges: Hindurch! Hinauf auf die Höhe! Hindurch durch Wissenschaft und Leben, durch alle innern und äußern Erfahrungen, durch alle Aengste der Seele, durch alle Vorurtheile der Menge, durch allen Schein und leere Hüllen, durch todten Buchstaben und beengende Satzungen, hindurch zu dem lebendigen, beseligenden, ewigen Kern des Evangeliums, zu dem, was in unserm tiefsten Gewissen widerklingt, was sich durch die That der Liebe täglich bewährt; nicht auf halbem Wege stehen geblieben, nicht an den seichten Ufern dahingefahren, nein, die Brücken abgebrochen und hindurch mit unerschrockenem Geiste auf die freien Meereshöhen!

Aber so sei es nicht allein mit unserm Glauben, auch mit unserm Leben, mit der Erfüllung unserer täglichen Berufspflichten. Das halbe Wesen bringt nimmer Segen. Denn es gibt in dem Leben eines jeden, und sei es auch noch so eng und arm und alltäglich, so schwere Lagen und Bedrängnisse und so entscheidende Stunden, in denen nichts als entschlossener Sinn und ein gutes Gewissen und ein fröhliches Vorwärts, hindurch zu retten vermögen. In denen es sich bewährt, daß Muth die größte Weisheit ist und die beste Berechnung, und unser ganzes Erdenglück allein entscheidet. Haben nicht viele unter uns diese Erfahrungen schon gemacht! Ist es uns nicht so ergangen, daß wir lange und erfolglos uns abgemüht unter dem Druck äußerer Verhältnisse, in der Abhängigkeit von niedrigen Menschen und verkehrten Zeitrichtungen, daß wir in Gefahr waren, unterzugehen, uns selbst untreu zu werden; da vernahmen wir die Stimme: Fahre auf die Höhe! Wirf die kleinen und feigen Bedenken hinweg, handle nach deinem Gewissen, rede, schreibe, thue die Wahrheit, gib deinem Gott die Ehre! Prüfe dich selbst, ernst und wiederholt, prüfe das Maß deiner Kräfte, reinige dich von aller persönlichen Eitelkeit, von aller verwirrenden Schwärmerei, halte die Augen offen für jede verständige Belehrung, sei gerecht auch gegen deine Widersacher; aber hast du die Wahrheit einmal erkannt und ergriffen, dann halte sie auch fest in deinem Gewissen, dann gib ihr auch dein Herz, dann opfere ihr auch dein Leben!

Und welche sind diese Höhen, auf die wir fahren? Wir sagten es schon, des Glaubens freie Höhen. Da, wo wir keine äußern Hülfen und Sicherheiten, nichts als diese innerste und fröhlichste Zuversicht haben. Und ist das nicht auch die Höhe der Begeisterung, die Höhe der Liebe, die Höhe

der Aufopferung; ist das nicht die Höhe des Lebens selbst, auf welcher allein wir wahrhaft Gutes schaffen und belebend wirken, auf welcher allein wir einen reichen Zug thun können? Also wie Petrus in unserm Evangelium, wenn wir mit ihm sprechen: Auf dein Wort, Herr, will ich das Netz auswerfen. So reich, so überschwenglich groß, so über alles Hoffen und Bitten waltet die Gnade Gottes über dem, der das Netz auswirft auf Christi Gebot. Hat sich nicht schon an den Aposteln dies Wort erfüllt? War das nicht auch ein Fischzug Petri zu Pfingsten, da auf seine Predigt die dreitausend Seelen gewonnen wurden? Und wie reich wurde des Apostel Paulus Arbeit gesegnet, der auch sein Netz auswarf auf Christi Gebot und auf die Höhen fuhr, nach Kleinasien und Griechenland bis Rom, und die Thore des Evangeliums weit aufthat für die hereinströmende Heidenwelt? Oder gilt dies allein von den Aposteln und den Verkündigern des Evangeliums während der ersten Jahrhunderte? Gewiß nicht. War das nicht auch ein Fahren auf die Höhe, als Ulrich von Hutten das Wort aussprach: „Ich hab's gewagt, die Würfel sind gefallen, ich habe gebrochen mit Rom, mit dem Papst, mit seiner ganzen Macht und Klerisei!" Als Luther zu Worms fröhlichen Muthes hintrat vor den mächtigen Kaiser Karl und die glänzende Reichsversammlung der Fürsten und Herren mit dem Wort: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" Und er hat geholfen und seinen Segen gegeben. Denn, war das nicht auch ein Fischzug, wie damals auf dem Galiläischen See, da ganze Nationen, von Schweden und Dänemark und England bis zur Schweiz herab, da der beste Theil, der Kern unsers deutschen Volks erlöst wurde von der langen römischen Gefangenschaft und gesammelt zu einer evangelischen Kirche? Und wie wir in den letzten Wochen, nahe aufeinander folgend, zwei

große Feste gefeiert haben, das Fest des befreiten Vaterlands und das der befreiten Kirche, also gilt auch nicht minder wie von den Helden der Reformation, von den Helden der Freiheitskriege das Wort: Sie haben Glauben gehalten, sie sind auf die Höhe gefahren, sie haben das Netz ausgeworfen auf des Herrn Gebot, sie haben alles darangegeben und alles gewagt, um alles zu gewinnen und zu erretten! Aber auch für jeden Einzelnen unter uns, auch für den engsten Lebensberuf, für die Tage stillster und friedlichster Entwickelung steht die göttliche Ordnung fest: nur dann wird Leben geschaffen, werden Seelen gewonnen und Gemeinschaften gestiftet, nur dann werden Ketten gebrochen, nur dann strömt Gottes Segen überreich, wenn wir auf die Höhe fahren, d. h. wenn wir mit voller begeisterter Hingabe auch das Kleinste unsers Berufs erfüllen und überall mit dem warmen Hauch der Liebe unser Thun begleiten und mit ihm eintreten in die Werkstätten, in die Schulstuben, in die Gerichtssäle, an die Krankenbetten, in die Paläste und in die Hütten. Dann weihen wir unsern irdischen Beruf zu einem göttlichen!

Und dann wird auch an uns jenes Wort Christi erfüllt: Von nun an wirst du Menschen fahen. Ja, welche auch unsere nächste Erdenaufgabe sein möge, welche Thätigkeit uns auch zugewiesen sei, vielleicht eine ganz äußerliche und untergeordnete, eine Arbeit der Hände, wie einst dem Petrus, dem Johannes und Jacobus; wir sollen, das ist unser höchster, unser aller Beruf, Menschen fahen, Menschen gewinnen und erretten. Auch darin sollen wir Christo nachfolgen, der diesen Beruf im höchsten Sinne des Worts erfüllt hat und für ihn gestorben ist. O, glaubt doch nicht, daß nur ein besonderer Stand, der geistliche, dazu erwählt sei, und daß alle andern Menschen nur ihren bürgerlichen Beschäftigungen

nachzugehen, im übrigen aber ſich höchſtens um das eigene Seelenheil, nicht um das ihrer Nebenmenſchen zu kümmern haben. Habt ihr denn nie gehört von dem allgemeinen Prieſterthum aller Chriſten? Wißt ihr nicht, daß ſchon im Neuen Teſtament dieſer Gedanke ausgeſprochen iſt, von dem königlichen Prieſterthum, von der Salbung aller durch den Heiligen Geiſt, und daß unſer Luther es war, welcher ihn aus der Vergeſſenheit und Verdunkelung durch die katholiſchen Prieſter wieder an das Licht gezogen? Ja, wir alle ſind prieſterlichen Geſchlechts! An einen jeden unter uns ergeht das Wort: Du ſollſt Menſchen fahen. Ein jeder Hausvater iſt ein Prieſter in ſeinem Hauſe und ſoll dieſen hohen Beruf als ſein heiligſtes Recht und ſeine unverbrüchliche Pflicht erkennen. Er ſoll die jungen Seelen früh ſchon hinaufziehen, wie die rankenden Gewächſe, zum Ewigen, in reiner Sitte und ernſter Zucht, und ſie erheben über die gemeine Nützlichkeit, über Eitelkeit, Genußſucht und Selbſtſucht, und ſie gewöhnen an das, was edel iſt und recht und ſchön; er ſoll ihnen in den Jahren der Verſuchung zur Seite ſtehen mit treuem Freundesrath, mit ihnen kämpfen, ſie wiedergewinnen, wenn ſie verloren, ſie tröſten, wenn ſie geſunken, für ſie beten und ſie alle Tage im Geiſte vor ſeinen Gott bringen. Und alſo auch die Mutter, die ihm zur Seite ſteht, die Prieſterin der Liebe, die für ein jedes der Kinder die ſchwachen und die ſtarken, die unmündigen und die erwachſenen, eine eigene Liebe, eine eigene Sorge, ein eigenes Wort des Troſtes hat, die ſie ja alle an ihrer Bruſt getragen, und ſie alle wiederzufinden weiß, ſo weit ſie ſich auch verirrt; die die erbarmende, alles verzeihende Liebe Gottes in Menſchengeſtalt ihnen darſtellt, und alſo das Evangelium ihnen predigt, nicht mit Worten, ſondern mit der That, nicht mit den Lippen,

sondern mit dem Herzen! Und wer vermag solcher Predigt zu widerstehen? Wessen Kindesherz wäre so verhärtet, daß die Mutterliebe es nicht wieder an sich zu ziehen vermöchte?

Aber nicht diese Predigt in den engen Räumen des Hauses allein meine ich. Wir sollen Menschen sahen, Menschen gewinnen und trösten auf allen Wegen, überall, wohin unser nächster Beruf die Schritte lenkt, überall, wohin der weite, große Menschenberuf uns führt. Da sollen wir, wie es im Brief an die Philipper heißt, unsere Lindigkeit offenbar werden lassen. Da sollen wir das Evangelium predigen durch Freundlichkeit und Geduld, durch Rechtschaffenheit und Zuverlässigkeit, durch treue Freundschaft gegen die Nahen und Bekannten; durch ungesäumte Hülfe für die Fernen und Unbekannten, die uns die Nächsten werden, sobald sie unserer bedürfen. Und ist das nicht die reinste und mächtigste Predigt des Evangeliums? Gewinnen wir nicht die Menschen also nicht für uns selbst, sondern für die ewige Wahrheit des Christenthums und für ihr eigenes ewiges Heil?

O wie viel ist hier noch zu thun, daß das Christenthum eine Wahrheit werde, daß die innersten Herzensgedanken Christi die Welt ergreifen und durchdringen? Wie viel Jammer um uns her, in den Armen- und Krankenhäusern, unter den Verwahrlosten und Gefallenen aller Gesellschaftsklassen, aller Altersstufen, unter den Verbrechern, die in den Gefängnissen wohnen, und denen, die aus ihnen entlassen, um bald wieder zurückzukehren; wie viel Jammer um uns her, an den das stumpfe Auge sich so gewöhnt, daß es ihn nicht mehr schaut, an den die matte Seele sich so gewöhnt, daß sie nicht mehr von ihm zerrissen wird. Ja, wir alle haben uns anzuklagen, und ich will und darf mich selbst nicht ausnehmen, wir alle haben uns anzuklagen, und gerade wir am meisten,

die wir für die freien und großen Gedanken der Gegenwart kämpfen, daß unser Christenthum noch nicht ein Christenthum der That geworden; daß wir jenes Wort Christi an den Petrus noch nicht verstanden haben und uns zu eigen gemacht: „Von nun an sollst du Menschen fahen."

Wir flehen dich an, Herr, mache uns stark, nimm von uns die Schlaffheit und Trägheit des Fleisches, der wir erliegen, nimm von uns den leichtfertigen, weltlichen Sinn, entzünde in uns den Heiligen Geist, der in Christo lebte, auf daß auch wir seine Jünger seien und, dem Petrus gleich, alles verlassen, um ihm nachzufolgen. Amen.

10.

Die überschwengliche Liebe.

Text: Matthäus 26, 6—16.

Da nun Jesus war zu Bethanien im Hause Simon's des Aussätzigen, trat zu ihm ein Weib, das hatte ein Glas mit köstlichem Wasser, und goß es auf sein Haupt, da er zu Tische saß. Da das seine Jünger sahen, wurden sie unwillig und sprachen: Wozu dient dieser Unrath? Dieses Wasser hätte mögen theuer verkauft, und den Armen gegeben werden. Da das Jesus merkte, sprach er zu ihnen: Was bekümmert ihr das Weib? Sie hat ein gutes Werk an mir gethan. Ihr habt allezeit Arme bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit. Daß sie dies Wasser hat auf meinen Leib gegossen, hat sie gethan, daß man mich begraben wird. Wahrlich, ich sage euch: Wo dies Evangelium geprediget wird in der ganzen Welt, da wird man auch sagen zu ihrem Gedächtniß, was sie gethan hat. Da ging hin der Zwölfen einer, mit Namen Judas Ischarioth, zu den Hohenpriestern, und sprach: Was wollt ihr mir geben? Ich will ihn euch verrathen. Und sie boten ihm dreißig Silberlinge. Und von dem an suchte er Gelegenheit, daß er ihn verriethe.

„Jesus war zu Bethanien", so beginnt unser Text. Nach Bethanien werden wir heute geführt, nach dem lieblichen, stillen Flecken, eine Stunde von der Hauptstadt, wo Christus oft geweilt und sich ausgeruht vom Mistrauen und Haß der Welt,

an der gläubigen, ſtill aufnehmenden Liebe, die ihm hier entgegenkam. Es iſt ſein letztes Ausruhen in Bethanien. Es iſt dies die letzte Ehren- und Liebesbezeugung, die ihm auf Erden erwieſen wurde. Es iſt dies der einzige Lichtpunkt in jener dunkeln Leidenszeit. O, in ſeinem Innern war es nicht dunkel; „der Vater iſt bei mir", dies Gefühl begleitete ihn unabläſſig auch in der völligſten Verlaſſenheit; aber umher war alles ſo dunkel, ſo kalt und unempfänglich; niemand verſtand ihn, niemand ahnte, was in ſeiner Seele vorging, welch ein ungeheuerer Kampf in ihm geführt wurde, ein Kampf um die Welt, ein Sieg über den Tod!

Es war ein Weib, das ihm die letzte Ehre erwies. „Es trat ein Weib zu ihm", ſo heißt es, „die hatte ein Glas mit köſtlichem Waſſer, und goß es auf ſein Haupt, da er zu Tiſche ſaß."

Wer war dies Weib? Unſer Evangelium nennt den Namen nicht. Der Apoſtel Johannes dagegen, welcher im 12. Kapitel offenbar dieſelbe Geſchichte erzählt, gibt auch den Namen. Es iſt die Maria, die Schweſter der Martha und des Lazarus, die Maria von Magdala oder Magdalena, wie ſie auch genannt wird. Der Evangeliſt Lucas, welcher eine ähnliche, freilich auch wieder in vielen Punkten abweichende Erzählung gibt und den ganzen Hergang in eines Phariſäers Haus verlegt, fügt, ohne einen Namen zu nennen, die Worte hinzu: es war eine Sünderin. Jedenfalls iſt an unſerer Stelle, wie an der des Johannes, die Maria von Bethanien gemeint, und wenn es heißt, daß Jeſus in Bethanien im Hauſe Simonis des Ausſätzigen einkehrte, ſo mußte dieſer Simon, von dem wir ſonſt nichts wiſſen, wol entweder der Vater des Lazarus und der beiden Schweſtern, oder der Mann der Martha, bei der die Maria wohnte, ſein. Und dieſe Maria? Es iſt dieſelbe,

welche einſt, zu den Füßen des Herrn ſitzend, andächtig verſunken auf ſeine Worte lauſchte. Es iſt dieſelbe, welche ihm zu Füßen fiel und ſprach: „Herr, wäreſt du hier geweſen, mein Bruder wäre nicht geſtorben.“ Es iſt dieſelbe, welche ihn begleitete mit der Mutter des Herrn, auf dem letzten Gange, bis unter das Kreuz; dieſelbe, welche die erſte am Auferſtehungsmorgen am Grabe war. War es auch dieſelbe, welche Lucas eine Sünderin nennt und von der der Herr jenes Wort geſprochen: Sie hat viel geliebt, darum wird ihr viel vergeben? Wir vermögen es nicht zu ſagen. Die kirchliche Ueberlieferung hat ohne Bedenken dieſe beiden Frauen in eins verſchmolzen, weil ſie die beiden Erzählungen, die des Lucas und des Matthäus, für ein und dieſelbe hielt, und ſo iſt denn Maria von Bethanien zu einer Sünderin, einer gefallenen aber reuigen Sünderin geworden. Das, was wir mit Beſtimmtheit von ihr wiſſen, iſt nur: ſie war der Treueſten eine. Sie hing an den Lippen des Herrn, ſie verſenkte ſeine Worte ſtill in die Tiefen ihrer Seele. Sie glaubte an ihn und an ſeinen großen Beruf. Sie liebte ihn als den Retter ihres Lebens. Sie folgte ihm, auch auf dem traurigſten Gange. Sie verherrlichte ihn in ſeinem Tode. Ihre Hoffnung ging über ſein Grab hinaus! Ja, des Herrn Weiſſagung wurde erfüllt, wenn er ſprach: „Wahrlich, ich ſage euch, wo dies Evangelium geprediget wird in der ganzen Welt, da wird man auch ſagen zu ihrem Gedächtniß, was ſie gethan hat.“ Ihr Name iſt erhalten. Ihres Glaubens, ihrer Liebe Gewalt iſt uns noch heute ein Vorbild!

Und welch ein Gegenſatz, der uns in dieſer Erzählung faſt erſchreckend entgegentritt! Der zwiſchen der Maria und dem Judas. Zwiſchen dem geweihten Haus in Bethanien und dem entweihten Palaſt des Hohenprieſters. Zwiſchen der

Anbetung der demüthigen Liebe und dem Verrath des treulosen Jüngers. Zwischen der Ueberschwenglichkeit des Gebens und Opferns und der kalten Berechnung des Gewinns. Die Maria gibt, was sie hat, ohne sich zu bedenken; sie fragt nur: Was kann ich geben? Mein Alles, das Kostbarste ist ja nur ein armes Zeichen meiner Liebe. Judas fordert und feilscht: Was wollt ihr mir geben? Die Maria möchte alles, sich selbst, opfern; Judas opfert den Herrn, er verräth und verkauft den, welcher ihn zuerst geliebt!

Und nun laßt uns diese letzte Liebesbezeugung der Maria uns recht klar machen! Es ist die Ueberschwenglichkeit der Liebe, die sich hier darstellt.

Sie gilt dem Höchsten. Sie fragt nicht nach dem Preise. Sie fragt nicht nach dem Nutzen.

Die Ueberschwenglichkeit der Liebe? Ist das nicht ein Vorwurf? Ist nicht alle Ueberschwenglichkeit, welche sie auch sei, Unrecht und Unverstand? Es ist wahr, der gewöhnliche Gebrauch dieses Worts hat jenen Sinn. Aber dieser Ausdruck hat noch eine andere, höhere Bedeutung. Alle wahre Liebe, alle Begeisterung, alle Aufopferung ist überschwenglich. Sie ist ja unendlich in ihrem Ziel, in ihrem Aufschwung, in ihrer Dauer. Sie ist ja eine ewige göttliche Kraft und kann darum nicht gemessen werden nach endlichem Maß, nach dem Aufwand von Vermögen und Zeit, von Anstrengung und Gesundheit. Sie ist eine göttliche Stimme, die dir zuruft: das soll geschehen, so schwer, so unmöglich es auch scheine; das ist das Höchste und Heiligste, dafür mußt du eintreten mit deinem Leben, dagegen müssen zurückweichen alle Rücksichten, alle Opfer, alle Verstandesgründe. Die wahre Liebe ist also überschwenglich. Ueber das kleine und gewöhnliche Maß der Dinge und der Menschen weit erhaben. Ja, alle die,

welche jemals die Liebe in ihrer unbedingten und fortreißenden Gewalt, in ihrer ganzen Hingebung erfahren, wissen es auch, daß sie überschwenglich ist, daß sie sich hinüberschwingt über die Grenzen der endlichen Welt.

Eine solche war die Liebesbeweisung der Maria. Sie galt ja dem Höchsten, dem Herrn und Meister, dem Herrn ihres Lebens, dem Retter ihrer Seele, der die heilige Flamme zuerst in ihr entzündet, das neue Leben in ihr geschaffen, der das beseligende Wort zu ihr gesprochen: „Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben." Dessen Worte als die ewige Wahrheit an ihre Seele schlugen, dessen ganzes Leben Liebe und Versöhnung war. Und sie galt dem Herrn bei seinem Abschied von der Welt. Es war sein Tod, der mit voller Gewißheit vor ihrer Seele stand. Sie wollte ihn weihen und schmücken. Sie wollte, wie der Herr selbst ihre Handlung deutet, ihn salben für das Grab. Sie wollte alle Kostbarkeit, die ihr eigen, ausschütten über dies theuere Haupt. Sie wollte sagen: Es ist dies das Letzte, der letzte heilige Liebes- und Ehrenbeweis. Wir sind am Ende mit Freude und Schmuck, wir brauchen nun keine Salben mehr. Sie wollte sagen: Laßt uns bezeugen vor der Welt, daß wir ihn über alles geliebt und geehrt, ihn, der jetzt von Haß und Schmach bedeckt wird. Laßt uns ihn salben mit köstlichen Narden, ihn den Gesalbten des Herrn, den Messias, der, wie die Priester, die Propheten und die Könige des jüdischen Volks mit heiligem Oel geweiht wurden, also geweiht werden soll, er: Priester, Prophet und König zugleich! Ja, diese überschwengliche Liebe galt dem Höchsten! Und es war ein Weib, das sie darbrachte. Sie legte ihr ganzes Herz in diese rasche ungestüme That. Sie begleitete sie nicht mit Worten, sie verschloß die tiefsten Empfindungen, sie gab sie willig der

Misdeutung preis. Sie wußte wohl, einer war es, der sie nicht misdeutete, der sie vertrat gegen das Gespött, der die ganze Zartheit, Innigkeit und Größe dieser Liebe erkannte.

Ja, dies Weib ist uns zum Vorbild gegeben! So soll auch unsere Liebe zu Christo sein. Freilich eine andere als die der Maria. Sie schaute ja den Herrn noch mit den Sinnenaugen. Sie wurde noch von dem wunderbaren Zauber seiner Persönlichkeit, seiner ausstrahlenden Milde, seinem verklärten Ernste berührt, sie hatte unzählige Beweise seiner Güte und Freundlichkeit erfahren. Wir wissen von ihm nur durch die Geschichte, zu uns bringt sein Bild mühsam durch den langen Weg der Jahrtausende; von seiner Persönlichkeit ist uns nur sein Geist geblieben; sein Wort, das zu uns herübertönt, ist für uns sein Leben. Und doch lebt er in uns, und seine Gestalt steht klar vor unserm geistigen Auge und erhebt und tröstet uns, und zieht uns mit sich und sein Geist begleitet uns, und wir können ihn lieben und alles, was unser ist, dieser Liebe opfern. O, denken wir nur jener Zeit der ersten Liebe, des blutigen Märtyrerthums in der christlichen Kirche! War das nicht auch eine überschwengliche Liebe? Wenn die zum Tode Geführten begeistert ihr Haupt auf den Block legten, Gott dankend und Psalmen singend, wenn die verfolgten Christen heitern Muths eintraten in die furchtbaren Schranken, um den wilden Thieren zum Raube vorgeworfen zu werden? Diese Liebe galt ja dem Höchsten, dem Herrn ihres Lebens, der Quelle ihrer Seligkeit! Und doch ist sie nicht auf ihn allein beschränkt! Nein, vermögen wir einmal also unendlich, mit ganzer Unbedingtheit zu lieben, dann ergreift auch diese Liebe unsern Geist und weihet alle Erdenliebe, und erfüllt sie mit überschwenglicher Kraft. Ist das nicht auch eine Ueberschwenglichkeit der Liebe, mit welcher

die Mutter am Krankenbett des Kindes wacht und nichts mehr sieht und vernimmt und fühlt und denkt als dies Eine, und nicht müde wird Tag und Nacht und nicht die langen Wochen und Monde zählt, und nicht fragt, ob auch die eigenen Kräfte ausreichen, und nicht spricht: Nun ist es genug, nun kann ich nicht weiter!? Ist das nicht auch eine überschwengliche Liebe, die der Gattin, die durch Leichtsinn und Thorheit des Mannes, durch Härte und Mishandlungen sich nicht irremachen läßt, sondern das einmal geknüpfte heilige Band festhält, und durch die Unendlichkeit der Liebe heilt, was zerrissen, wiedergewinnt, was verloren war?

Und diese Liebe *fragt nicht nach dem Preise*! Blicken wir auch hier wieder auf die Maria zurück! Sie fragt nicht nach dem Preise. Es war diese Salbung nach den gewöhnlichen Begriffen eine große und thörichte Verschwendung. Das Nardenwasser war als das kostbarste im ganzen Alterthum weit bekannt und galt als ein besonderer Aufwand der Ueppigen und Reichen. Nach dem Bericht des Marcus schlugen die Jünger den Preis an auf 300 Denare, d. i. auf fast 70 Thaler. Ueberdies zerbrach die Maria das alabasterne Gefäß und goß den Inhalt auf des Herrn Haupt. Es sollte auch das kostbare Gefäß nicht wieder gebraucht werden. Vielleicht war dies ihr ganzer Reichthum. Sie hatte all ihre Habe dahingegeben für diesen einen Augenblick, diese Weihe zum Tode! Ja, es war eine Verschwendung; — aber ist die Liebe nicht eine Verschwenderin? Soll sie es nicht sein? Sie rechnet nicht, d. h. sie fragt nicht: Was kostet es, was opfere ich, und ist dies Opfer gleich dem, was dadurch gewonnen wird? Und warum rechnet sie nicht also? Darum, weil hier nicht gerechnet werden *kann*. Weil das, was miteinander verglichen wird, völlig ungleichartige Größen sind. Weil ein Endliches mit

einem Unendlichen nicht verglichen werden kann. Darum, weil sie weiß, und diese innere Gewißheit steht ihr höher als alles andere Wissen, alle äußerliche Berechnung, daß das, was sie thut, ein göttliches Gebot ist, daß es dem höchsten und seligsten Gefühle gilt, und daß hier alle Fragen nach dem endlichen Preise verstummen müssen. O, es gibt ja auch eine thörichte und kindische Verschwendung der Liebe, wer kennte sie nicht, und wer möchte sie rechtfertigen? Aber sie ruhet nicht auf diesem göttlichen Instinct, auf dieser lauten Stimme des Gewissens, auf dieser heiligen Forderung, der wir nicht widerstehen sollen. Sie steht im Dienst der Sinnlichkeit und ist nichts als ein leichtfertiges Spiel und Unverstand. Jene Verschwendung der Liebe aber ist der höchste Verstand! Jene Liebe rechnet nicht, und doch ist das, was errungen, so unendlich viel mehr werth als das, was gegeben wird. War es nicht also mit jener letzten Salbung? Dreihundert Denare, freilich das Zehnfache des Sündenlohns, den Judas erhielt, und doch welch ein niedriger und nichtiger Preis, verglichen mit dem, was durch sie gewonnen wurde! Es war dies für den Herrn das einzige Zeichen voller, überströmender Liebe in jener Zeit der Leiden und Schmach! Es war dies für seine Seele eine Erquickung, ein linderndes Oel in das wunde Herz! Es ließ ihn diese Bezeugung der Liebe die letzten schweren Lebensstunden leichter ertragen. Und dann, ist nicht auch für uns das Nardenwasser ausgegossen? Ist denn eine schöne begeisterte That nur für den nächsten Augenblick geschehen, oder soll sie zur Nachahmung ergreifend fortwirken für alle Zeiten? Was sind jene dreihundert Denare, verglichen mit den Geisteswirkungen, welche in der christlichen Kirche von diesem Nardenwasser der Maria ausgegangen, mit der Geistessalbung, durch welche viele gesalbt wurden!

Läßt sich denn überhaupt ein Zeugniß der Liebe vergleichen mit Geldeswerth? Geht es uns nicht noch täglich also? Säumen wir denn einen Augenblick, wenn wir die Kunde erhalten, daß in weiter Ferne das geliebteste Leben mit dem Tode ringt? Nein, wir überschlagen nicht der Reise Kosten und der Meilen Zahl und die Mühen alle, wir eilen, um zum letzten mal unsere Liebe zu bezeugen, um noch einmal die theuere Hand zu drücken und in das verlöschende Auge zu schauen, oder, wenn wir schon zu spät kommen sollten, um dem Sarge, der die Hülle einschließt, zur Ruhestätte zu folgen.

Und diese Liebe, die nicht nach dem Preise fragt, fragt auch nicht nach dem Nutzen. Gestehen wir es uns nur, es wird uns schwer, diese Frage mit ganzer Entschiedenheit abzuweisen. Es liegt uns so nahe der Einwand: Aber nützt denn das irgendetwas, hat es denn irgendeinen praktischen Werth? Ja, wenn wir auch das heuchlerische Bedauern des Judas wohl durchschauen und verachten, wir können doch den Einwand der andern Jünger für nicht so ganz ungerechtfertigt halten, wenn sie sagen: „Dieses Wasser hätte mögen theuer verkauft und den Armen gegeben werden.“ Die Frage nach dem Nutzen einer Handlung hat tiefe Wurzeln geschlagen in den Gedanken der Gegenwart, und es gibt viele, unzählige Menschen, die gar keine andere Frage kennen, denen sie die erste und die letzte, denen der Nutzen das Maß der sittlichen Beurtheilung ist. Und nun gar, wenn die Armen und ihre Noth herbeigerufen werden, um die Verschwendung zu strafen, was vermögen wir da noch zu entgegnen? Und doch hatte der Herr recht, und wird recht behalten in alle Ewigkeit, wenn er erwiderte: „Ihr habt allezeit Arme bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit.“ Dies Nützen und Helfen, dies

Wohlthun gegen die Armen, ist wol eine große, ist unsere nächste und alltägliche Pflicht gegen alle, die unserer bedürfen, und denen wir uns nützlich machen können! Aber es ist doch nur die Alltagspflicht, nicht das Höchste und noch viel weniger das Einzige, was wir zu thun haben, vor dem alles andere zurückweichen soll. Nein! die Armen haben wir alle Tage, aber wie vieles gibt es, das wir nicht alle Tage haben, das nicht zum Nutzen allein geschaffen und in die Welt getreten ist, sondern zur Erhebung und Freude des Geistes, das wie eine Sonne scheint über die Höhen und Thäler der Erde, an dessen Licht wir uns laben, als an dem Licht der Auserwählten Gottes. Und wie es Feier- und Sonntage gibt neben dem alltäglichen Treiben der Arbeits- und Wochentage, also gibt es auch Feste und Ehrenbezeugungen, an denen nicht gerade etwas geschaffen wird, was dem gemeinen Nutzen dient, und welche doch ihr hohes Recht behalten und dem Volke nicht genommen werden dürfen, damit die Quelle der Freude und Erhebung nicht versiege, damit das Herz nicht verlerne, zu danken und zu verehren. Gibt es doch viele Handlungen, die gar keinem äußern Nutzen, keinem fremden Zwecke dienen, sondern in sich selbst ihren Werth und Zweck haben, die nichts anderes sind als eine Darstellung des Innern, eine Bezeugung der Liebe, eine Anerkennung und Feier des allmächtigen Gottes und der herrlichen Kräfte, die er über seine Creaturen ausgegossen hat. Ist es doch ein tiefes Bedürfniß des menschlichen Herzens, den Dank und die Verehrung nicht zu verschließen, sondern sie öffentlich darzubringen, die zu feiern und ihrer zu gedenken, durch Standbilder und Stiftungen und Erinnerungsfeste, durch Wort und Lied, welche leuchten wie der Sterne Glanz und viele auf den Weg der Wahrheit führen. Und vernehmen wir

die Frage: Was nützen dieſe Ehrenbezeugungen den Gefeierten die längſt dahingegangen, oder was helfen ſie dem arme Volke, das ſich in Noth verzehrt? ſo iſt die Antwort: We nützen ſie den Gefeierten nicht, aber uns ſelbſt, wenn w dies Nützen nur in dem rechten Sinne nehmen. Wol helfe ſie dem armen Volke nicht mit Speiſe und Kleidung, und d Hunderttauſende, die aufgewandt werden, erſcheinen als ei Verſchwendung; aber ſie helfen uns allen, und wir a gehören ja mit zum armen Volke; ſie erquicken unſere See ſie ziehen uns hinauf zu den leuchtenden Vorbildern, ſie ſtärk unſern Muth im Kampfe, ſie lehren uns die ſichtbaren Güt hingeben für ein unſichtbares Geiſtesgut; ſie beſtätigen u jenes Wort des Herrn: „Der Menſch lebt nicht vom Br allein, ſondern von einem jeden Wort, das durch den Mu Gottes geht.“

Und nun noch einmal zurück zur Maria von Bethanie Sie wollte nichts erreichen, nichts nützen, nur ein Zeugn geben ihrer Liebe; ſie wollte ihr Herz mit ausſchütten in d köſtlichen Salbe. Und doch wie Großes hat ſie erreicht u wie vielen genützt! Sie hat in der Ueberſchwenglichkeit ihr Liebe ſich ſelbſt ein herrliches Denkmal geſtiftet und über d Vorwürfe der Jünger, über alle, welche nach dem gemeine Nutzen fragen, für immer triumphirt! Möge ſie uns lehre daß das Höchſte und Erſte iſt, vor dem alles andere ſchwinde die köſtliche Perle, für die wir alles hingeben: Chriſtum liebe und für dieſe Liebe zeugen durch Wort und That! Amen.

11.

Die Liebe unter dem Kreuz und an dem Kreuz.

Text: Johannes 19, 25—27.

Es ſtanden aber bei dem Kreuz Jeſu ſeine Mutter, und ſeiner Mutter Schweſter, Maria, Kleophas' Weib, und Maria Magdalena. Da nun Jeſus ſeine Mutter ſahe, und den Jünger dabei ſtehen, den er liebhatte, ſpricht er zu ſeiner Mutter: Weib, ſiehe, das iſt dein Sohn. Danach ſpricht er zu dem Jünger: Siehe, das iſt deine Mutter. Und von der Stunde an nahm ſie der Jünger zu ſich.

Es iſt das Ende der Leiden des Herrn, das wir hier ſchauen, der letzten Worte eines, das wir vernehmen. Wir ſtehen unter ſeinem Kreuze! Die Stunde iſt nah', da er das „Es iſt vollbracht", ſprechen konnte, da er das Haupt neigte und verſchied. Und was lehrt uns dieſe letzte Stunde? Es thut ſich vor unſern Augen noch unter dem Kreuz ein Kreis treuer Liebe auf. Bei allem Furchtbaren und Empörenden, was dies Kreuz umgibt, bei allen Ausbrüchen der Roheit und der Verblendung, bei allem wüſten Lärm und Geſchrei und Geſpött, iſt hier doch noch eine Stätte des Friedens, ein Kreis der Liebe, ein ſtilles Heiligthum tiefen, ſchmerzlichen Mitgefühls. Das Schrecklichſte und Ungerechteſte, der Miſſe-

thäter Tod für den Reinſten unter den Menſchenkindern, ſe
hier ſeine Verſöhnung. Hier iſt ſchon der Tod überwun
alles Unrecht vergeſſen, aller Schmerz verklärt!

Und was ſchauen wir denn? Die treueſte Liebe u t
dem Kreuz und an dem Kreuz!

Unter dem Kreuz erblicken wir die Mutter des He n
ſeiner Mutter Schweſter, die Maria, des Kleophas Weib
Maria Magdalena und den Jünger, welchen der Herr lieb
hatte, den Johannes. Die Mutter und der Lieblingsjünger
ſind es, an welche diesmal des Herrn Wort gerichtet iſt.

Die Mutter vor allem! Wie viel war durch ihre Seele
gezogen, ſeit der Geburt dieſes Sohnes! Wie viel ſtille und
hohe Gedanken, wie viel Mutterſeligkeit, wie viel Glaube und
Hoffnung! Wie viel hatte ſich ſeitdem, und vor allem in der
letzten Zeit, ſo raſch in ihrem Leben und in dem ſeinen ge-
wandelt! Das Glück, die Anerkennung, die Bewunderung der
Welt hatte ihn verlaſſen. Viele Hoffnungen waren unter-
gegangen; die Mutterliebe verließ ihn nicht. Jetzt ſollte
das Wort des Simeon erfüllt werden, das ihr damals dunkel
geblieben: „Es wird ein Schwert durch deine Seele dringen.“
Ja, es war der ſchneidendſte Schmerz, der durch ihre Se
drang. Aber ſie folgte ihm bis unter das Kreuz. Die Mut
hatte wieder ihren alten Platz: in ſeiner nächſten N
Wiege und Kreuz, Anfang und Ende treten hier wieder
zuſammen, als ob nichts in der Mitte liege. Wie ſie
einſt über ſeine Wiege gebeugt in der erſten Stunde
Lebens, in ſeliger Freude, ſo beugte ſie ſich jetzt nied
tiefſtem Schmerz, in der letzten Stunde. Sie folgte
vielleicht ohne zu wiſſen oder zu fragen: warum? Sie
ihm nichts mehr helfen und nützen. Aber ſie durfte
fern von ihm ſein. Es war in der Welt keine St

ſie, als neben ihm. Es war ein ſchwerer Gang, bei dem wol die Knie zitterten. Was hatte ſie hier alles zu ertragen und durchzukoſten? Die namenloſe Schmach des Sohnes, die Verbrecherſchmach, traf ſie nicht auch ihr Haupt? Der Hohn und die verächtlichen Urtheile der Menge, drangen ſie nicht bis an ihr Ohr? Der leidenſchaftliche Haß ſeiner Feinde, der ſelbſt vor dem Kreuze nicht zurückwich, ergoß er ſich nicht auch über ſie? Ja, wies man nicht auf ſie hin, mit Zeichen und Geberden, auf ſie, die ihm das Leben gab? Und dann: Sie ſollte dem Leiden des geliebten Sohnes zuſchauen, bis der letzte Tropfen des Kelches geleert! Sie ſollte das langſame Sterben des Verblutenden in allen Einzelheiten mitempfinden, bis das Auge brach! Warum nahm ſie das alles auf ſich? Warum verſchloß ſie ſich nicht im einſamen Kämmerlein, um ſich hier, von niemand geſehen, auszuweinen und hindurchzuringen zu Gott? Darum, weil ſie es nicht anders konnte; weil ſie ſich ſelbſt in dieſem Augenblick nicht angehörte; weil in der Welt keine Stätte für ſie war, als neben ihm; weil ſie ihm noch in der letzten Stunde den Troſt ihres Anblicks geben wollte, die Gewißheit, daß die Mutter an ihn glaubte und an ihm feſthielt, daß ſie, die Nächſte nach dem Blute, auch die Nächſte und Treueſte in ihrem Herzen und Geiſte ihm geblieben.

Es iſt ein ſchönes Bild, die verhüllte Geſtalt der Maria in ihrem tiefen und ſtummen Schmerz unter dem Kreuz, ſchöner vielleicht als die lächelnde Mutter mit dem Kinde, oder als die in den Wolken ſchwebende, verklärte Himmelskönigin! Es iſt ein rührendes und tiefergreifendes Lied, jener alte lateiniſche Kirchengeſang, der von ſeinen Anfangsworten das Stabat mater dolorosa, d. h. „es ſtand die Mutter, die ſchmerzenreiche", genannt wird!

Und neben ihr ſtand der Jünger, den der Herr liebhatte. Auch den Petrus, den ungeſtümen und kampfbereiten, hatte er lieb und zeichnete ihn aus vor den übrigen. Aber es war dies eine andere Liebe als die zum Johannes. Und ebenſo des Petrus Glaube und Anhänglichkeit an den Herrn ein andere als die des Johannes. Iſt es doch, als ob der Unterſchied der männlichen und weiblichen Natur uns in dieſen beiden Lieblingsjüngern recht klar vor die Augen geſtellt werden ſollte. Johannes war, möchten wir ſagen, eine weibliche Natur, von weiblicher Zartheit, Innigkeit und Verſchloſſenheit der Liebe. Er iſt ja auch der einzige unter den Jüngern, der mit den Frauen daſteht. Auch von ihm vernehmen wir kein Wort; wie er überhaupt in der evangeliſchen Geſchichte nicht, dem Petrus gleich, überall entſchloſſen mit Wort und That hervortritt. Sein Schmerz und ſeine Liebe iſt ſtumm. Aber ſie zeigt ſich, wie es auch den Frauen eigen iſt, in ihrer ganzen Kraft im Leiden. Petrus bleibt fern, ja er verleugnet den Herrn, ſein raſcher Muth iſt auch raſch gebrochen. Johannes begleitet ihn bis unter das Kreuz. Petrus iſt bereit, zu kämpfen, er zieht das Schwert gegen die, welche Chriſtum gefangen nehmen, Johannes iſt bereit, mit ihm zu leiden. So iſt denn auch die Bevorzugung, welche der Herr einem jeden dieſer beiden Jünger zu Theil werden läßt, eine beſondere. Auf Petrus gründet er ſeine Kirche, auf dieſem Felſengrund freudigen, unerſchrockenen Vertrauens ſoll ſie auferbaut werden. Dem Johannes vertraut er das, was ihm das Liebſte auf Erden, und in ſeiner Liebe will er die Wohnſtätte eines heiligen und innigen Familienlebens aufrichten.

Und was wiſſen wir nun weiter von der Liebe dieſer beiden, der Maria und des Johannes unter dem Kreuz? Unſer Text ſagt uns nichts. Wir vernehmen kein Wort aus

ihrem Munde. Aber wir fühlen es aus dieſer Erzählung heraus: dieſe Liebe vergißt ſich ſelbſt ganz. Dieſe Trauernden gehören ſich nicht mehr an. Sie bedenken ſich nicht, ſie fürchten ſich nicht, ſie zaudern nicht. Aber eins wird uns doch noch berichtet. Von dem Jünger, zu welchem der Herr ſprach: „Siehe, das iſt deine Mutter", heißt es: „Und von Stund' an nahm er ſie zu ſich." Es hatte nur dieſes Einen Wortes bedurft. Und es war ja nicht einmal ein Befehl, nicht eine ausdrückliche Anordnung. Der Herr hatte nicht geſagt: „Siehe, dieſe ſoll dir in Zukunft gleich einer Mutter ſein", ſondern: „Siehe, das iſt deine Mutter." Es klingt das mehr wie eine Weiſſagung, wie ein geiſtiges Schauen in das Herz, denn wie eine ausdrückliche Mahnung und Anordnung. Er wollte ſagen: Ich weiß es und ſchaue es ſchon, ihr beide bleibt zuſammen, denn ihr ſeid Eins in der Liebe zu mir. Aber es war genug an dieſem Einen Wort. „Von der Stunde an nahm ſie der Jünger zu ſich." Er antwortete nicht. Es bedurfte keiner Antwort. Jedes Wort des Meiſters war ein heiliges Geſetz. Dieſe Liebe war des Gehorſams voll.

Ich habe ſchon darauf hingewieſen, die, welche dem Herrn alſo bis unter das Kreuz folgten, vermochten nicht mehr ihm zu nützen; aber wol ihn zu tröſten im Sterben. Bedurfte er denn dieſes Troſtes? Selbſt er bedurfte ſein! Selbſt ihm war dies eine Erquickung, unter den Augen derer, die ihn liebten, die Seele auszuhauchen. Ihm, der in ſeinem Herzen einen andern und viel höhern Troſt trug; der ſich Eins wußte mit dem Vater, der im Gehorſam gegen ihn dieſen Tod auf ſich nahm; der für die heilige Wahrheit, welche er ihm in die Seele gegeben, ſtarb. Der Reine, der mit reinem Gewiſſen das Furchtbare ertrug! Wieviel mehr bedürfen wir

eines solchen Trostes! O, auch für uns ist er nicht d
Höchste! Das Höchste ist: ein fester und freudiger Glau
an die ewige Liebe Gottes, in deren Hut wir stehen, a
deren Armen wir nicht gleiten. Ein gutes Gewissen, mit de
wir zurückblicken auf die vergangenen Tage und vor den Thr
der Ewigkeit treten. Ein heiliger Friede in den Tiefen d
Seele. Ein vertrauensvolles Gebet: „Vater, ich befehle meine
Geist in deine Hände.“ Aber, und warum sollen wir e
leugnen, es ist uns auch das ein Trost, ein Labsal in de
Pein der letzten Stunden, umgeben zu sein von treuer Liebe
Was sind alle Reichthümer, die wir aufgesammelt, alle Be
quemlichkeiten, in die wir uns eingehüllt, alle Erleichterungen
die uns geboten werden, alle kostbaren Arzneimittel, alle Er
quickungen, die im Ueberfluß und fast unberührt neben der
Krankenbett stehen, gegen eine Seele, die uns treu bleibt, di
uns völlig angehört. Und wie mag dem zu Muthe sein, de
in dunkler Einsamkeit stirbt, oder, wenn auch von viele
helfenden und pflegenden Händen umgeben, doch eine solch
Seele nicht sein nennt, dem nicht von der Hand der Lieb
das Auge zugedrückt wird? Ja, wer ein solches Kleinod er
rungen, der soll auf seine Knie sinken noch in der letzten Stund
und Gott danken, daß er ihm diese Seele sandte, daß er ihr
das Leben erquickt und das Sterben leicht gemacht hat!

Aber blicken wir nun von dieser Liebe unter dem Kreu
empor zu der am Kreuz! Wieviel höher und herrlicher i
sie! Hier offenbart sie sich uns in ihrer ganzen Fülle, i
ihrer Kraft und Innigkeit, in ihrer Weite und Tiefe, al
Liebe zu Gott dem Vater und zu den Brüdern, zum großen
Ganzen der in die Sünde verlorenen Welt, und zu jeden
Einzelnen in ihr, zu Freund und Feind, zu Verbrechern und
Jüngern! Ja, vom Kreuze her strahlt diese Liebe in die Wel

hinein mit unwiderstehlicher Gewalt, und hat sie bezwungen und mit ihrem warmen Sonnenlicht erfüllt! Und all die Liebe, die in Christo war und während seines Lebens auf Erden einen jeden berührte, der in seine Nähe kam, und niederträufelte, wo seine Füße wandelten, sie sammelte sich gleichsam in seinem Tode, um mit vollem, ungebrochenem Lichte in die Dunkelheit hineinzuscheinen. Dieser Tod war des Lebens Höhe, der Liebe Erfüllung. In ihm offenbarten sich die unergründlichen Tiefen, die bis dahin vielen verborgen geblieben; in ihm bewährte sich die unbesiegbare Kraft im Kampfe mit des Todes Schauern und mit der Menschheit verblendetem Haß; in ihm wurde abgestreift die letzte Erdenschwäche und ausgetilgt alles, was das Herz verbittern konnte. Christus bestätigte das Wort: wahre Liebe läßt sich nicht verbittern. Er betete für seine Feinde; er vergab denen, die ihn verfolgt und bis ans Kreuz gebracht; ihn führte die Liebe zum Kreuz: die Liebe für die Menschheit, die er erlösen und befreien wollte, erlösen von dem Joch der alten Satzungen, von dem Dienst des Buchstabens, von dem Wahn des Aberglaubens, von der Heuchelei der Werkgerechtigkeit, von der Knechtschaft der Sinne, von der Furcht vor dem unversöhnlichen Gott; die er hinführen wollte zur Religion des Geistes, zu dem Gott, der ein Geist ist, zu dem Vater im Himmel und zu seiner ewigen, erbarmenden Liebe; die er zu Kindern Gottes und zur Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes emporheben wollte.

Diese Liebe zu der unglücklichen, mit Sünde und Aberglauben ringenden Menschheit führte ihn an das Kreuz. Er durfte nicht zurückweichen vor dem Haß der Priester und Gewalthaber, vor Verfolgung und Tod. Er mußte für die neue beseligende Wahrheit, die er der Welt verkündete, ein-

stehen mit seinem Leben, sie besiegeln mit seinem Blut. Ohne dies Siegel wäre der Neue Bund nicht geschlossen. Ohne dies todesmuthige Zeugniß für die Wahrheit wäre sie selbst untergegangen. Denn die Wahrheit ist keine lebenschaffende Kraft ohne die Macht der sie tragenden und für sie zeugenden Persönlichkeit. Durch seinen Tod ist sie gerettet und erhalten für ewige Zeiten; er hat sich geopfert für die Welt. Ja, die Liebe hat ihn an das Kreuz geführt! Die Liebe zu Gott, welcher die Wahrheit selbst ist, und der sie ihm im tiefsten Gewissen geoffenbart hatte, der Gehorsam gegen ihn, das ist die Beugung unter diese göttliche Wahrheit, die er nicht verschweigen oder verkümmern oder gar verleugnen durfte. Und die Liebe zu den Menschen. Denn zu ihrem Heil wurde ja die Wahrheit verkündet, sie sollten ja errettet und befreit und getröstet werden; ihnen sollte dies Evangelium die süße Frucht des Friedens bringen. So trug er in dieser Liebe auf seinem Herzen die ganze Menschheit. Er starb für sie alle! Nicht für die damals Lebenden allein; — für alle nachfolgenden Geschlechter, für uns alle, die wir jetzt in dem Lichte des Evangeliums wandeln, die wir uns an den Früchten der Bildung und Gesittung erquicken, welche unter den Strahlen dieser Sonne während langer Jahrhunderte gereift sind.

Aber so groß und umfassend auch diese Liebe war, sie vergaß doch des Einzelnen und des Kleinen nicht; so göttlich sie war, in Gott gegründet und auf ihn gerichtet, so menschlich und natürlich war sie zugleich.

Das will uns vor allem das Wort vom Kreuze herab, das heute geprebigt wird, lehren. Der Herr sprach zu der Mutter: „Weib, siehe, das ist dein Sohn", und sodann zu dem Jünger: „Siehe, das ist deine Mutter." Es war dies das letzte Vermächtniß. Christus erscheint hier noch

in der letzten Stunde des Todeskampfes als ein Versorger der Seinen. Schon vor seiner Gefangennehmung, bei der Einsetzung des heiligen Mahles hatte er ein Testament gestiftet mit den Worten: „Solches thut zu meinem Gedächtniß.“ Aber dies Testament galt seinen Jüngern allen, der ganzen christlichen Kirche. Diese Stiftung sollte bewahrt werden für alle Zeiten, solange sein Evangelium verkündet werde auf Erden. Das Vermächtniß dagegen, von welchem wir heute reden, galt nur den nächsten Angehörigen, der Mutter und dem Lieblingsjünger, es hatte keine Bedeutung für den christlichen Glauben und sein Fortbestehen. Und fast könnte es scheinen, als ob dies Wort auch für uns keine große Bedeutung hätte, als ob Christus hier nichts anderes gethan als das, was Unzählige thun im Angesicht des Todes. Wie viele sprechen da noch mit kaum vernehmbarer Stimme den letzten Willen aus, ertheilen die letzten Liebesbeweise, sorgen in weite Zukunft hinein und ruhen nicht eher, bis sie angeordnet, wie es nach ihrem Abscheiden gehalten werden soll im Hause, und wie die Familienglieder untereinander zusammenhalten sollen. Und hat denn Christus etwas anderes gethan? Warum rührt und ergreift uns also jenes Wort so gewaltig? Darum, weil er es gesprochen; weil er, der die ganze Welt auf seiner Seele trug, doch des Einzelnen nicht vergaß; weil er, der mit sich selbst und der furchtbarsten Pein zu kämpfen hatte, doch sich selbst vergaß; weil er, der für das Reich Gottes und für die Liebe zur ewigen Wahrheit lebte und kämpfte und litt, und jetzt am Kreuze starb, doch für die natürliche Liebe zur Mutter und zum Jünger und für die Sorge auch um das äußere Wohl nicht erstorben war; weil er das Große und das Kleine, das Weite und das Enge, das Geistige und das Natürliche in seinem Herzen mit gleicher, voller Liebeskraft umfaßte!

O, wir haben wol manche Aussprüche von ihm, die uns in ihrer Kühnheit und Schroffheit, in ihrer hohen Geistigkeit und schroffen Abweisung der natürlichen Lebensverhältnisse irremachen könnten, daß wir sprechen wie einst die Jünger: Ist das nicht ein hartes Wort? So, wenn der Herr auf der Hochzeit zu Cana zu seiner Mutter sich wendet mit dem Wort: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?" Wenn er dem Jünger, der, ehe er ihm nachfolgte, bat, noch seinen Vater bestatten zu dürfen, die Weisung gab: „Folge du mir und laß die Todten ihre Todten begraben." Wenn er überhaupt auf die natürlichen Bande der Verwandtschaft so geringen Werth legte, und zu seinen Jüngern und Anhängern sprach: „Ihr seid meine Brüder, ihr seid meine Schwestern"; ja, wenn er selbst jenes Wort nicht scheute: „So jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein." Solche Worte können uns wol auf einen Augenblick bedenklich machen, und doch sind sie nur kühne, heldenmüthige, mit der ganzen Unbedingtheit ausgesprochene Ausdrücke dafür, daß das Trachten nach dem Reiche Gottes das Erste ist, dem alles andere nachstehen, alles andere sich willig unterordnen soll.

Sehen wir es nicht an dem Leben des Herrn selbst, wie er jene Worte meinte? Ja, das Reich Gottes und die Erfüllung des göttlichen Willens, das Leben in Gott und für Gott, im Geiste und für den Geist, ist das Erste und Höchste; aber das Einzige, das, was alles andere zunichte macht und in sich verzehrt, ist es nicht. Es heißt ja ausdrücklich: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch alles andere auch zufallen." Das Christenthum will nicht unser natürliches Leben, die natürlichen und nächsten

Bande des Bluts, die natürliche Liebe der Verwandten und all die Sorgen und Mühen im Geleite dieser Liebe aufheben, sondern sie befestigen und adeln und weihen. So war ja Christi Verhältniß zu seinen Aeltern. Auf jenes lichte Wort, welches der zwölfjährige Knabe im Tempel sprach: „Muß ich nicht sein in dem, was meines Vaters ist?“ folgte die stille und demüthige Unterordnung unter den Willen der natürlichen Aeltern, wie es in jener Erzählung heißt: „Und er war ihnen unterthan.“ So war auch seine Liebe zu den Menschen, den Armen und Kranken. Er hob sie empor zum Himmel und tröstete sie mit seinem milden Wort, er heilte die Wunden ihrer Seele; aber es jammerte ihn auch ihres leiblichen Unglücks, er heilte sie von bösen Krankheiten, er nahm sich ihrer an als der barmherzige Samariter der ganzen Menschheit. Ja, machen wir uns das nur recht klar: Christus war nicht ein Schwärmer; er übersah nicht nach Art der Schwärmer aller Zeiten, Arten und Religionen, bei dem zum Himmel und zu den großen ewigen Gedanken gewandten Auge, die nächsten und vor den Füßen liegenden Erdenpflichten, er wollte nicht die natürlichen und in ihrer Natürlichkeit echten Empfindungen zerstören; er hatte auch für sie, wie für alles menschlich Schöne, Raum in seinem Innern und wußte sie in ihrer ganzen Innigkeit und Zartheit bei andern anzuerkennen und bei sich selbst zu bewahren. Das ist es, was uns mit so unwiderstehlicher Gewalt zu ihm hinzieht und an ihn fesselt! Diese Zartheit der nichtsversäumenden Liebe bei seinem hohen, gotterfüllten Geist! Dies tiefe und echt menschliche Mitgefühl! Dies Wort mitten im Sterben: „Siehe, das ist dein Sohn! Siehe, das ist deine Mutter.“

So laßt uns denn noch einmal emporblicken, meine Freunde, zu dieser Liebe unter dem Kreuz und am Kreuz. Auch wir

stehen ja mit der Maria und dem Johannes unter dem Kreuz. Schon naht sich wieder das höchste und hehrste Fest der Christenheit. Das Fest des Todes. Bald beginnt die Heilige Charwoche, und das Kreuz wird aufgerichtet auf Golgatha! Da soll auch uns wieder zu Muthe werden, wie einst den Jüngern, da sie sprachen: „Laßt uns mit ihm ziehen und mit ihm sterben.“ Da sollen wir wieder das Leiden und den Tod Christi mit allen Schmerzen und aller heiligen Liebeskraft in uns durchleben. Da sollen wir uns selbst und alle eigene Noth und Kümmerniß versenken in die Tiefen dieses Todes, um mit ihm aufzuerstehen zu neuem Lebensmuth. Da sollen wir wieder erfahren: es ist in keinem andern Heil! Diese Liebe umfaßt Himmel und Erde! Amen.

12.

Die Fußwaſchung.

Text: Johannes 13, 1—15.

Vor dem Feſt aber der Oſtern, da Jeſus erkannte, daß ſeine Zeit gekommen war, daß er aus dieſer Welt ginge zum Vater; wie er hatte geliebet die Seinen, die in der Welt waren, ſo liebte er ſie bis ans Ende. Und nach dem Abendeſſen, da ſchon der Teufel hatte dem Juda Simonis Iſcharioth ins Herz gegeben, daß er ihn verriethe, wußte Jeſus, daß ihm der Vater hatte alles in ſeine Hände gegeben, und daß er von Gott gekommen war, und zu Gott ging: ſtand er vom Abendmahl auf, legte ſeine Kleider ab, und nahm einen Schurz, und umgürtete ſich. Danach goß er Waſſer in ein Becken, hob an den Jüngern die Füße zu waſchen, und trocknete ſie mit dem Schurz, damit er umgürtet war. Da kam er zu Simon Petro; und derſelbe ſprach zu ihm: Herr, ſollteſt du mir meine Füße waſchen? Jeſus antwortete, und ſprach zu ihm: Was ich thue, das weißt du jetzt nicht; du wirſt es aber hernach erfahren. Da ſprach Petrus zu ihm: Nimmermehr ſollſt du mir die Füße waſchen. Jeſus antwortete ihm: Werde ich dich nicht waſchen, ſo haſt du keinen Theil mit mir. Spricht zu ihm Simon Petrus: Herr, nicht die Füße allein, ſondern auch die Hände und das Haupt. Spricht Jeſus zu ihm: Wer gewaſchen iſt, der darf nicht, denn die Füße waſchen, ſondern er iſt ganz rein. Und ihr ſeid rein; aber nicht alle. Denn er wußte ſeinen Verräther wohl; darum ſprach er: Ihr ſeid nicht alle rein. Da er nun ihre Füße gewaſchen hatte, nahm er ſeine Kleider, und ſetzte ſich wieder nieder, und ſprach abermal zu ihnen: Wiſſet ihr, was ich euch gethan habe? Ihr heißet mich Meiſter und Herr, und ſagt recht daran, denn

ich bin es auch. So nun ich, euer Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, so sollt ihr auch euch untereinander die Füße waschen. Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe.

Noch einmal mögt ihr mich begleiten in den Kreis der Jünger und in das letzte stille Zusammensein des Herrn mit ihnen. Die Abschiedsworte, welche er hier zu ihnen sprach aus tiefbewegtem Geiste, waren Verheißungen, Gebete, Mahnungen. Er gab ihnen die tröstliche Verheißung, daß er bei ihnen bleiben, in ihnen leben und wirken werde. Daß er ihnen den Geist sende, der von dem seinen genommen, seinen Geist; den Geist der Wahrheit, der sie in alle Wahrheit führe, den Geist des Friedens, der nimmer von ihnen weichen werde. Er betete für sie zum Vater im hohenpriesterlichen Gebet und sprach: „Ich bitte für die, so du mir gegeben hast. Nicht, daß du sie von der Welt nehmest, sondern daß du sie bewahrest vor dem Uebel. Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden. Auf daß sie alle Eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir. Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die seien, die du mir gegeben hast."

Und endlich, er mahnte die Jünger und sprach: „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebt habe; denn daran soll jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, daß ihr Liebe untereinander habt."

So sind denn die einfachen, in den verschiedenartigsten Formen immer wieder hindurchklingenden Gedanken der Verheißungen, Gebete und Ermahnungen die beiden: Ihr sollt, ihr werdet mit mir Eins sein und in mir leben, wie ich mit

dem Vater Eins bin. Und: Ihr sollt, ihr werdet untereinander Eins sein, wie ihr mit mir Eins seid. Und diese beiden großen, folgereichen Gedanken hat der Herr in zwei darstellenden bildlichen Handlungen anschaulich uns vor Augen geführt. Diese beiden Handlungen, die ich Gleichnißhandlungen nennen möchte, ähnlich den Gleichnißreden, sind das Abendmahl und die ihm vorangehende Fußwaschung. Denn wenn im Abendmahl die innigste Gemeinschaft der Gläubigen mit Christo, mit seinem Leben im Tode, das in der ganzen Christenheit immer und immer wieder erneuete Andenken an diesen Tod, dargestellt werden soll, so in der Fußwaschung die Gemeinschaft der Brüder untereinander in demüthiger, dienender Liebe.

Diese Fußwaschung, welche der Herr, noch vor dem Beginn des eigentlichen Passahmahles, mit seinen Jüngern vornahm, war nicht eine willkürlich herbeigezogene, sinnbildliche Handlung, sie hatte vielmehr ihre Veranlassung in den Sitten jener Zeit, wie in den Verhältnissen, unter denen dies Mahl begangen wurde. Jedem festlichen Gastmahl pflegte eine solche Fußwaschung vorauszugehen, eine Sitte, die in der leichten Fußbekleidung der Morgenländer ihren Grund hatte. Sie gehörte mit zur Ausübung der Gastfreundschaft und wurde gemeiniglich von den Dienern des Gastgebers, bei besondern Ehrengästen von ihm selbst vollzogen. Bei diesem letzten Mahle des Herrn nun war er der Gastgeber, er nahm in dem Kreise der Seinen die Stelle des Familienhauptes ein. Die Frage, wer die Fußwaschung übernehmen solle, da kein Diener zugegen, wer unter den Jüngern als der Geringste hier einzutreten habe, mochte schon unter ihnen aufgeworfen sein, und es deutet wol der gerade an diesem Orte bei dem Lucas berichtete Rangstreit auf einen solchen Vorgang hin. Da erhebt

sich der Herr, ohne ein Wort zu sprechen. „Er stand auf", heißt es, „und legte seine Kleider ab und nahm einen Schurz und umgürtete sich." Und er kniete nieder und wusch seinen Jüngern die Füße und trocknete sie wieder. Und nachdem nun alles vollbracht, setzte er sich wieder und sprach: „Wisset ihr, was ich euch gethan habe?" Er wollte ihnen in dieser Handlung eine Lehre geben für alle Zeiten. Er wollte in diesem fast lautlosen, ergreifenden Hergang ihnen, und uns allen, noch einmal, zum letzten mal, aber unvergeßlich einprägen die Bedeutung jenes Worts: „Ich bin nicht gekommen, zu herrschen, sondern zu dienen." Und zugleich das andere: „Daran soll man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, daß ihr euch untereinander liebhabt." Nicht will er hier, wie bei der Einsetzung des Abendmahls, die bildliche Handlung selbst in ihrem äußern Hergang wiederholt und festgehalten wissen in der christlichen Kirche; nicht spricht er hier wie dort: „Solches thut zu meinem Gedächtniß"; er schließt vielmehr mit den Worten: „Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe." Nicht die äußerliche, sondern die geistige Nachfolge, nicht die äußere, sondern die geistige Fußwaschung, nicht die einmalige am Gründonnerstage, sondern die an allen Tagen des Jahres, die dienende, reinigende Liebe in allen ihren Bezeigungen, in allen Lebenslagen meint und fordert der Herr. Aber je mehr dies geistige Fußwaschen und demüthige Dienen zurücktrat schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche hinter Priestermacht und Priesterstolz, desto größer war die Neigung, sich mit der äußerlichen Fußwaschung abzufinden, sie zu einer kirchlichen Ceremonie herabzusetzen, sich mit ihrer buchstäblichen Wiederholung zu begnügen. Und so ist es denn Sitte geworden, die bis auf den heutigen Tag geübt wird, in der alten griechischen

Kirche und ihren Klöstern und bischöflichen Sitzen, in der russischen Kirche im Palast des Kaisers zu Petersburg, in der katholischen Kirche im Vatican zu Rom und an den Höfen der mächtigsten katholischen Fürsten, in Wien, Madrid, Lissabon, daß der Papst selbst, die Bischöfe, die Aebte, der Kaiser von Rußland, die katholischen Fürsten, am Gründonnerstag an zwölf armen Greisen diese Handlung vollziehen und damit den Befehl Christi erfüllt zu haben meinen. Schon unser Luther hat diese heuchlerische Fußwaschung der Mächtigen auf Erden gezüchtigt, da, wie er sagt, ein Papst sich wol dabei bückt, aber die, denen er die Füße wäscht, sich noch tiefer vor ihm bücken läßt. „Willst du", fährt er fort, „deinem Herrn nachfolgen, so schaue zu, daß du von Herzen dich demüthigst und jedermann helfest, daß er dich bessern möge."

Das wollen denn auch wir festhalten und in diesem Sinne die Frage beantworten: Was lehrt und gebietet die Fußwaschung des Herrn? Unsere Antwort ist: Dienende Liebe. Und wir fragen weiter: Wie bezeugt sie sich? Unsere Antwort ist: Sie kennt keine Rangordnung; sie verschmäht keinen Dienst, sie reinigt und bessert alles.

Sie kennt keine Rangordnung. Das lehrt uns ja Christi Wort ausdrücklich: „Der Knecht ist nicht größer denn sein Herr, und der Apostel nicht größer als der, welcher ihn gesandt hat. So nun ich, euer Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, so sollt ihr euch untereinander die Füße waschen." Was heißt das? Soll also jeder Unterschied von Rang und Stand, von Herr und Knecht, von Gebietenden und Gehorchenden fortan wegfallen auf Erden, sollen diese äußern Banden und Ordnungen und Unterordnungen, in denen ein jeder gehalten und gebunden ist und an seiner Stelle in dem ihm zugewiesenen Berufe zu wirken hat, gelöst werden,

ſodaß das oberſte zu unterſt und das unterſte zu oberſt gekehrt wird, ſodaß niemand mehr zu gehorchen braucht, niemand eine Pflicht und einen Herrn über ſich erkennt, ſondern ein jeder ſich nur auf ſich ſelbſt ſtellt und nur dem innerſten Drange ſeiner Neigung folgt? Gewiß nicht. „Ihr nennt mich Herr", heißt es an einer andern Stelle, „und ihr thut wohl daran, denn ich bin's." „Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt", ſo weiſt Chriſtus den Phariſäer mit dem Zinsgroſchen zurück. „Seid unterthan der Obrigkeit", ſpricht der Apoſtel, „die Gewalt über euch hat." Es ſollen alſo nicht dieſe feſten Ordnungen und Unterordnungen im äußern Leben, dieſe Unterſchiede zwiſchen den Gebietenden und Dienenden, zwiſchen denen, die erziehen, und denen, die erzogen werden; zwiſchen denen, die lehren, und denen, die gelehrt werden; zwiſchen denen, die führen, und denen, die dem Führerwort folgen, durch das Chriſtenthum aufgehoben werden, um alles gleichzumachen; nein, ein jeglicher Stand und Beruf, auch der des Dienens, ſoll aufrechterhalten und geweiht werden durch Ernſt und Treue, durch nichtermüdende Pflichterfüllung. Jeder Stand, auch der des Dienens, hat ſein Recht und ſeine Ehre, ſeine Freude und hohe Verheißung! Denn der, welcher dient, dient nicht ſeinem irdiſchen Herrn, ſeinem Brotherrn, ſeinem Arbeitgeber, ſeinem Landesherrn, ſondern Gott, der ihm dieſe Stelle zugewieſen und dies Gebot an ihn gerichtet, dieſe Laſten auf ſeine Schultern gelegt hat, der auch in dieſem engen und herben Dienſte ſeine Seele prüfen und zu ſich emporheben will und einſt zu ihm ſpricht: „Du biſt über weniges getreu geweſen, ich will dich über vieles ſetzen, gehe ein zu deines Herrn Freude."

Alſo gibt es, ſo fragt wol mancher, auch nach dem Urtheil Chriſti eine äußerliche Rangordnung? Alſo gibt es

einen bestimmten Stand der Diener? Wie mag denn Christus sagen: ihr sollt euch untereinander die Füße waschen? Wie mögen wir von der dienenden Liebe als einer solchen reden, die von uns allen gefordert wird, die nicht allein die Niedrigen den Hohen, die auch die Gleichen den Gleichen, die selbst die Höchsten den Niedrigsten darzubringen haben?

O, meine Freunde, wisset ihr denn nicht: es gibt einen freien Dienst! Und das ist der eigentliche Liebesdienst. Es gibt einen freien, durch keinen Rang und Stand gehemmten, über alle die bestimmten und zugemessenen Pflichten hinausgehenden, mächtigen Zug der Liebe, der wie die Luft und das Licht in alle Spalten dringt, der wie ein Strom über alle Dämme flutet, überall hineindringt, wo es noththut, wo eine Stelle leer geblieben, überall, wo es fehlt, bereit ist, zu helfen, zu pflegen, zu heilen und zu tragen. Und sagt nicht, daß doch so vielen die Gelegenheit versagt sei zu diesem freiwilligen Dienen, daß es gerade den höhern Ständen so schwer werde mit einzutreten in die Reihen! Ich antworte euch: solange es Armuth und Kummer und Krankheit gibt auf Erden, solange ist uns, und wären wir auch auf die Höhen der Menschheit gestellt, die Thür geöffnet in die Kammer des Elends, und das Herz erschlossen, das sich im einsamen Kummer verzehrt. Solange ergeht auch an uns alle das Wort des Herrn: „Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe!“ Oder erinnert ihr euch nicht jener schönen und rührenden Geschichte, die ihr vor Wochen in den öffentlichen Blättern lasetet, da ein Geistlicher an das Sterbebett eines armen Mannes gerufen wurde, ihm die Sakramente der Kirche zu bringen und er eine trauernde Frau an diesem Lager fand, die neben dem Bett kniete und betete und ihm Trost

zuſprach in dem ſchweren Kampfe? Und dieſe Frau war die Königin Englands! Die Königin des mächtigſten Volks der Erde, und doch auch arm und unglücklich, gleich der niedrigſten Frau ihres Landes, die des Todes Pein zu lindern gekommen in dienender Liebe, weil ſie ſelbſt ſeine Schmerzen gekoſtet, ſeine Schmerzen in ihrem Herzen brennen fühlte! Dieſe freie, dienende Liebe kennt keine Rangordnung, nicht niedrig und hoch, nicht Bettler und König!

Sagt nicht, das Dienen im engern Sinne, mit den äußerlichen und niedrigen Handleiſtungen, ſei ja für gewöhnlich geordnet durch den dienenden Stand, durch die beſoldeten Dienſte, oder durch ſolche, die ſich in frommer Entſagung, in heiligen Gelübden, alle andern Erdenpflichten und Erdenfreuden verſchmähend, dem ſchweren und heiligen Dienſte der Pflege der Menſchheit geweiht. Meinet nicht, für euch ſei kein Raum mehr da. Meinet nicht, die dienenden Brüder alle, die barmherzigen Schweſtern, die frommen Vereine hätten ſchon dieſen ganzen Pflichtenkreis für ſich eingenommen. Ihr ſollt freilich nicht, gleich ihnen, heraustreten aus den nächſten Pflichten des Hauſes und des Erdenberufs, euch nicht losreißen von den ſittlichen Banden, die euch binden an Familie, Geſellſchaft und Staat; aber ihr ſollt immer noch einen Ueberſchuß haben an Kraft und Muth zum freien Dienſt der Liebe, ein warmes Herz, das entgegenſchlägt aller Noth, einen hülfebereiten Arm, der ſich ausſtreckt zu jedem Samariterdienſt. Und ſeid nicht gerade ihr, die Vornehmen, die Angeſehenen, die Reichen dazu berufen, voranzugehen in demüthigem und aufopferndem Liebesdienſt, ein Beiſpiel zu geben, dem viele nacheifern, zu ordnen, zu leiten die vielgetheilte Liebesarbeit? Und iſt es nicht gerade für euch, die ihr ſoviel bedient werdet im Leben, eine um ſo köſtlichere Erquickung und Stärkung der

Seele aus diesem weichlichen und bequemen Wohlsein herauszutreten an die frische Luft der Arbeit, und selbst die Hand anzulegen an die ungewohnten, aber so reich sich lohnenden Mühen! Ihr Frauen vor allem, gedenkt einmal jener großen Zeit vor nun funfzig Jahren, da eure Aeltern und Voräeltern mit Anspannung aller Kraft, mit Hingebung aller Güter, den Kampf aufnahmen mit dem Weltenoberer, da dem Gatten, der in den Krieg hinauszog, ebenbürtig zur Seite stand die treue Hüterin des Hauses, die Mutter seiner Kinder, der alle Sorge um das eigene Haus und Besitz und die hülflosen Kleinen doch nicht die Zeit und den Muth raubte, von früh bis spät zu walten in den verpesteten Räumen, in den Sälen der Kranken und Verwundeten, zu trösten, zu pflegen, zu verbinden. Damals bestätigte sich die Wahrheit: die dienende Liebe kennt keine Rangordnung, damals, als die schlichte Bürgersfrau neben der geistreichen und hochgebildeten, neben der glänzenden Fürstin als die Gleiche stand, in der alles gleichmachenden Liebe.

Aber diese Liebe verschmäht auch keinen Dienst. Sie umfaßt das ganze Leben mit seiner Noth, seinen Bedürfnissen und Schwächen, das Niedrigste wie das Höchste, das äußerlichste wie das innerste Verlangen der Seele. Das heißt, wir sollen überall selbst die Hand an das Werk legen, auch die beschwerlichsten, die verachtetsten und ekelhaftesten Dienste ohne Weigern verrichten! Dazu gehört wol ein entschlossener und entsagender Sinn; dazu gehört vor allem, daß wir nicht mehr an uns selbst denken und all den kleinlichen Widerwillen, alle die gesellschaftlichen Formen und täglichen Gewöhnungen, wie wir sie im Wohlleben kennen lernen und uns zu eigen machen, gleich Sklavenketten von uns werfen, daß wir mit unsern Gedanken hinausgehoben werden über uns selbst und diese

ganze Alltagswelt, und nur erfüllt ſind von dem Einen Gedanken des menſchlichen Jammers um uns her, deſſen Stimme zu unſern Ohren dringt, deſſen Klageruf an uns ergeht. Und dennoch wiſſen wir es ja aus der Geſchichte, wie der Zeiten Drang und Noth den Einzelnen miterhebt und der Strom der Begeiſterung die Menge mitfortreißt, wie die außerordentlichen Kämpfe und Aufgaben auch die Menſchen größer und heldenmüthiger machen, auf daß ſie die Laſt tragen können, welche die Vorſehung auf ſie gelegt. So iſt denn auch jener Heldenmuth in bewegten alle Kräfte anſpannenden Zeiten nicht der höchſte. Und ſo iſt denn auch die Niedrigkeit des Dienſtes nicht immer der Maßſtab für die Größe der aufopfernden Liebe. Nein, es gibt vielmehr ein ſtilles, ganz prunkloſes, der Welt und ihrem Preiſe entzogenes Dienen, das niemand fordert, für das niemand dankt und das doch nimmer aufhört, das die herrlichſte Erfüllung jenes Wortes iſt: „Ihr ſollt euch untereinander die Füße waſchen.“

Ihr kennt ihn wohl, ihr Aeltern, dieſen nicht ermüdenden Dienſt. Möchtet ihr alle es euch recht klar machen, daß nicht allein die Kinder euch zu dienen berufen, daß ihr ihnen wieder dienen ſollt, ſolange ihr könnt, in Aufſicht und Ermahnung, in Lehre und Nachhülfe, in Pflege und Unterſtützung jeder Art; daß ihr ſie auf euerm Herzen tragen, ſie mit eurer Sorge begleiten, ſie in ihrer geiſtigen Entwickelung ſelbſt an die Hand nehmen und mit ihnen lernen und üben und fortſchreiten und für ſie wachen und arbeiten und beten ſollt. Ihr treuen Mütter, die ihr, wenn das Kind erkrankt, nicht von ſeinem Bett weicht und niemand von euerm Geſinde dieſen Platz einräumen, dieſe Pflege mit ihren niedrigſten Dienſten überlaſſen wollt, deshalb, weil ihr wißt, daß ihr ſelbſt ſie am treueſten übt, daß ihr ſie mit der heilenden Kraft der Liebe begleitet, — möget

ihr ein Vorbild sein für viele Aeltern und sie lehren, daß sie die nächsten und ersten sind, welche ihren Kindern dienen sollen, daß sie nicht fremden Händen und kalten Herzen des Leibes wie des Geistes Pflege, solange sie selbst es noch vermögen, überlassen dürfen, daß ihnen die Kinder nicht nur zur Erheiterung und zum anmuthigen Schmucke des Hauses gegeben sind, sondern wie ein heiliger Schatz ihrer Hut überantwortet, als den Wächtern ihres Lebens. Aber sind es nicht auch die Lehrer und Erzieher, die mit eintreten in den heiligen Dienst der Aeltern und ihnen treu zur Seite stehen sollen, da fortfahrend, wo ihre Kräfte zu Ende gehen, das Werk vollendend, das sie begonnen? Und wird ihnen nicht täglich Gelegenheit gegeben, auch da, wo ihre nächste Pflicht es nicht fordert, im freien Dienst sich zu mühen um die Seele der Kinder, den Kleinen die Füße zu waschen, sie täglich zu reinigen im Geiste der Wahrheit, der Ordnung, des Fleißes und der Zucht?

Und endlich, sind es nicht vorzugsweise die Diener am Evangelium, diejenigen, welche das heilige Amt des Dienens zu verwalten haben, an welche Christus sich wendet mit seinem Gebot? Wenn er von sich selbst sagt: „Ich bin nicht gekommen zu herrschen, sondern zu dienen", wenn er die Kranken heilt und die Verlassenen tröstet und das arme Volk um sich sammelt und sich niedersetzt zu den Sündern, wenn er alle, die am Wege liegen, aus dem Staube erhebt, und das Oel der Gnade auf ihre Wunden träufelt und sie in die Herberge des Friedens führt, und wenn er dann im Angesicht des Todes seinen Aposteln noch einmal als die Summe seines ganzen Lebens dies Gebot der dienenden Liebe zuruft mit den Worten: „Also sollt ihr euch untereinander die Füße waschen." O, dann ist es wol uns, die wir seine tröstliche Botschaft zu verkündigen haben,

ganz besonders an das Herz gelegt, nicht zu herrschen, sondern zu dienen, mit Wort und That, mit Lehre und Ermahnung, mit Geduld und Lindigkeit, mit äußerlicher Hülfe und mit dem Troste des Geistes, und überall zu versöhnen und zu heilen, zu erheben und Muth einzusprechen und die Seele nach oben zu weisen und sie zu begleiten auf allen schweren Wegen bis zu dem letzten Kampfe! Diese Pflicht ist schwer und groß, namentlich in unserer Zeit; aber es ist auch die Herrlichkeit des Amtes des Dienens!

Und diese dienende Liebe, die Rang und Stand weit überfliegt und keinen, auch den niedrigsten Dienst nicht, verschmäht, bessert und reinigt alles. Soll doch gerade das aufs bestimmteste die Fußwaschung darstellen — die reinigende Kraft der Liebe! Das soll heißen: Jeder Dienst, der im Geiste des Christenthums geübt wird, ist nicht ein äußerer Dienst allein, sondern zugleich eine Seelenerquickung, nicht allein eine äußere Hülfe in der Noth, sondern zugleich eine Stärkung und Erhebung des Geistes, eine neue Belebung des Vertrauens zu der Barmherzigkeit der Menschen; nicht allein eine äußere Pflege in der Krankheit, sondern zugleich eine Linderung der schleichenden Seelenkrankheit, der schmerzenden Seelenwunden, um die die stille Liebe ihren Balsam legt; nicht allein eine äußerliche Reinigung und Ordnung, sondern zugleich eine Wiederherstellung der geistigen Reinheit und Ordnung in Nüchternheit und Sparsamkeit und Zucht, die sich ja so eng und natürlich an die äußerliche Reinheit anschließt, da, wo Elend und Schmuz wohnen unter den Händen christlicher Liebe!

Wieweit ist doch eine solche reinigende und bessernde Kraft, die überall von uns ausgeht, da, wo wir treu und demüthig dienen, und die so ganz natürlich ist, die so still und ungesucht wirkt, wieweit ist sie verschieden von der frommen Be-

kehrungsſucht derer, die ſich nur darum an das Krankenbett ſetzen, um Bekehrungsſchriften und Andachtsbücher auszutheilen und um ſalbungsvoll predigen zu können. O, der Herr ſelbſt ſei unſer Vorbild! Er allein. Hat er wol den Kranken, die er geheilt, den Unglücklichen, die er getröſtet, lange Straf- und Bekehrungsreden gehalten? Nein, er hat ſich ihnen hingegeben mit ſeiner ganzen, herzgewinnenden, bis zum Tode ſich opfernden Liebe! Er hat ſie dieſe Liebe ſchmecken laſſen. Und dann hat er ſie mit einem Wort hingewieſen auf die große erbarmende Liebe des himmliſchen Vaters. „Stehe auf, deine Sünden ſind dir vergeben. Stehe auf und wandle.“ So dürfen, ſo ſollen auch wir ſprechen: Stehe auf und wandle, beginne einen neuen Lauf. Der barmherzige Gott hat dir vergeben, er ſei mit dir auf allen deinen Wegen! Amen.

13.

Das letzte Mahl.

Die Leiden des Herrn, die seinem Tode vorangingen, zuerst die Vorahnungen und Voraussagungen dieses Todes, welche seine Seele bei dem letzten Aufenthalt in Jerusalem bewegen, sodann das nun wirklich sich erfüllende Schicksal, der Verrath, der nächtliche Kampf im Garten, die Gefangennehmung, das Verhör, die Geiselung, der schwere Gang zum Kreuze, und endlich das langsame Sterben, diese ganze letzte Leidensgeschichte des Herrn mit ihren tiefergreifenden Zügen soll in dieser stillen Zeit, in diesen geweihten Passionssonntagen, von neuem und lebendig vor unsere Seele treten. Aber diese letzten, dem Tode schon geweihten Tage sind zugleich voll von so stiller Kraft und Ergebung, diese über alles sich ausbreitende Stimmung der Wehmuth ist zugleich mit so viel Liebe getränkt, daß sie uns immer wieder über den Schmerz erhebt und uns im Geiste mit der Furchtbarkeit dieses Todes versöhnt.

Die letzten stillen Stunden Christi im Kreise seiner Jünger, das letzte Mahl, welches er mit ihnen feiert, das er

lbſt zurüſtet und austheilt und durch das ergreifende Bild
er Fußwaſchung einleitet; die Abſchiedsworte, welche er zu
nen ſpricht, Worte des Troſtes und der Verheißung; die ſie
gleitende Mahnung, in ihm zu leben und an ihm zu hängen
ie die Reben am Weinſtock, das ſind die Lichtpunkte in
eſer dunkeln Nacht, das iſt die Verſöhnung des ſchweren
idens, der Sieg ſchon vor dem Kampfe!

Und alle dieſe Worte des Troſtes, alle die letzten Be-
eiſe der Liebe, alle die Mahnungen an die Jünger zu feſter,
rüderlicher Gemeinſchaft untereinander, haben ſie nicht ihren
Mittelpunkt und gleichſam ihr heiliges Symbol in dem letz-
en Mahle? So laſſet uns denn im Geiſte theilnehmen
n dieſer Abſchiedsſtunde und mit eintreten in die engſte Ge-
meinſchaft der Jünger, anknüpfend an die Erzählung, welche
ns der Evangeliſt Lucas gegeben.

Text: Lucas 22, 7—21.

Es kam nun der Tag der ſüßen Brote, auf welchem man mußte
pfern das Oſterlamm. Und er ſandte Petrum und Johannem, und
rach: Gehet hin, bereitet uns das Oſterlamm, auf daß wir es eſſen.
ie aber ſprachen zu ihm: Wo willſt du, daß wir es bereiten? Er
rach zu ihnen: Siehe, wenn ihr hineinkommt in die Stadt, wird euch
n Menſch begegnen, der trägt einen Waſſerkrug; folgt ihm nach in
s Haus, da er hineingehet. Und ſaget zu dem Hausherrn: Der
eiſter läßt dir ſagen: Wo iſt die Herberge, darinnen ich das Oſter-
mm eſſen möge mit meinen Jüngern? Und er wird euch einen großen
pflaſterten Saal zeigen; daſelbſt bereitet es. Sie gingen hin, und
nden, wie er ihnen geſagt hatte, und bereiteten das Oſterlamm. Und
i die Stunde kam, ſetzte er ſich nieder, und die zwölf Apoſtel mit ihm.
nd er ſprach zu ihnen: Mich hat herzlich verlanget, dies Oſterlamm
it euch zu eſſen, ehe denn ich leide; denn ich ſage euch, daß ich hin-
rt nicht mehr davon eſſen werde, bis daß erfüllet werde im Reich
ottes. Und er nahm den Kelch, dankte, und ſprach: Nehmet den-
bigen und theilet ihn unter euch; denn ich ſage euch: Ich werde nicht

trinken von dem Gewächs des Weinstocks, bis das Reich Gottes komme. Und er nahm das Brot, dankte und brach es, und gab es ihnen, und sprach: Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird: das thut zu meinem Gedächtniß. Desselbigen gleichen auch den Kelch, nach dem Abendmahl, und sprach: Das ist der Kelch, das Neue Testament in meinem Blut, das für euch vergossen wird. Doch siehe, die Hand meines Verräthers ist mit mir über Tische.

Das letzte Mahl, welches dem Tode des Herrn unmittelbar voranging und das seitdem zu einer heiligen Stiftung in der christlichen Kirche geworden ist, wollen wir heute im Geiste uns vergegenwärtigen. Wir fragen zuerst: Welche war seine ursprüngliche Form, seine erste Feier? Sodann: Welche ist seine unvergängliche Bedeutung?

Zur Beantwortung der ersten Frage folgen wir der Erzählung unsers Evangeliums.

„Es kam der Tag der süßen Brote", heißt es, „an welchem man opfern mußte das Osterlamm." Dies Mahl ist also offenbar das jüdische Passahmahl, welches wesentlich in dem Genusse des Osterlamms und der ungesäuerten Brote bestand. Christus ist zu dem Passahfeste, dem höchsten der Juden, von Galiläa nach Jerusalem hinabgestiegen, er unterwirft sich auch hier den altehrwürdigen Ordnungen seines Volks. Und wie es im Gesetz geboten war, daß ein jeder Hausvater mit den Seinen dies Fest feiere, so waltet er unter seinen Jüngern am letzten Abend wie ein rechter, treuer Hausvater; er bricht ihnen das Brot, er reicht ihnen den Kelch. Aber für ihn hat dies Fest noch eine andere Bedeutung. Der Abend des Passahgenusses ist zugleich der Vorabend seines Todes. Ihm selbst ist dies vollkommen klar und unzweifelhaft. Er sieht es voraus: dies ist die letzte Stunde des

stillen Zusammenseins, für ihn heißt es: Noch einmal — zum **letzten mal!**

Alle Vorkehrungen, die umsichtig getroffen und in stiller Ordnung vollzogen werden, zeugen von der unerschütterlichen Ruhe, aber auch von der klaren, gewissen Voraussicht des Todes. Es ist uns bei diesen Anordnungen des Herrn zu Muthe, wie bei einem vom Leben Scheidenden, der mit voller, ungetrübter Geistesklarheit sein Testament niederlegt.

Weisheit, Sicherheit, Liebe bis ins Kleinste und Aeußerlichste überall. Geheimnißvoll und wunderbar erscheint uns wol jetzt jener Auftrag an den Unbekannten, der den Jüngern mit dem Wasserkrug begegnen werde; aber mochte nicht der Weg durch das Wasserthor am Teiche Siloah's vorüberführen, und war nicht für den Herrn eine solche Verabredung mit einem ihm ergebenen Manne wohl gerathen, ja geboten, damit er das letzte Mahl ungestört von der schon seinen Wegen folgenden Häscherschar begehen könne? Mit stillem, weisem, gefaßtem Sinn ist alles geordnet. Wol bricht die Wehmuth hindurch, aber der Ernst und die Größe der Stunde und die Fülle heiliger Liebe löset sie wieder.

Und da die Stunde gekommen und er sich niedersetzte und die Zwölfe mit ihm, sprach er: „Mich hat herzlich verlangt, dies Osterlamm mit euch zu essen, ehe denn ich leide." Ja wohl, wir fühlen es mit ihm, wie herzlich ihn verlangt hat nach dieser letzten stillen und geweihten Stunde!

Wol für sich selbst, noch einmal sich zu laben an dieser Gemeinschaft der Seinen, deren Seele an ihm hing; noch einmal, das letzte mal, zu ihnen von dem Heiligthum der Liebe zu reden, mit der er vom Vater geliebt und ihn wiedergeliebt und die Brüder alle umfasse, in der sie als die Kinder zurückgeführt werden sollen zum Vater und untereinander ver-

bunden bleiben hier auf Erden. Wol für sich selbst hat er nach dieser Stunde herzlich verlangt, aber, wie sein ganzes Leben aufopfernde Hingabe war, so verlangte er nach ihr vor allem um seiner Jünger und um der Gemeinde willen, die, sich um sie scharen, die aus diesem engsten Bunde hervorgehend, ein Band der Liebe um die ganze Menschheit schlingen sollte.

Und schloß sich nun dies letzte Mahl in allen seinen äußern Formen und Gebräuchen an das letzte Passahmahl an, so verklärte und erhob der Herr es doch zugleich im Geiste zum Erinnerungsmahle für seine Gemeinde, zum Andenken an diese Stunde im Angesicht des Todes; er weihte die alten jüdischen Gebräuche und Sinnbilder zu Sinnbildern seines Todes, er erhob das Versöhnungsfest des alten Bundes zum Versöhnungsfest der ganzen Menschheit.

Wie aber, fragen wir, geschah dies? Wol lag eine solche Vergeistigung und Verklärung des alten Passahmahles nicht fern. Dies Fest war ja das der Verschonung, der Errettung der Kinder Israel's aus der Knechtschaft Aegyptens; es war zum Andenken daran gestiftet, daß einst der Würgengel Gottes, der in furchtbarer Pest die Erstgeburt Aegyptens schlug, an den Wohnungen Israel's vorüberzog und so dies Volk rettete von seinen Bedrängern. Darum sollte an solchem Passahfeste ein jeder Hausvater ein fehlerloses Lamm zum Tempel bringen, dessen Blut am Altare vom Priester ausgeschüttet wurde; darum das Mahl am Abend, bei welchem das Lamm genossen wurde, sammt den ungesäuerten Broten, den bittern Kräutern und den gefüllten Bechern, die unter Lobliedern und Psalmengesang wiederholt umherkreisten. Das Lamm war das fehlerlose Opfer, das Sinnbild der Verschonung, das ungesäuerte Brot das Zeichen der eiligen Flucht,

die bittern Kräuter, mit denen es umwunden wurde und umhergereicht mit den Worten: „Dies ist das Brot der Bitterkeiten, welches unsere Väter in Aegypten aßen", deutete auf die Zeiten des Elends; der Kelch endlich war begleitet von feierlichen Gesängen, in denen das Fest eingeleitet und verkündet und mit Danksagung beschlossen wurde.

Und wie erhob nun der Herr dies Passahmahl zum christlichen Abendmahl? Das Lamm dessen Blut am Altar verspritzt wurde, das fehlerlose, war in einem höhern Sinne er selbst. Die Errettung aus der Knechtschaft Aegyptens fand seine höhere Erfüllung in der Errettung der ganzen Menschheit aus der Knechtschaft der Sünde! Das Fest der äußerlichen Verschonung sollte zu einem Feste innerer Versöhnung werden!

Und von den Sinnbildern des Passahmahles nahm der Herr die beiden auf: das gebrochene Brot und den gefüllten Becher. „Und er nahm das Brot, dankte und brach's und gab's ihnen und sprach: das ist mein Leib, der für euch gegeben wird, und er nahm den Kelch und sprach: dieser Kelch ist das Neue Testament in meinem Blut, das für euch vergossen wird."

Was soll das bedeuten, meine Freunde? Ist hier von einem Essen des Leibes Christi, von einem Trinken seines Blutes in irgendeinem unbegreiflichen, magischen Sinne die Rede? Unmöglich! Da Christus selbst noch leiblich unter seinen Jüngern saß, da sein Leib noch nicht gebrochen, sein Blut noch nicht vergossen war. Nein! Leib und Blut sollen hier nichts anderes bedeuten als den ganzen Christus, der in den Tod gegeben wird. Auf diesen Tod, den nahe bevorstehenden, da Leib und Blut geschieden werden, ist im Geiste Christi alles bezogen. Und das will er sagen: Mein

Tod soll fortan der geistige Mittelpunkt dieses Mahles sein. Dies Todesmahl soll fortan in meiner Gemeinde an die Stelle des alten Passahmahles treten. Ihr sollt dieses Todes gedenken und ihn verkündigen, so lange mein Reich auf Erden steht. Ihr sollt das Andenken in euch bewahren und immer wieder erneuern, daß mein Leib für euch am Kreuz durchbohrt, mein Blut für euch geflossen ist. Ihr sollt für dies Andenken eine Feier stiften, die gleich dem letzten Wort, dem Testament eines Sterbenden, heilig gehalten wird, und die von den Sinnbildern dieses Mahles, des Brotes, das ich euch selbst gereicht, des Bechers, den ich selbst gesegnet, als den Sinnbildern meines gebrochenen Leibes und meines vergossenen Blutes, begleitet wird.

Das war der Sinn dieser heiligen Stiftung, die nach dem ausdrücklichen Willen und Auftrage Christi in seiner Kirche erhalten, ja die bald zum Mittelpunkt der gläubigen Gemeinschaft erhoben wurde. Und unsere zweite Frage ist nun die: Hat diese Feier des Todes Christi, wie wir sie im Heiligen Abendmahl begehen, noch heute ein Recht und eine unvergängliche Bedeutung für die christliche Kirche? Fast scheint es nicht also! Groß, übergroß ist die Zahl derer, die, wenn sie auch noch dann und wann die Gotteshäuser betreten und sich gern erbauen an einem Wort aus dem Geiste geredet, doch dem Tische des Herrn nicht mehr nahen, die ihm im Innersten entfremdet sind und mit einem unheimlichen, kaum zu erklärenden Gefühl sich abwenden; ja, die sich nicht zu überwinden vermögen, an dieser heiligen Handlung theilzunehmen; auch dann nicht, wenn die Liebsten des Hauses danach verlangen, wenn die eigenen Kinder ihre ersten Gelübde darbringen, und sie besiegeln durch das heilige Mahl!

Wir fragen mit Recht, woher kommt dieſe geheime Scheu, dieſe Flucht vor dem Altar?

Wir antworten: Wol zum großen Theil aus der geiſtloſen Lehre und Darſtellung derer, welche im Namen der Kirche ſprechen, die überall das Wunder ſtark betonen und meinen, eine unbegreifliche magiſche Einwirkung, eine ſinnliche Speiſung mit Leib und Blut Chriſti ſtehe höher als die innerſte Bewegung der Seele, die geiſtige Speiſung und Gemeinſchaft mit Chriſti Leben und ſeiner Liebe, wie ſie ſich in ihrer ganzen Fülle in ſeinem Tode offenbart hat.

Dieſe dunkle und der Vernunft ſo laut widerſprechende Lehre, welche überdies als die einzig wahre, als die lutheriſche geprieſen und der Gemeinde vorgehalten wird, iſt es wol, welche ſo manche, die ihr Leben lang nach Klarheit und innerer Wahrheit ringen, und wol wiſſen, daß nicht der Leib, und wäre es auch der Leib Chriſti, ſondern nur der Geiſt lebendig macht, abhält, öffentlich an einem Sakrament theilzunehmen, an das ſie doch nicht glauben in ihrem Herzen, und alſo der heiligen Feier in misverſtandenem Wahrheitseifer entfremdet, die der Herr ſelbſt angeordnet hat.

Aber, meine Freunde, die Hand aufs Herz, die Kirche allein mit ihrer unverſtändlichen Lehre trägt nicht die Schuld. Fraget bei euch ſelbſt an: traget nicht auch ihr einen Theil? Iſt es nicht eure Schuld, daß ihr das Gefühl, das lebendige Bedürfniß der kirchlichen Gemeinſchaft verloren habt? Daß das, was an rechtem Glauben noch in euch lebt, ſich in das Innerſte zurückgezogen hat als ein unausgeſprochenes und unberührbares Geheimniß eurer Seele; daß ihr euch überall ſcheuet, euern Glauben kundzugeben unter den Menſchen, und mit ihm offen hinzutreten vor die Welt! Iſt es nicht alſo? Ihr, die ihr ſonſt gern an den Gottesdienſten unſerer

Kirche theilnehmt, ſcheuet dies Hervortreten, dies offene Bekenntniß zu Chriſto, dieſen engen und nahen Kreis, den ihr um ſeinen Tod ſchließt! Ihr, die ihr die Wahrheit und Reinheit ſeiner Lehre freudig erkennt und ehrt, wollt doch nicht mit unter ſein Kreuz treten und den ganzen Ernſt ſeiner Liebe und die Tiefe ſeines Schmerzes mit ihm erfahren. Wol gibt es viele, die das ſühnende Blut des Herrn nur zu laut auf ihren Lippen tragen und ſich drängen zu dem heiligen Tiſche, den er für alle bereitet hat, ohne daß ſie hungern und dürſten nach der Gemeinſchaft ſeines Lebens und ihm nachfolgen in aufopfernder Liebe. Aber glaubt doch ja nicht, daß ihr damit gerechtfertigt ſeid, wenn ihr gleichgültig, ja mit verächtlichen Mienen vorübergeht an dem heiligen Symbol des Neuen Bundes, an dem Mahle, das, im Angeſicht des Todes eingeſetzt, auch die ganze erſchütternde Kraft dieſes Todes in ſich trägt. Nicht daran will ich euch erinnern, daß dieſe Feier ehrwürdig iſt durch ihren Urſprung, da ſie unzweifelhaft von dem Herrn ſelbſt eingeſetzt wurde; daß ſie ſein letztes heiliges Vermächtniß iſt, und ſchon deshalb bewahrt und geehrt werden ſoll, von allen, die ihn ehren. Nein! ſie trägt in ſich ſelbſt ihre unzerſtörbare Kraft, ihr ewiges Recht!

„Niemand kann größeres geben, als daß er ſein Leben läßt für die Brüder", dies Wort, das im weiteſten Sinne ſeine Anwendung findet, hat auch für das Leben Chriſti die vollſte Geltung. Sein Tod war das Größte. Die Summe ſeines ganzen Lebens, ſeine leuchtende Wahrheit, ſeine feſte Beſiegelung. In ihm ſammelte ſich die Fülle ſeiner Liebeskraft. Er war die Spitze ſeines Gehorſams gegen Gott, wie ſie uns entgegentritt in den Worten: „Nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe." Er war die Bewährung ſeiner unwandelbaren Liebe zu den Menſchen, für die er noch betete

im letzten Kampfe. Und hätte er selbst dies heilige Mahl nicht eingesetzt, um sich in seinem Tode unvergeßlich einzupflanzen seiner Gemeinde, wir hätten kein anderes Zeichen des Neuen Bundes aufrichten können als die Sinnbilder seines dahingegebenen Leibes, seines vergossenen Blutes; wir hätten die feierlichsten Augenblicke der Gemeinschaft mit ihm an nichts anderes knüpfen können als an das Andenken seines Todes!

O, wendet mir nicht ein, daß wir uns ja zu ihm erheben können im Geiste und seines Todes gedenken zu allen Stunden, auch ohne den Genuß des heiligen Mahles und ohne die Zeichen des Brotes und Weines, und daß doch hier unmöglich eine noch andere und höhere Gemeinschaft seines Lebens uns dargeboten werde als sonst überall. Ich antworte euch darauf: Der Sinnenmensch bedarf der Zeichen und darstellenden Handlungen, der Einzelne bedarf der stärkenden und erhebenden Gemeinschaft, um in ihr das, was sein Innerstes bewegt, in voller Lebendigkeit und Gegenwärtigkeit durchzuempfinden. Und so ist es auch hier. Wenn wir vom Altar her die Einsetzungsworte vernehmen: „Unser Herr Jesus Christus in der Nacht, da er verrathen ward, nahm er das Brot, dankte, gab es ihnen und sprach", — und wenn dann die Gemeinde herantritt an den Tisch des Herrn, um gespeist zu werden mit Brot und Wein, dann steht vor unserm Geiste, lebendiger und anschaulicher als je, der Herr selbst in jener letzten dunkeln Nacht, wie er in den Kreis der Seinen trat und sprach: „Mich hat herzlich verlangt dies Mahl mit euch zu halten." Dann verstehen wir die Worte: „Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird, das ist mein Blut, das für euch vergossen wird." Dann prägt sich uns tiefer ein jene Mahnung: „Solches thut zu meinem Gedächtniß." Ja, dann

empfinden wir den Tod des Herrn in uns selbst, und machen uns ihn zu eigen in der ganzen Tiefe seiner Seelenschmerzen, aber auch in dem ganzen unerschöpflichen Reichthum seiner Liebe; dann reichen wir ihm von neuem die Hand und schließen den Bund fester, der uns durch dies Leben geleiten soll.

O, schließen wir ihn immer inniger und fester, meine Freunde! Folgen wir gern dem innern Rufe, der an uns ergeht in dieser ernsten Passionszeit, vor allem am Gründonnerstage; an welchem der Herr das Todesmahl eingesetzt hat. Ja, folget ihr Aeltern diesem innern Ruf dann, wenn eure Kinder zum ersten mal dem Herrn ans Herz gelegt werden, zum ersten mal in das Heiligthum seines Todes treten! Folget ihr alle diesem Rufe, wenn ein ernster Wendepunkt in euerm Leben eintritt, wenn es dunkel und hoffnungslos in eurer Seele wird —: da erneuet und stärkt euch in euerm innern Leben und schließt den Bund inniger mit dem treuesten Freunde! Da bekennt den Herrn offen und freudig vor seiner Gemeinde, auf daß er sich einst auch zu euch bekenne.

Dann sprecht ihr mit dem Sänger jenes schönen Liedes:

Ich habe dich empfunden,
O, lasse nicht von mir.
In Liebe fest verbunden
Ist, Herr, dein Kind mit dir.
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts
Und sinken liebend nieder
Und fallen dir ans Herz.

Amen.

III.

Predigten über die Zehn Gebote.

14.

Das Geſetz.

Wenn ich heute einen neuen Kreis von Betrachtungen vor euch erſchließe, um euch tiefer hineinzuführen in chriſtliches Leben und chriſtliche Sitte, und dabei die Zehn Gebote des Moſes zur Grundlage wähle, habe ich vor allem darüber Rechenſchaft zu geben, welche Bedeutung ich dieſen Geboten einräume, und in welchem Sinne ich ſie als die unwandelbaren Grundpfeiler chriſtlicher Sittlichkeit erkenne.

Geſetz und Evangelium, Judenthum und Chriſtenthum — ſind das nicht zwei große geſchichtliche Gegenſätze, die nicht nebeneinander, ſondern nacheinander in die Welt getreten, alſo daß das eine durch das andere überwunden und verdrängt wurde, die Sternennacht des Judenthums verſinken mußte, da die Sonne des Chriſtenthums ſich erhob?

Und iſt es nicht alſo auch mit den Zehn Geboten, dem älteſten Sittengeſetz, das einſt Moſes dem Volke Iſrael's, herabſteigend vom Berge Sinai, gab? Gab er ſie ihnen nicht

zusammen mit all den andern Geboten, die längst untergegangen, mit dem ganzen jüdischen Ceremonialgesetz, das die Opfer und Festtage und Reinigungen und Speiseverbote umfaßte, mit dem ganzen bürgerlichen Gesetz, das die Rechtsverhältnisse der Juden untereinander, wie die zu den heidnischen Völkern ordnete? Und sind nicht also auch diese Zehn Gebote, dieses sogenannte Sittengesetz, mit jenem Ceremonial- und bürgerlichen Gesetz zugleich abgethan, als vergangenen Zeiten, dem längst versunkenen Judenthum, angehörig? Tragen nicht ferner diese Zehn Gebote auch darin den Charakter des Judenthums deutlich an sich, daß sie nur äußere Gebote sind, nur befehlen: du sollst, ohne die Kraft zum Können und die Liebe zum Wollen; daß sie nur harte Gebote sind, die drohen und strafen, ohne Erbarmen drohen und strafen?

Und so folgern wir weiter: Gehören sie denn noch auf eine christliche Kanzel? Soll hier das erbarmungslose Gesetz und nicht vielmehr das erbarmende Evangelium gepredigt werden? Wir antworten: Ja, jene Zehn Gebote, die noch heute in unserm Katechismus unter den Hauptstücken des Christenthums aufgeführt werden, die wir dem Gedächtniß und Herzen unserer Kinder früh schon einprägen, wir finden sie aufgezeichnet im zweiten Buch des Moses im zwanzigsten Kapitel, sogleich an der Spitze all der übrigen Gesetze, in einer Reihe mit ihnen und ihnen eng verbunden. Aber sie stehen doch eben an der Spitze, sie bilden den eigentlichen Kern; sie wurden, abgesondert von den andern, auf zwei steinerne Tafeln geschrieben für alles Volk, sie sollten im Mittelpunkt des Heiligthums in der Bundeslade aufbewahrt werden, und sie werden an verschiedenen Stellen der Schrift „der Bund selbst“ genannt, oder „die zehn Worte des Herrn“. Das alles soll bedeuten: sie stellen das Gesetz dar im engern und

höhern Sinne des Worts. Dies ist der unvergängliche, alle die mannichfaltigen Entwickelungen des Judenthums, allen Wandel der Zeiten und Sitten überdauernde Kern, dies das für die ganze Menschheit gegebene Gesetz!

Aber, wendet ihr ein, doch ist es nur ein Gesetz, nur ein hartes und todtes Sollen, dessen Ende mit dem Evangelium gekommen! Nein, dessen Vollendung mit dem Evangelium gekommen. Dessen Inhalt unveränderlich bleibt, als eine heilige und unerlaßliche Forderung an die ganze Menschheit. Eine Forderung an die wahrhaftigen und ernsten Christen ebenso sehr, wie an die leichtfertige, gottvergessene Menge. Eine Forderung und Richtschnur, die immer hoch über uns steht, wie der Polarstern, zu dem wir emporschauen, und die wir nimmer erfüllen, die nimmer aufhört, uns zu mahnen und zu richten. Die aber darum nicht außer uns steht, sondern in uns ruft und verlangt; die mit unserm eigenen Gewissen, unserer wahren Liebe, unserm unvergänglichen Lebensglück und Frieden ein und dasselbe ist!

Wohlan denn, so laßt mich dies älteste Gesetz der zwei Tafeln euch erklären. Aber, füge ich hinzu, im Geiste des Christenthums! Laßt es mich emporheben zu den Höhen christlicher Sitte. Gleichen doch diese Gebote, auf den ersten Blick, großen, vereinzelt daliegenden Steinblöcken; so laßt sie uns denn zusammenfügen zu Einem Bau, zu Grundsteinen der christlichen Lebensordnung! Sind es doch nur äußere Werke, die hier geboten oder verboten werden, so laßt uns hinabsteigen bis in die verborgenen Tiefen der Gesinnung und aus dem Innersten auferbauen das neue Gesetz, das Gesetz der Liebe.

Laßt uns anknüpfen an das Wort des Apostel Paulus:

Text: Römer 3, 31.

Wie? Heben wir denn das Gesetz auf durch den Glauben? Das sei ferne! Sondern wir richten das Gesetz auf.

Wie richten wir das Gesetz auf im Geiste des Christenthums? Wie bewähren wir das Wort Christi: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern es zu erfüllen"?

Unsere Antwort ist:

Das Gesetz außer uns soll zu einem Gesetz in uns werden.

Das Gesetz, welches nur auf äußere Handlungen gerichtet ist, soll hinabgehen bis in die Tiefen der Gesinnung.

Das Gesetz, das vorzugsweise in Verboten besteht, soll überall auch ein lebendiges und lebenschaffendes Gebot in sich enthalten.

Das Gesetz, das in einzelne Forderungen zersplittert, soll in einem Grundgesetz zusammengefaßt sein.

Das Gesetz außer uns soll zu einem Gesetz in uns werden. Es soll uns nicht mehr drohen, sondern uns locken und ziehen. Nicht mehr wie eine schwere Last auf unserm Gewissen ruhen, sondern unsers Herzens Lust und Freude sein. Nicht mehr wie mit einem straffen Zaum bändigen unsere Begierden, sondern unsern Geist stärken und erheben. Wir sollen das Gesetz erfüllen, nicht aus Furcht vor der Strafe, sei es im Diesseits oder im Jenseits, nicht durch äußern Zwang genöthigt, sondern aus freier, innerster Liebe zum Guten. Das ist des Gesetzes Erfüllung! Und eine andere

gibt es nicht. Da, wo wir es nicht in unserm Herzen tragen und von dem Zuge der Liebe gezogen werden, wo unser Gewissen nicht selbst mitspricht und zustimmt und treibt, übertreten wir es täglich, und all unsere Gerechtigkeit ist eitel Heuchelei. Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung, das ist einer der tiefsinnigsten Aussprüche des Apostel Paulus. Und der Hauptgedanke seines Römerbriefes ist der: erst durch den neuen Geist des Christenthums ist der unselige Zwiespalt aufgehoben zwischen dem Gesetz in unsern Gliedern und dem göttlichen Gesetz über uns, ist der versöhnende Geist der Kindschaft und Liebe eingezogen da, wo bis dahin nur Knechtschaft und Furcht wohnten. In diesem Sinne sagt er vom Gesetz, es sei heilig und unumstößlich, es stamme von Gott selbst; aber es könne nicht lebendig machen, sondern nur tödten; nicht aufrichten, sondern nur niederbeugen; nicht beseligen, sondern nur mit dem Gefühl des Unvermögens und der tiefsten Unseligkeit erfüllen. Er selbst hat dies Gefühl in sich erfahren und im siebenten Kapitel des Römerbriefes für alle Zeiten ergreifend ausgesprochen: „Das Wollen habe ich wol, aber das Vollbringen nicht. Und ich thue nicht, das ich will, sondern das ich hasse, thue ich. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes!" Das ist der Schmerzensruf, der durch die ganze Alte Welt und namentlich durch die Gesetzeswelt des Judenthums hindurchgeht, der erst in dem milden, versöhnenden Geist des Christenthums gestillt worden. Die alles erwärmende Sonne der Liebe ist über die erstarrte Welt erst aufgegangen, seit Christus in diese Welt eintrat, ihr sein Evangelium verkündete, sie mit seiner Liebe erfüllte!

Wol muß jeder einzelne Mensch, auch der im Schoße des Christenthums geborene und erzogene, wol müssen wir

alle gleichsam von vorn anfangen und den großen Gang der Weltgeschichte in der Geschichte unsers eigenen Lebens noch einmal wiederholen; auch für uns beginnt das Leben mit der Zeit des Judenthums, da das Gesetz nur ein Zaum ist, eine Zuchtruthe für unsere Begierden, da wir noch unfreie Kinder sind und unter der Furcht vor der Strafe stehen; auch für uns kommt dann die Zeit der Mündigkeit und Männlichkeit, der wahrhaften sittlichen Freiheit, da wir das, was wir sollen, auch im Innersten ergreifen und wollen. Und dennoch bleibt das Gesetz, das wir nun, da wir Männer geworden, als die Stimme des eigenen Gewissens im tiefsten Innern vernehmen, wenn auch nicht außer uns, doch über uns. Es ist ja die Stimme Gottes. Wie es im zweiten Buch des Moses im zwanzigsten Kapitel gleich am Anfang heißt: „Und Gott redete alle diese Worte." Er redete sie freilich nicht unmittelbar und nicht äußerlich zu Mose, sondern durch Moses, dem er sie an das Herz gelegt, in dessen Geiste er sich verkündigte. Aber sie stammten doch von ihm. Und ebenso stammen von ihm alle die Worte, welche er zu uns durch unser Gewissen täglich redet, zustimmend, ermahnend, ermunternd, strafend. Diese Stimme des Gewissens ist seine Stimme. Sie steht hoch über allem, was sonst zu uns redet; von Menschen um uns her, als das Urtheil der Gesellschaft in der großen Welt, von Fleisch und Blut, von Begierden und eigensüchtigen Zwecken; sie gehört einer höhern, lichten Welt an mit ihrem rücksichtslosen: du sollst, das ist deine Pflicht, die du zu erfüllen hast, ohne rückwärts zu schauen, ohne zu zweifeln und zu wanken; das ist die Wahrheit, die dich freimachen wird; das ist das Gute, welches sich selbst lohnt. Dies Gesetz steht hoch über uns, deshalb, weil wir ihm wol näher kommen, aber es nie erreichen; weil wir es wol erfüllen, aber in großer

Schwachheit, weil immer noch etwas übrig bleibt, das uns den Anstoß geben soll zu neuem Anlauf, weil wir hier nur die Erstlinge sammeln, nicht die volle Ernte, weil das uns vorgesteckte Ziel nicht in der Zeit sich vollendet, sondern in die Ewigkeit einmündet.

Aber ferner soll das Gesetz des Alten Bundes, welches nur auf die äußern Handlungen gerichtet ist, durch den Geist des Christenthums hinabsteigen bis in die Tiefen der Gesinnung. Ihr wißt es wol, wie dieser Gedanke der eigentliche Kern der Bergpredigt ist, und den ungeheuern Fortschritt des Christenthums über das Alte Testament klar bezeichnet. „Ihr habt gehört", spricht der Herr, „daß zu den Alten gesagt ist, du sollst nicht tödten; wer aber tödtet, der soll des Gerichts schuldig sein. Ich aber sage euch, wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig." „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst nicht ehebrechen; ich aber sage euch, wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen." „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst keinen falschen Eid thun. Ich aber sage euch, daß ihr allerdings nicht schwören sollt, sondern eure Rede sei ja, ja, nein, nein, was darüber ist, das ist vom Uebel."

In diesem Sinne hat er jenes Wort gesprochen: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben, sondern es zu erfüllen." Nicht dazu, es uns leicht zu machen, durch schlaffe, verzeihende Gutmüthigkeit, nein, dazu, es uns recht schwer zu machen, den ganzen Ernst der Forderung uns vorzuhalten, den Stachel des Gesetzes bis tief in unser Gewissen hineinzubohren und keine Entschuldigung gelten zu lassen und keine Ausflucht.

Das ist der ungeheuere Fortschritt von der äußern Ge-

ſetzlichkeit zur innern Sittlichkeit! Und doch, wie viele ſind noch immer Geſetzesmenſchen! Wie viele haben den erhabenen Sinn jener Bergrede nie erfaßt und in ihrem Innern erfahren! Iſt doch die ganze chriſtliche Kirche, trotz Chriſto, trotz Paulo, und vergeſſend jener Worte, daß der Menſch nicht gerechtfertigt werden könne vor Gott, nicht ſelig werden könne durch des Geſetzes Werke, wieder zurückgefallen zum Judenthum; iſt doch die ganze chriſtliche Kirche in der Zeit des Mittelalters zu einer Geſetzeskirche erſtarrt! Da die Gewiſſen der Menſchen ſich abfanden und beruhigten mit äußern Werken, mit Almoſengeben, Faſten, Kirchenbeſuch, Wallfahrten und Ave Maria's. Und iſt nicht ſelbſt in unſerer proteſtantiſchen Kirche wieder, trotz unſers Luther, bei ſo Unzähligen äußerliche Ehrbarkeit an die Stelle lebendiger Sittlichkeit, Unanſtößigkeit des Wandels an die Stelle wahrhaftiger Reinheit getreten! Wie viele machen ſich recht klar jenes Wort: „Aus dem Herzen kommen arge Gedanken.“ Die böſe Luſt iſt es, die die Sünde gebiert, die alles in dir verunreinigt und verunſtaltet. Und kommt ſie auch nicht zur That, wagt ſie ſich auch nicht an das Licht, ſie lebt doch und wirkt in dir, und verkehrt alles und iſt nur verdeckt durch einen dünnen Schleier, nur unterdrückt durch die Furcht vor Strafe und Schande, nur gehalten durch äußere Verbote und Schranken! Wie viele halten ſolch jammervolles Flickwerk und Stückwerk für wahre Sittlichkeit! Und betteln ſich mit Bücken und Gehorchen, mit Furcht und Feigheit durch das ganze Leben hindurch! Und kommen nie zu der herrlichen Freudigkeit der Kinder Gottes, zu dem erhebenden Gefühl, aus dem Innern zu handeln, von der eigenſten, reinen Geſinnung getrieben zu ſein! Und wie ſie ſelbſt die ſittliche Aufgabe, welche ihnen geſtellt, nur auffaſſen als ein äußeres Herkommen, dem ſie

sich anschließen, als ein mächtiges Gebot, dem sie sich beugen müssen, als eine nothwendige Rücksicht, die sie der Gesellschaft um sich her schuldig sind, nicht als das innerste Gebot und den Drang ihrer freien Seele, als ihre Gesinnung und Liebe, die ausströmen und sich offenbaren muß: also erziehen sie auch wieder ihre Kinder zu Gesellschafts- und Gesetzesmenschen, und pflanzen auch ihnen alle die äußerlichen Regeln und Anstandsrücksichten ein; aber sie pflegen nicht den Keim wahrhafter Sittlichkeit, sie lehren sie nicht lieben das Gute und ihre Freude haben an dem Rechtthun und frei athmen in der reinen Luft der Wahrheit!

Und nun weiter: das Gesetz, das vorzugsweise in Verboten besteht, soll überall ein lebendiges Gebot in sich enthalten.

Ist es nicht also mit diesen Zehn Geboten? Sind sie nicht vorzugsweise nur Verbote? Du sollst, heißt es, keine andern Götter haben neben mir! Du sollst dir kein Bildniß noch Gleichniß machen. Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen. Du sollst nicht tödten. Du sollst nicht ehebrechen. Du sollst nicht stehlen. Du sollst nicht falsch Zeugniß reden. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut. Sind doch nur die beiden Gebote von der Heiligung des Feiertags und der Ehrfurcht vor den Aeltern auch in ihrer äußern Form wirkliche Gebote. Und doch sollen es alle sein! So muß denn auch jenen Verboten noch ein tieferer Sinn zum Grunde liegen, den wir erst im Lichte des Christenthums zu erkennen und in sein volles Recht einzusetzen vermögen. Diesem tiefern Sinn wollen wir überall nachforschen. Da werden wir sehen, wie reich und lebensvoll diese Verbote sind.

„Du sollst keine andern Götter haben neben mir", wie

können wir das, wenn wir Gott nicht von ganzem Herzen ehren und lieben, ihm anhängen und vertrauen? Dann erst erheben wir uns über diese Erdendinge, über uns selbst und die Creaturen alle, über die Leidenschaften und die Güter und die Genüsse und Ehren, über die Mächtigen und Herrlichen dieser Erde, statt ihnen zu dienen und vor ihnen niederzusinken. Dann erst lösen wir unsere Seele von diesem Erdenzauber, dann erst sind wir fest und stark im Glück und Unglück und weisen den Versucher zurück, der zu uns spricht: ich will dir geben diese Reichthümer, diese Ehren und Genüsse, so du vor mir niederfällst.

Du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht tödten! Du sollst nicht stehlen, du sollst nicht falsch Zeugniß reden; — das heißt: du sollst heilig halten deinen Nebenmenschen, das Band der Liebe, das dich an ihn knüpft, das Leben, das Eigenthum, den guten Namen, der ihm angehört; du sollst das alles nicht allein nicht auflösen und zerstören, sondern es befestigen und erhalten und mit nicht aufhörender Geduld und Sorgfalt umfassen.

Also sehen wir die ganze sittliche Welt in ihren großen Ordnungen und unvergänglichen Lebensgestalten vor uns aufsteigen in diesen Zehn Geboten!

Die Kirche steht vor uns in den ersten Geboten, mit ihrer Anbetung des einigen Gottes, im Kämmerlein wie in den öffentlichen Gottesdiensten, in den Werktagen wie in den Feiertagen, in allen erhobenen Augenblicken der Seele, da wir uns Gott geloben und seines Geistes Kraft herabflehen auf dies arme Leben und auf die ernsten Entschlüsse, mit denen wir am Altare, oder am Taufstein der Kinder, oder am Grabe der Lieben stehen.

Das Haus steht vor uns, mit seiner Zucht, mit dem

Gehorsam der Kinder wie den ernsten Pflichten der Aeltern, im vierten Gebot, und dieser Gehorsam gegen die Aeltern, die ersten und nächsten Stellvertreter Gottes auf Erden, erweitert sich vor unserm Auge zu dem Gehorsam gegen die Obrigkeit, die von Gott gesetzt ist, die die Wage der Gerechtigkeit hält und Gesetz und Ordnung schirmt.

Den engsten Kreis der Liebe, in den all unsere Menschenliebe immer wieder zurückkehrt von ihrem weiten Lauf, in dem sie sich immerdar erwärmt und neubelebt, schauen wir in der Ehe, der heiligen Grundlage aller Sittlichkeit, und in dem Gebot der ehelichen Treue. Das Recht mit seiner strengen Miene erhebt sich vor uns in der Mahnung: achte das Leben, achte das Eigenthum deines Nebenmenschen; sei rechtlich in allen Lebensverhältnissen, gib jedem, was ihm gebührt; die Wahrheit enthüllet vor uns ihr reines Antlitz und spricht: Du sollst nicht falsch Zeugniß reden, nicht fälschen mit dem Wort, sondern die Wahrheit lieben und ihr fröhlich folgen auf allen deinen Wegen.

Aber endlich — alle diese einzelnen Gebote und Verbote sind nicht vereinzelte ohne inneres Band und Zusammenhang, sie sind vielmehr nur die verschiedenen Ausstrahlungen des Einen großen Gebots der Liebe. Wie der Herr sagt: „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebet.“ O, das ist nicht ein neues Gebot, sondern das älteste, das mit der Schöpfung selbst gegeben wurde! Das Urgebot der Menschheit, das sich zu allen Zeiten verkündete in den Herzen; das lange vorangegangen dem Mose und seiner Gesetzgebung auf Sinai, und das nie aufhören wird auf Erden! Das aber ein neues von Christo deshalb genannt wird, weil es gleichsam verloren gegangen unter all den andern äußerlichen Geboten und erst durch Christum wieder in das volle

Licht der Wahrheit, in den innersten Mittelpunkt des Lebe[illegible] gestellt wurde. Freilich theilt sich dies Eine Gebot gleich Anfang, in dem ersten Ausströmen aus seiner Quelle in z[illegible] Arme: in das Gebot der Liebe zu Gott und zu den Mensch[illegible] Darum die zwei Tafeln, von denen auf der ersten die [illegible] bote gegen Gott, auf der andern die gegen die Menschen [illegible]e zeichnet sind. Darum faßt Christus selbst das ganze G[illegible]ese zusammen in jenen beiden Sätzen: „Du sollst Gott über alle Dinge lieben und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Aber diese beiden hängen wieder unlösbar miteinander zusammen. Denn wie können wir Gott lieben, den wir nicht sehen, wenn wir nicht unsern Bruder lieben, den wir sehen? Und wieder: wie können wir unsern Bruder lieben, wahrhaft und völlig, wie können wir loskommen von unserm engen und niedrigen Selbst, wenn wir nicht uns erheben über uns selbst zu der ewigen Quelle aller Liebe, zu dem Vater über uns allen, in welchem wir erst die Menschen neben uns als Kinder Gottes, gleich uns, als unsere Brüder wiedererkennen?

Also, meine Freunde, sollen wir durch den Geist des Christenthums das Gesetz des Mose verklären! Also sollen sich uns die Zehn Gebote zu den nicht wankenden Grundpfeilern der christlichen Sittlichkeit erheben! Und diese Sittlichkeit ist wieder nichts anderes als die Bewährung unsers Glaubens, das lebendige thätige Christenthum. Aber das Christenthum nicht als eine überschwengliche und unverstandene Glaubenslehre, auch nicht als ein weichliches und träges Schwelgen in Gefühlen, nein, als unser Gewissen, unser Leben und Thun, hineingeführt mitten in alle Aufgaben der Gegenwart, und alle Pflichten des Tages; in das Haus und die Familie, in den stillsten Kreis ehelicher Liebe und Treue, wie kindlichen Vertrauens und Gehorchens; mitten in die großen Ordnungen

des Staats und der Kirche, denen wir alle angehören, und denen wir nicht allein uns beugen, sondern in freier Liebe und mit ganzer Kraft uns hingeben sollen.

Gib du uns dazu deine Kraft, allmächtiger Gott, daß wir die Wahrheit erkennen und thun, daß wir nicht zu denen gehören, die nur Herr, Herr sagen, sondern zu denen, die deine Gebote erfüllen, denen sie die Leuchte ihres Lebens sind!

Amen.

15.

Das erſte Gebot.

Der Eine Gott und die vielen Götzen.

Text: 2 Moſes 20, 1—6.

Und Gott redete alle dieſe Worte: Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Aegyptenland, aus dem Dienſthauſe geführt habe. Du ſollſt keine andern Götter neben mir haben. Du ſollſt dir kein Bildniß noch irgendein Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Waſſer unter der Erde iſt. Bete ſie nicht an, und diene ihnen nicht. Denn ich der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimſuchet der Väter Miſſethat an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied, die mich haſſen, und thue Barmherzigkeit an vielen Tauſenden, die mich liebhaben und meine Gebote halten.

Wenn wir heute unſere Betrachtung der Zehn Gebote des Alten Bundes, wie wir ſie aufgezeichnet finden im zweiten Buch des Moſes, mit dem erſten beginnen, mit dem höchſten, in welchem alle andern zuſammengefaßt ſind, ſo gilt von dieſem und ganz vornehmlich, was wir ſchon von allen Geboten geſagt haben. Es gleicht einer Münze,

ie ein doppeltes Gepräge hat, auf jeder der beiden Seiten ins. Auf der einen Seite steht geschrieben das Verbot: o soll es nicht sein; auf der andern das Gebot: so soll s sein. Das Verbot lautet: Du sollst keine andern Götter aben neben mir, du sollst kein Götzendiener sein; das Ge= ot lautet: „Ich bin der Herr, dein Gott", oder wie schon nser Luther es so schön in seinem Katechismus erklärt: Du ollst Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen: Du sollst ein rechtes Gotteskind sein.

„Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Aegyp= enland und aus dem Diensthause geführt habe", so be= innt das Gebot und fährt dann erst fort: „Du sollst eine andern Götter haben neben mir." Wir werden hier ogleich mitten hineingeführt in die Welt des Alten Bundes, n den jüdischen Glauben, den jüdischen Jehovahdienst. Er ist der Eine, der einzig wahre, der einzig mächtige, der einzig lebendige, er ist der Herr und Gott unter den Götzen, den ohnmächtigen Schein= und Lügengöttern. Und er ist der Gott des Einen, des auserwählten Volks; er ist mit der Geschichte dieses Volks unauflöslich verflochten, er hat es schon in seinen Stammvätern erkoren, er hat es aus dem Diensthause Aegyptens geführt, er will es schützen gegen alle Unterdrücker mit seinem gewaltigen Arme. Das will er thun, so es ihm anhängt und seine Gebote hält. Und alle diese Gebote gipfeln in dem einen, dem ersten: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir." Es ist wol etwas Großes mit diesem Glauben und dieser Hoffnung des jüdischen Volks, und es ist eine Wahrheit darin enthalten, die weit über die Geschichte dieses Volks hinaus für alle Zeiten dauern soll. Dieses Volk hat einen einzigen Beruf gehabt in der Weltge= schichte, es ist der Träger des reinen geistigen Gottesgedankens

gewesen. Es ist in diesem Volke schon in seinem ersten Ursprunge, soweit die Erinnerung hinabreicht bis in das Hirtenleben seiner Stammväter, wie ein Licht aus der Höhe der Gedanke aufgegangen von dem Einen Gott, dem allmächtigen Schöpfer des All, dem unsichtbaren, geistigen, dem Heiligen und Gerechten. Und dieser Glaube, mit den ihn begleitenden frommen Gebräuchen, ist wie ein heiliger Schatz, wie eine unvergeßliche Erinnerung, aufbewahrt in den dunkelsten Zeiten, ist als die Siegesfahne aufgepflanzt in den schwersten Kämpfen, ist als der Trost der Zukunft verkündet in den drückendsten Niederlagen dem kleinen Volk, das, gelagert an der Heerstraße der Weltgeschichte, wie an einem schmalen Saume, eingeschlossen von den großen Weltreichen Aegypten, Syrien, Persien, Babylonien, umringt und verführt von all dem Götzendienst der Kanaaniter, Phönizier und Chaldäer, sich in seinen gottbegeisterten Männern, den Propheten, immer wieder erhob und anklammerte an den Einen, wahren Gott und an sein Gebot: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir."

O, das ist wol etwas Großes, und so sehr wir auch Anstoß nehmen mögen an dem Stolz und den Vorurtheilen und Ansprüchen dieses auserwählten Volks, auch wir sollen noch an dem Worte zehren: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir."

Diese Wahrheit bleibt noch heute, dies Heidenthum ist noch heute um uns, in uns! Wir haben uns freilich nicht mehr zu hüten vor dem verführenden Zauber dieser heidnischen Götzengestalten, ihren Opfer- und Gottesdiensten, wie einst das Volk der Juden vor dem Dienst des Baal und der Astarte, der Sonne, der Gestirne oder der heiligen Thiere, welchem dies Volk immer wieder verfiel. Diese Bilder alle

sind zertrümmert! Diese Vorstellungen sind entschwunden aus der Welt; in unsern Religionsgebräuchen, wenigstens in denen der protestantischen Kirche, findet dies Heidenthum keine Stelle mehr. Aber haben nicht andere Götzen sich erhoben in unserm Geiste, die, ohne das wir es selbst recht wissen, von uns angebetet werden, die nicht nur in unsern Vorstellungen, auch in unserm Herzen, in unserm Willen wohnen, die nicht in unsern Gottesdiensten genannt werden, aber unser ganzes Leben, unser Wünschen, Fürchten und Hoffen erfüllen! O, das sind keine Götzenbilder, die ja doch noch immer auf etwas Höheres deuten als was sie selbst darstellen, das sind wirkliche Götzen, das sind leibhaftige Wesen, das sind endliche Dinge, die wir vergöttern und vor denen wir uns niederwerfen!

Wir alle wissen es ja, da, wo unser Herz ist, da ist unser Gott! Das, was uns das Höchste und Heiligste ist, nicht allein für unser Denken, nein, für unser Begehren, Streben, Ringen und Arbeiten, dasjenige, dem wir alles andere unterordnen, dem wir alles, was wir sind und haben, zum Opfer bringen, das, was wir überall fürchten und lieben, das ist unser Gott! Der Gott des Gedankens, der in unserm Katechismus steht, der eine angelernte, äußerlich angenommene Vorstellung ist, das ist ein ohnmächtiger, nur ein Wort, Schall und Rauch; der Gott des Herzens, der unsere Seele lenkt, das ist der wirkliche Gott!

So gilt denn auch für uns noch das Wort: Du sollst keine andern Götter haben neben mir! Neben mir! Was heißt das? Neben dem Einen, dem ewigen Gott. Das sagt ja der Name Jehovah; der nicht entsteht und vergeht, und sich nicht verändert, sondern derselbige ist von Ewigkeit zu Ewigkeit; der da spricht: „Ich bin, der ich bin.“ Neben

dem Einen, dem geistigen Gott, der unsichtbar waltet und nicht durch ein Bild oder Gleichniß versinnlicht werden soll. Neben dem Einen, dem gerechten Gott, der lohnt und straft, selig und unselig macht, und sein Sittengesetz in die Herzen der Menschen geschrieben und seine sittliche Weltordnung aufgerichtet hat unter allen vernünftigen Creaturen. Neben dem Einen, dem lebendigen Gott, der selbst die Fülle des Lebens und der Liebe ist und überall Leben weckt und Liebe ausströmt.

Meine Freunde, glauben wir ernstlich an diesen lebendigen Gott?

Ich frage zuerst nur: mit unsern Gedanken? Manche sicherlich nicht. Sie leugnen ihn nicht, aber sie denken auch nicht an ihn, sie kennen und bekennen ihn nicht mit freudiger Zuversicht. Ist uns dafür nicht ein Beweis die Scheu, welche bei so vielen herrscht, Gott nur bei seinem Namen zu nennen? Ist es nicht Sitte geworden in gewissen Kreisen und zwar in solchen, welche für gebildet gelten, statt Gottes ein anderes, dunkles und unklares, schemenhaftes Wort zu setzen: das Schicksal — der Zufall, oder der Himmel? Das Schicksal, sagt man, hat es so gewollt, der Himmel hat uns dies oder jenes gegeben, der Zufall ist schuld daran. Sind das nicht alles blinde und todte heidnische Götzen? Das finstere, grauenhafte Schicksal, ohne Gerechtigkeit, ohne Liebe. Der launenhafte, unvernünftige Zufall, ohne Wissen und Weisheit. Der leere, weite, ausgespannte Himmel, ohne den allmächtigen Willen, der Himmel und Erde trägt. Steht nicht hinter diesen dunkeln Naturgewalten ein lichter, sie alle lenkender und durchdringender Geist? O, wir wissen es wohl, alle unsere Vorstellungen von Gott sind unvollkommen und menschlich und bildlich, wir schauen nur wie in einen

dunkeln Spiegel; wir entfernen wol, wenn wir an ihn denken, alles das, was endlich ist im Raum wie in der Zeit, und steigern und vervollkommnen alles das, was in unserm Geist gut und unvergänglich ist; aber wir vermögen nicht den unendlichen Geist selbst in seiner ganzen schöpferischen Kraft und Fülle zu fassen und in unserm Geiste zu ergreifen. Das vermögen wir nicht! Wir sinken immer wieder in menschliche Vergleichungen zurück! Aber dennoch, müssen wir auch zugeben, daß Gott nicht in dem Sinne persönlich ist wie wir Menschen, nicht eine endlich umgrenzte Persönlichkeit, die an Raum und Zeit und einen Sinnenleib gebunden, hier oder dort; — das Eine sollen wir uns bei allen Zweifeln und Ungewißheiten nicht nehmen lassen, daß er der lebendige ist. Das Eine sollen wir festhalten, daß nicht das blinde heidnische Schicksal die Welt regiert, und die Menschengeschlechter in ihr erbarmungslos dahinrafft, daß vielmehr ein weiser und gerechter Wille über uns allen waltet, daß die Welt nicht mit allen ihren wohl ineinander gefügten Ordnungen, ihren stetigen Gesetzen aus der Unordnung und dem Zufall, dem zufälligen Zusammenstoß der Atome, geboren ist. Das Eine sollen wir festhalten, daß die sittliche Weltordnung, die hier auf Erden herrscht, und die ein jeder von uns nach Kräften schützen und mit auferbauen soll, nicht ein zufälliges Herkommen ist, eine Erfindung der Menschen, sondern in einem heiligen Willen, in dem Gesetzgeber der sittlichen Welt ihren letzten und ewigen Grund hat. Nein, wir sollen es nicht zugeben, daß die die tiefen Denker und wahrhaft Weisen genannt werden, deren Weisheit Anfang und Ende der Zufall ist, daß diejenigen die Welt und ihre Entstehung vernünftig erklären, welche den Geist aus der Materie und die Ordnung aus der Unordnung ableiten und den vernünf-

figen Menſchen allmählich aus dem Schlamme emporſteigen laſſen. Nein! Es bleibt noch heute wahr jenes Wort: Der das Auge gemacht hat, ſollte der nicht ſehen; der das Ohr gebildet, ſollte der nicht hören; der den Verſtand gegeben, ſollte der nicht verſtehen; der den Willen gepflanzt, ſollte der nicht wollen; der die Liebe ausgegoſſen, ſollte der nicht ſelbſt von Liebe erfüllt ſein?

Und doch iſt es nicht genug, mit ſolchem Glauben an den lebendigen Gott, der in unſerm Kopfe wohnt —; wir ſollen glauben mit dem Herzen. Ja, hier, im Herzen iſt der heidniſche Götzendienſt viel gefährlicher, viel häufiger, als dort in unſern Gedanken. Und wenn wir uns auch von jenen großen, unbeſtimmten, kalten Naturgötzen losgeſagt, hier treten gleichſam die kleinen Hausgötzen auf, die unſere Seele mit ihren Empfindungen in Freud' und Leid, die unſer ganzes Leben bis in das Innerſte und Kleinſte beherrſchen, denen wir dienen. Du kannſt nicht zween Herren dienen. Du kannſt nicht Gott dienen und dem Mammon.

Und wie Unzählige ſind es doch, die dem Mammon dienen? Die um das große, hoch aufgerichtete Götzenbild der Zeit, das Goldene Kalb, wie einſt das jüdiſche Volk, frohlockend tanzen? Das iſt ja nicht nur dieſes blinkende Geld, das ſind ja alle Erdengüter, die feil ſind ums Geld; das iſt ja alles, was durch Geld errungen werden kann! Für wie Unzählige iſt dies Geld der Inbegriff alles Glücks, das Ziel alles Strebens und Arbeitens und Gewinnens, Wünſchens und Entbehrens! Für wie viele gibt es kein anderes Gut als dieſe Güter! Und da, wo dies Gut gewonnen wird, herrſcht Freude und guter Muth und Wohlleben; da aber, wo es verloren geht oder allmählich ſchwindet, Kleinmuth und Furcht und Jammer! Bei wie Unzähligen hängt die ganze

Seele ſich zitternd und ängſtigend an dieſes Gut und opfert ihm alles, ihr Beſtes, Wahrheit und Ehre, Gewiſſen und Recht! Ja, es iſt für ſie das einzig Gute, das iſt ja Gott ſelbſt! Alles andere gilt ihnen nur für leeren Schein, für hohle Redensart, für Empfindſamkeit und Schwärmerei.

Ein anderes Götzenbild, dem Unzählige opfern, opfern ihr Alles, ſich ſelbſt — heißt der Genuß. Dieſer Götzendienſt iſt mit dem ebengenannten ſo nahe verbunden, daß es ſchwer iſt, den einen vom andern zu trennen, ſchwer zu ſagen, welcher von den beiden Götzen der mächtigere ſei. Das Geld wird ja von den meiſten nur deshalb ſo heiß erſtrebt, weil es das Mittel, das unerläßliche, aber auch das allmächtige des Genuſſes iſt; weil alle die Genüſſe, an denen unſere Zeit ſo reich und erfinderiſch iſt, die Befriedigung aller der wachſenden Bedürfniſſe, welche zur Bequemlichkeit und Anmuth des Lebens gehören, ohne Geld nicht gewonnen, und durch Geld ohne Mühe gewonnen werden. Darum jenes Wort des Dichters: „Am Gelde hängt, zum Gelde drängt doch alles.“ Nicht mehr, wie ehemals, geht das Streben dahin, die Reichthümer aufzuhäufen und in ſparſamem, entbehrungsvollem Leben die Schätze zu mehren als einen ſichern Beſitz für die Kinder und Kindeskinder; nein, die Gegenwart, ſagen wir, hat Recht, raſcher lebt ja alles dahin, ein Thor, welcher für eine ferne Zukunft ſorgt, die er ſelbſt nicht ſieht. Leben heißt: genießen; und ſterben: nicht mehr ſein. So laßt uns denn eſſen und trinken, denn morgen ſind wir todt. Wißt ihr wol, daß es von dieſem Worte heißt: Alſo ſprechen die Heiden? Und doch ſchwebt es ſo vielen auf den Lippen, die ſich Chriſten nennen, wenn ſie es auch nicht auszuſprechen wagen; und wohnet tief in ihrem Herzen, und iſt ihres Lebens Richtſchnur und Ziel. O, gehen ſie auch nicht unter in dieſen

Genüſſen, nicht ſichtbar unter vor unſern Augen in Schwelgerei, in Zügelloſigkeit, Laſtern und äußerm Elend, ſie gehen unter in ſittlichem Elend, in Verkommenheit und Lebensmattheit und Leere und Troſtloſigkeit, deshalb, weil dieſe Genüſſe nicht ſättigen, dieſe Freuden nicht erheben; deshalb, weil die Seele keine Nahrung hat; weil dieſe Götter Götzen ſind!

Ein anderes Götzenbild, das edlere Züge in ſeinem Antlitz trägt, iſt die Ehre. Hier ſind es doch nicht mehr die Sinne und Sinnengenüſſe, denen wir opfern, ſondern der Geiſt. Hier iſt es doch eine geiſtige Arbeit, die wir thun, ein Verdienſt, welches wir uns erwerben, ein Talent, durch welches wir uns auszeichnen, an das dieſe Ehre gebunden iſt. Und warum ſollten wir ſie nicht erſtreben? ſprecht ihr. Iſt es nicht etwas Schönes und uns ſelbſt mit Erhebendes, dieſe Anerkennung der Menſchen um uns her, dieſer Beifall, der aus dem Herzen uns zugerufen wird? Iſt es nicht erlaubt, das Verlangen, für die von Gott gegebenen Kräfte auch die rechte Stelle und des freudigen Wirkens weiten, ungemeſſenen Raum zu finden, und das Licht auf hohen Leuchter zu ſtellen, auf daß es wie von des Berges Spitze hinabſcheine weithin in die engen und fernabliegenden Thäler? Iſt das nicht die Bedeutung des Wortes: Laſſet euer Licht leuchten unter den Menſchen? Ja, es gibt wol ein rechtes und berechtigtes, ein edles Ehrgefühl! Aber wie unendlich iſt es verſchieden von dem gemeinen, kleinen, eiteln, weitverbreiteten Ehrgeiz! So verſchieden wie die Eine Ehre von den vielen Ehren! Wie das echte Gold von dem falſchen Schimmer, wie die Wahrheit von der Lüge, wie das Sein von dem Schein, wie die eitle Selbſtbeſpiegelung von der ſelbſtvergeſſenden Liebe. Das wahre Ehrgefühl iſt die ſelbſtver-

gessende Liebe zum Guten und Edeln, der Haß gegen das gemeine, unreine Treiben in allen Formen. Die wahre Ehre strebt überall nur zu Sein, zu Wirken und zu Dienen in dem Dienste des höchsten Herrn, im Reiche Gottes auf Erden. Die falsche Ehre dagegen will scheinen und glänzen und herrschen. Mit all dem äußerlichen Schmuck und all den eiteln Behängen an Würden und Titeln, Stellungen und Auszeichnungen, mit denen gleich kindischem Spielwerk wir uns behängen, um auf der Bühne dieser Welt heldengroß einherzuwandeln. O, solcher Ehrgeiz ist wol ein Götzendienst, ein seelenverderblicher, weitverbreiteter! Und der Götze ist unser eigenes Ich. Wol ist das Bildniß verhüllt, das wir täglich bekränzen, dem wir unsere Lobgesänge darbringen von früh bis spät, wol ist der Tempel unsichtbar, in welchem dies Bild thront, wol täuschen wir uns selbst wie andere mit schönen Worten und unwahren Empfindungen, und dennoch sind wir Götzendiener, wir bewegen uns wie in engen Kreisen immer nur um uns selbst, wir schauen uns selbst im Spiegel, wir beziehen die ganze Welt nur auf uns, wir lieben und ehren in allem, was wir erstreben, uns selbst, wir beten uns selbst an!

Und soll ich euch noch zu andern Götzenbildern führen? Euch zeigen, wie auch das beste und edelste Streben, die reinsten menschlichen Empfindungen, wie selbst unsere Liebe, echte, natürliche, volle Liebe, zum Götzendienst entarten kann? So tretet denn ein in das Haus, in den Kreis der Kleinen, die täglich mit Liebe gespeist und mit Sorgen getragen werden. Wie oft wird diese Liebe zu den Kindern ein Götzendienst! Da, wenn wir sie über alles lieben; an sie unser ganzes Herz hängen, ihren Wünschen und Freuden alles andere zum Opfer bringen. Da, wenn an sie unsers Lebens Friede und Seligkeit gebunden ist, mit ihnen unsers Lebens Halt zusammenbricht. Und

fragt ihr mich, wie mag es denn eine rechte Liebe geben, die nicht mit ganzem Herzen liebt, so antworte ich euch: Ja, mit ganzem Herzen! Und also sollen auch wir die Unsern lieben. Aber wir sollen nicht unser Herz an sie ketten, an diese liebe, aber vergängliche Sinnenerscheinung, nicht in unsers Lebens Tiefen erzittern bei den sie bedrohenden Gefahren, nicht zusammensinken, wenn sie dahinsinken. Wir sollen unser Herz stark machen, ketten an das, was göttlich und unvergänglich ist und unser Auge emporheben von dem sterblichen Theil zu dem, was ewig unser bleibt. O, unterscheidet doch nur die rechte, das ist die starke, in Gott gegründete Liebe, von der schwachen, endlichen. Die abgöttische Liebe aber ist immer die schwache, da wir das Vergängliche lieben, ja die Schwächen der Kinder mitlieben und ihnen nachgeben, und also sie zugleich und uns selbst schwach und elend machen. Die starke Liebe aber ist die, da wir das, was stark ist, den unsterblichen, sittlichen Kern in ihnen, lieben und entwickeln und frei machen, und selbst wenn die Erdenblüte früh dahinsinkt, die Geistesblüte, die schon hier gezeitigt, in uns bewahren und freudig sprechen: Herr, du hast sie uns gegeben, du hast sie uns wiedergenommen, gelobt sei dein Name!

Nun aber, meine Freunde, laßt uns zum Schlusse, wenn auch nur in einem raschen Blick, die andere lichtere Seite des Bildes, das Gebot, welches diesem Verbot: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir", zum Grunde liegt, betrachten. Wir haben schon seine Unterschrift mit unserm Luther entziffert, sie lautet: „Du sollst Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen." Der Gottesdienst, die Gottesliebe, die Gotteskindschaft ist es, welche diesem Götzendienst entgegentreten soll. Und das „über alles" ist hier von besonderer

Wichtigkeit. Wir ſollen ihn nicht ſo nebenher lieben, in einer Reihe und gleicher Weiſe mit endlichen Dingen und Weſen, oder abwechſelnd mit ihnen, nicht mit getheiltem Herzen, denn wir können nicht zween Herren dienen; ſondern mit ganzem, ungetheiltem Herzen und vor allem, was endlich iſt, und über alles und in allem. Wir ſollen ihm dienen, als unſerm einigen Herrn. Aber da fragen wir wol ſogleich, wie iſt ſolches möglich? Wie mögen wir den lieben, über alles lieben, den wir nicht ſehen, nicht einmal klar im Gedanken erfaſſen? Iſt doch der Himmel ſo hoch über uns und Gott ſo fern von uns, und ſeine Gedanken nicht unſere Gedanken, und ſeine Rathſchlüſſe ſo unbegreiflich unſerm Verſtande, und ſeine Liebe zu den Menſchen ſo weit und groß und überall das ganze Weltgebäude mitumfaſſend, daß wir ihn nicht aufnehmen können in unſer enges Herz, ihn nicht menſchlich wiederlieben! Und ihn ſollen wir über alles lieben, über Vater und Mutter, Weib und Kind? Ja, meine Freunde, ihr würdet recht haben, wenn Gott uns wirklich ſo fern wäre und ſo hoch über uns, wenn es nicht eine Offenbarung Gottes gäbe im Innerſten, näher, gewiſſer, unumſtößlicher als jede Sinnenwahrheit —; das iſt die in unſerm Gewiſſen. So ſchwach und ungenügend auch ſonſt unſere Vorſtellungen von ihm ſein mögen, hier, in dieſer Stimme des Gewiſſens, in dieſer ſittlichen Welt, die in unſerm Innern auferbaut iſt, haben wir ihn wie er iſt, hören wir ſeine Mahnung deutlich, beugen wir uns ſeiner Macht. Dieſe Stimme iſt ſeine Stimme, dieſes Geſetz iſt von ihm ſelbſt gegeben; alles Gute, das ſich in uns regt, fließt aus der Quelle des Guten, aus Gott; alle Wahrheit, nach der wir ringen, iſt ein Abglanz ſeines Lichts, alle Liebe, mit der wir die Brüder umfaſſen iſt ausgegoſſen von ihm.

Was heißt es denn anders: ihn über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen, als diesen sittlichen Mächten in unserer Brust Raum geben, ihnen unterthan sein mit freiem, ganzem Gehorsam, sie alle zusammenfassen in dem Einen, lebendigen Gott, der die Welten regiert, ihn anbeten, auf ihn schauen, auf ihn vertrauen?

Ueber alles *fürchten* — heißt es? O, misversteht das harte Wort nicht. Das ist nicht die Furcht vor der Strafe, da fürchteten wir *ihn* ja nicht, sondern die Strafe. Das ist nicht die knechtische Furcht vor einer dunkeln, unbarmherzigen Gewalt, dieser Geist ist ja ausgetrieben durch Christum und dafür der frohvertrauende Kindesgeist eingezogen, der Abba, lieber Vater, betet. Das ist die *Ehrfurcht*, die Scheu vor Gottes heiligem Willen, vor seiner unantastbaren Majestät. Die Ehrfurcht vor dem, welcher der *höchste* Herr und Richter ist, dem niemand widerstehen oder widersprechen soll. Das ist die *Furcht* Gottes, die uns ledig macht aller andern Furcht; die uns stark und standhaft macht, und wie Luther sagt, eine rechte Männin ist, eine tugendhafte Heldin, die sich von keinem Trotzen, Stürmen, Dräuen, Wüthen und Toben der Menschen läßt schrecken! Das ist der Dienst *Gottes*, der uns *frei* macht von aller Menschenknechtschaft, löset von allem, was sonst die Seelen bindet!

Ueber alles *lieben* sollen wir ihn! Da ist es ja deutlich ausgesprochen, daß unser Gehorsam ein *freier* ist, ein innerer und eigener Trieb unsers Herzens, daß wir mit Freuden seinen Willen thun. Daß wir seine *Kinder* sind. Ja, so erhaben auch seine Majestät ist und so weit hinaus über all die kleinen Schwächen und Nachgiebigkeiten menschlicher Liebe, wir haben doch keinen andern und herrlichern Namen für seine große, allumfassende, nimmer ermüdende,

Liebe, als den des Vaters, den uns Christus selbst gelehrt und den wir nimmer wieder aufgeben wollen! Wir ruhen in seinen Vaterarmen!

Und diese Liebe ist vor allem: Vertrauen: Das nennen wir ja Glauben. Das ist die Liebe der Schwachen, der Hülfsbedürftigen, der endlichen Creatur, die sich anlehnt und hofft und vertrauend aufschaut und nimmer verzagt. Vertraue auf den Herrn, er wird's wohl machen, mein Bruder. Sprich mit dem Psalmisten: „Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab tröstet mich. Du weidest mich auf grüner Aue. Du führst mich zum frischen Wasser. Du erquickst meine Seele und leitest mich auf rechter Straße, um deines Namens willen." Vertraue auf ihn und auf ihn allein. Wirf dein Vertrauen nicht weg, sagt die Schrift, denn wer sich auf ein Rohr stützt, auf seine Stärke, auf seinen Reichthum, auf seine Weisheit, der stößt sich den Splitter in die Hand! Wer aber auf den Herrn vertraut, der wird nimmer zu Schanden. Es gibt eine sittliche Weltordnung, eine Gerechtigkeit, die über uns allen, über ganzen Familien und Völkern waltet; es ist eine Wahrheit in jenem Worte: Der Herr läßt die Kinder der Gerechten nicht betteln gehen, und wie er die Missethat der Väter heimsucht, so lohnt er auch ihre Gerechtigkeit bis zu fernen Geschlechtern. Und folgt auch Strafe und Lohn nicht auf dem Fuße, nicht in äußerlichen Dingen, sind auch die Gerichte Gottes dunkel vor unserm Auge und schreiten langsam nach unserm Erdenmaß, er leitet doch unsere Geschicke, er verläßt niemand, der auf ihn baut. So vertraue denn auch du! Wenn der karge Rest der Habe aufgezehrt, wenn der letzte Nothpfennig ausgegeben ist, wenn Sorgen überall hereinbrechen in dein Haus, wenn die Zukunft immer dunkler

wird, und kein Freund den rettenden Arm dir reicht, o, verzage auch dann noch nicht, sprich nicht: „Nun ist es aus, ich bin verloren!“ — Nein! „Nach oben schau, auf Gott vertrau. Nach Wolken wird der Himmel blau!“ Befiehl den Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen Welch harte und dunkle Wege du auch geführt wirst mit dei Deinen, tritt sie an in Gottes Namen, in Gottes Kraft Gib ihm dein Herz! Laß ihm dein Herz! Laß seine stark Hand nicht aus der deinen! Amen.

16.

Das zweite Gebot.

Fluchen und Schwören.

Text: 2 Moſes 20, 7.

Du ſollſt den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht misbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungeſtraft laſſen, der ſeinen Namen misbraucht.

Der Sinn dieſes zweiten Gebots und ſeine Stellung unter den andern iſt wol nicht einem jeden unter uns ſogleich vollkommen klar. „Du ſollſt den Namen deines Gottes nicht mützlich führen", daß iſt wol wahr und recht, ſo denken wir; aber dieſe Forderung erſcheint und doch nicht von ſo hoher Bedeutung, daß ſie als ein beſonderes Gebot mit aufgeführt werden müßte unter den Zehn Geboten, den ewig gültigen Geſetzen Gottes, den Grundpfeilern aller Sittlichkeit. Und doch ſteht dies zweite Gebot im nächſten Zuſammenhange mit dem erſten, und ebenſo wieder mit dem dritten. Es ſteht in der Mitte zwiſchen dieſen beiden, iſt das ſie verbindende

Glied: Es lehret uns die wahre Gottesfurcht wie jenes. Aber es unterweist nicht nur unser Herz, sondern auch unsern Mund. Es will nicht nur unsere Gesinnungen, sondern auch unsere Worte heiligen. In diesem zweiten Gebote tritt gleichsam die Gottesfurcht auf die Lippen, die im dritten Gebot zum Gottesdienste wird. Und wie nahe stehen doch Herz und Mund! Nur eine Spanne weit auseinander! Wessen das Herz voll ist, deß geht der Mund über! Ein reines Herz, reine Lippen! Furcht im Herzen, Scheu auf den Lippen! Vertrauen im Herzen, vertrauensvolle Worte auf den Lippen!

Es ist die Ehrfurcht vor Gott, die Scheu vor dem Heiligen und Erhabenen, dem über die Sinnenwelt und ihre Endlichkeit, wie über ihre Unreinheit erhabenen Geiste, welche diesem Gebote Worte gegeben. Der Sinn ist: Du sollst Gott nicht entweihen mit deinem Munde. Du sollst ihn heilig halten auch in Worten. Wie es einst zu Mose hieß: Ziehe aus deine Schuhe, denn hier ist heiliges Land. Du sollst auch seinen Namen, wenn du ihn aussprichst und anrufst, nicht hinabziehen in dies kleine und unreine Alltagsleben, in all diesen wirbelnden Staub des Handels und Wandels mit seinem Lug und Trug, in all dies eigensüchtige, leidenschaftliche Streben, in all diesen eiteln Schein; du sollst ihn bewahren mit keuscher Zunge, wie ein unantastbares Heiligthum.

Aber, das ist ja doch nur das Verbot, das uns der über alles erhabene Gott zuruft. Er ist aber auch der uns über alles Nahe, der Nächste, der treueste Freund, der Tröster, der Helfer, der Vater. Und so ist denn auch mit diesem Verbot wieder ein Gebot eng verbunden. Und wie die Ehrfurcht vor ihm uns verbietet, seinen Namen herabzuziehen und zu entweihen, so gebietet uns die Liebe zu ihm und das kindliche Vertrauen, ihn anzurufen zu allen Stunden und in allen

Nöthen; ihm zu danken, ihn zu preisen und zu bekennen. Wir können ja auch hier wieder getrost unserm Luther folgen. Er antwortet auf das „Was ist das?“: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir bei seinem Namen nicht fluchen, schwören, zaubern, lügen oder trügen, sondern denselbigen in allen Nöthen anrufen, zu ihm beten, ihn loben und danken.“

Laßt uns heute denn, bei dem Reichthum der zuströmenden Gedanken, nur den ersten Theil, nur das Verbot näher betrachten.

Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen, das heißt: Du sollst nicht fluchen, nicht schwören. Und zuerst fragen wir: worin besteht denn solches Fluchen? Das ist ein Ausbruch der Leidenschaft, ein heftig ausgestoßenes Wort, oft ganz ohne bestimmten Sinn und Gedanken, nur ein Ausdruck des Schreckens, der Ueberraschung oder des Mißbehagens, ein Wort, das aus einer gestörten, fassungslosen Seele kommt. Und worüber fluchen denn die Menschen? Ueber alles und nichts. Ueber Leiden und Verfolgungen, über Fehltritte und Täuschungen. Ueber Menschen und Dinge. Ueber Großes und Kleines. Ueber den Stein, an dem wir straucheln; über das Gewand, das wir zerrissen; über die Wunde, die uns schmerzt; über den Verlust, den wir erleiden; über alles, was uns hemmend oder überraschend in unsern Lebensweg tritt. Und worin besteht das Sündliche solches Fluchens? Zuerst in der häßlichen, fassungslosen Leidenschaft. Ein Mensch, der flucht, geräth außer sich. Er verliert wenigstens auf Augenblicke den sittlichen Halt, den vernünftigen Schwerpunkt seines Lebens. Er läßt seinen Verstand, wenn auch nur vorübergehend, vom Unmuth oder Uebermuth überwältigen. Dann aber, und das ist hier für uns von besonderer Bedeutung, ist das Fluchen darum eine Sünde, weil das, was

uns das Heiligste sein soll, mit hinabgezogen wird in diese thörichte Leidenschaft, in diese unreine Welt, in all dies kleine Elend, von dem die Seele bewegt wird. Gott selbst ist es ja, der mit verflochten wird in den Fluch. Es ist eine göttliche Macht, unter welchem Namen sie auch angerufen werde, die dem Fluche seine Kraft und Folge geben soll! Und schon darin zeigt sich, wie wüst und verworren es in der umwölkten Seele des Fluchenden aussieht, daß zwischen dem Fluche in Gottes und des Teufels Namen kein Unterschied mehr gemacht wird. Ist es doch, als ob der gute und gütige Gott sich unversehens verwandelte in diesem Augenblick in den bösen, der Himmel in die Hölle; sind es doch Hölle und Teufel vorzugsweise, welche als die drohenden und beherrschenden Mächte des Lebens dastehen, und das lichte Antlitz des barmherzigen und weisen Gottes verhüllen. Noch ist die Erinnerung an ihn nicht völlig ausgelöscht, aber die Gedanken sind verwirrt und der Fluch greift bald in den Himmel bald in die Hölle; Gott ist ihm ja nur ein Götze, den er zum Mittel seiner Wünsche macht, oder an dem er seine Leidenschaft auszutoben sucht.

Ihr sprecht: Ja! Es ist unzweifelhaft ein Zeichen von roher und gemeiner Gesinnung, dies tägliche Fluchen und Toben, wenn auch oft bei den höchsten Klassen der Gesellschaft zu finden, immer ein Zeichen von schlechter Erziehung, und darum ist es auch verbannt aus den Kreisen der wahrhaft Gebildeten und geächtet von der guten Sitte; aber wie es eine Sünde genannt werden mag, eine Sünde gegen Gott, die von einem eigenen Verbote betroffen wird, das ist doch nach den aufgeklärten Vorstellungen unserer Zeit schwer zu begreifen.

Ihr fügt hinzu: bei vielen ist ja ein solcher Fluch nichts als ein ganz leeres Wort, eine gedankenlose Gewöhnung, eben

nur ein Ausdruck der Erregtheit, bei welchem an die urſprüngliche Bedeutung des Fluchs gar nicht mehr gedacht wird.

Ihr mögt recht haben, ſchon die gute Sitte verurtheilt den Fluchenden; aber hat dieſe Sitte nicht einen tiefern Grund? Führt ſie nicht zurück auf ein ſittliches Gefühl? Und iſt das, was niedrig und gemein iſt, nicht immer eine Sünde gegen Gott? Ihr mögt recht haben, bei vielen ſind dieſe alltäglich gewordenen Ausdrücke nichts als ſinnloſe Worte, als ein Hauch, eine gedankenloſe Gewöhnung, aber doch ſicherlich eine ſehr ſchlechte, erwachſen auf dem Boden einer gemeinen und ungeweiheten Geſinnung. Ja, das zweite Gebot will euch ſagen: Entweihet nicht eure Lippen! Es gibt eine Keuſchheit der Lippen wie der Sinne; aus dem unreinen Herzen kommen unreine Gedanken, unreine Worte; wie aus einem keuſchen Herzen, keuſche Worte!

Es iſt die Ehrfurcht gegen Gott, welche ſchon das erſte Gebot fordert, die ſo oft, ſo unendlich oft, wenn auch abſichtslos, in Worten verletzt wird. Es iſt ein Reſt vom Heidenthum, welcher in dieſem unheiligen und gottloſen Fluchen mitten in die chriſtliche Welt hineinragt. Es ſind Götzen, denen wir noch immer dienen; Naturgewalten, wie wir ſie auch nennen mögen, Himmel und Unwetter, Donner und Blitz, Schickſalsgewalten, ſchwere Noth und Peſtilenz und Tod, böſe Geiſter, die Hölle mit ihrem ganzen Reich, welche die Gedanken des Einen und lebendigen, des gütigen und gerechten, des das ganze Weltall weiſe lenkenden Gottes verdunkeln und zurückdrängen. Oder es iſt wirklich dieſer lebendige Gott ſelbſt, der wenigſtens in unſern Vorſtellungen wohnt, der aber zu einem Götzen gemacht, durch unſere Leidenſchaft erniedigt, mit unſerm Zorn überſchüttet wird, und der wie ein ohnmächtiger Götz

nur dazu dienen soll, unsern Begierden zu gehorchen, unsere Wünsche zu erfüllen!

Du sollst nicht schwören, so lautet weiter das zweite Gebot. Das heißt: Du sollst nicht Gott zum Zeugen anrufen, um die Wahrheit deiner Worte zu bekräftigen. Aber lautet dies Gebot wirklich so unbedingt? Fast könnte es so scheinen, namentlich wenn wir die Worte Christi in seiner Bergpredigt, wie sie im fünften Kapitel des Matthäus vom 33.—37. Verse verzeichnet sind, zur Erklärung hinzunehmen. Heißt es hier doch: „Ihr habt weiter gehört, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst keinen falschen Eid thun und sollst Gott deinen Eid halten. Ich aber sage euch, daß ihr alle Wege nicht schwören sollt, weder bei dem Himmel, noch bei der Erde, noch bei Jerusalem, noch bei deinem Haupt; eure Rede aber sei: Ja, ja, nein, nein, was darüber, ist das ist vom Uebel." Das klingt ja sehr bestimmt und als ob es gar keine Ausnahme zuließe, sodaß man meinen könnte, die kleinen, schon im Anfange der Reformation auftauchenden Sekten, wie namentlich die Mennoniten, hätten recht, wenn sie den Eid völlig verwerfen und, Christo mehr gehorchend als den weltlichen Obrigkeiten, auch vor Gericht ein einfaches Ja oder Nein an die Stelle des Eides setzen.

Und doch ist es so einfach nicht. Ich will euch nicht daran erinnern, wie Christus selbst öfter seine Rede mit einem feierlichen „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch" einleitet und bekräftigt; wie der Apostel Paulus im zweiten Kapitel des zweiten Briefes an die Korinther mit den Worten beginnt: „Ich rufe aber Gott an zum Zeugen auf meine Seele, daß ich euer verschont habe"; nur auf die eine ganz unzweifelhafte und wie ich glaube entscheidende Thatsache will ich euch hinweisen, daß nämlich Christus selbst, als der Hoheprieſter ihm

einen feierlichen Eid zuschob und sprach: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagest, ob du seist Christus, der Sohn Gottes?“ diesen Eid ohne Weigern annahm und auf ihn eingehend antwortete: „Du sagest es.“ So müssen wir also wol jenes Wort: „Du sollst nicht schwören“, dahin beschränken, du sollst nicht allein keinen falschen, du sollst auch keinen unnützen Eid thun. Das und nichts anderes liegt in den Worten: „Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen.“ Christus kämpft in diesen Worten der Bergrede offenbar nur gegen diese unnützen, unheiligen, leichtfertigen Eide, die ohne Noth und ohne Ernst täglich im Handel und Wandel geschworen werden, und die gerade unter dem jüdischen Volke bis auf den heutigen Tag auf allen Straßen und Märkten, in allen Geschäften und Verkäufen so häufig leichtfertig und unaufgefordert geschworen werden, und in denen eine schmachvolle Entweihung Gottes und seines Namens, eine Ausbeutung des Heiligsten zur gemeinen Gewinnsucht sich offenbart.

Er kämpft ferner gegen die heuchlerische und spitzfindige Umgehung des zweiten Gebots unter den Juden seiner Zeit, da an die Stelle Gottes der Himmel oder die Erde oder die heilige Stadt gesetzt wurde, und in diesem Sinne gebietet er: „Ihr sollt alle Wege nicht schwören, eure Rede sei: ja, ja, nein, nein.“ Also die unnützen Eide alle, unter welchen Verhüllungen sie auch auftreten, unter welchen Formen sie auch umgangen werden mögen, sind es, die verboten werden.

Vor allem freilich die falschen, denn sie sind die unnützesten! Ich weiß es wohl, ich berühre hier eine sehr wunde Stelle der Zeit. Es gehört mit zu ihren betrübendsten Zeichen und bösesten Krankheitserscheinungen, daß die Scheu

vor der Heiligkeit des Eides aus den Gemüthern mehr und mehr entwichen ist; daß bei so vielen nur noch die Furcht vor der äußern Strafe zur Vorsicht mahnt, daß die Zahl der Anklagen auf Meineid sich mehrt mit jedem Jahre und eindringt in alle Klassen der Gesellschaft, daß dies Verbrechen gleichsam das Modeverbrechen ist und obenan steht in den Verzeichnissen der Schwurgerichte. Und fragen wir nach der Ursache dieser erschreckenden Erscheinung, so fällt ein Theil der Schuld allerdings auf die Obrigkeit, welche diese Eide fordert und abnimmt. Welche sie fordert ohne Noth und Maß, und nicht ansteht sie zu häufen, nur zur Erleichterung und Beschleunigung des Geschäftsganges, und welche sie abnimmt ohne Ernst und Würde, ohne an die Heiligkeit der Handlung zu mahnen und sie auch in allen äußern Formen heilig zu halten. So sollen wir denn unerschrocken der Obrigkeit predigen das zweite Gebot: „Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen." Du, Richter, sollst nicht mit dazu helfen, daß er unnütz geführt, daß leichtsinnige Eide leicht und würdelos geschworen werden! Du sollst die ganze Gewissensschuld deines Bruders, an der du mitträgst, dir vor Augen stellen; ihn nicht in Versuchung führen, auch ihm die Sünde nicht leicht machen, vielmehr dem Meineid, wenn er auf die Lippen treten will, steuern mit des Worts gezücktem Schwert. Und du sollst da, wo ein solches Zeugniß wirklich unerläßlich ist, die Eideshandlung umgeben mit dem ganzen Ernst der Religion, die in die Mitte des Gerichtssaales eintritt. Aber, meint nicht, ich wollte die Schuld abwälzen von denjenigen, welche ohne Gewissen herantreten, die Finger zum Himmel emporheben und Gott zum Zeugen anrufen für ihr lügenhaftes Zeugniß: nein, diese Schuld kann und soll niemand von ihnen nehmen. Und wehe denen, die zu sich selbst

sprechen in elender Verblendung und gewissenlosester Aufklärerei: Was ist ein Eid? Ein Wort, ein Hauch der Lippen — weiter nichts. Und wie mag man glauben, daß Gott, wenn es überhaupt ein solches Wesen gibt, ein mit dem Winde verwehendes Wort so hart bestraft, als ob er selbst in seiner Ehre sich verletzt fühle? Wehe ihnen, denn beschwichtigen sie auch ihr Gewissen eine Zeit lang mit solcher Rede, so kommt doch wieder eine Zeit, wenn auch erst nach langen Jahren, da der falsche Eid in ihrem Herzen brennt wie Feuer, und immer wieder ihre Gedanken gefangen nimmt, und ihnen keine Ruhe und Freude gönnt, und ihnen zuruft im Wachen wie im Träumen: „Du hast den Heiligen gelästert, darum sollst du keinen Frieden finden." Ja, darum ist diese Versündigung so groß, nicht weil Gott durch sie verletzt würde, sondern weil wir uns selbst so tief verletzen; weil derjenige, welcher nicht zurückscheut vor dem falschem Eid, mit vollem Bewußtsein, mit kaltem, frechem Sinn sich lossagt von seinem Gott und das, was ihm das Höchste sein soll, seiner Seelen Seligkeit, selbst hinwegwirft für irdischen Gewinn! Und ist die Lüge nach jener tiefsinnigen Sage vom Fall des Menschengeschlechts, die erste Sünde, die in die Welt kam, so ist der falsche Eid die Lüge in ihrer gottlosesten, frechsten Gestalt, Gott selbst ins Angesicht geschleudert; es ist die Sünde wider den Heiligen Geist, die nicht vergeben werden soll!

Aber nicht dieser falsche Eid allein ist verboten, auch jedes unnütze Schwören. Auch hier wieder, wieviel Gedankenlosigkeit und Roheit, wieviel stumpfe Gewöhnung, wieviel nichtssagendes Geplärre der Lippen! Wenn Gott angerufen wird und seine Strafe und Gerechtigkeit und Seligkeit heraufbeschworen bei jeder Zusage, die gegeben, bei jedem Geschäft, das abgeschlossen, bei jedem Groschen, um den ge-

marktet wird. Und glaubt ihr, daß sei nicht ein Schwur, weil hier nicht die Finger emporgehoben werden zum Himmel? Weil ihr hier nicht im Angesicht der irdischen Obrigkeit steht? Glaubt ihr, das sei nicht eine Lästerung gegen Gott, weil sie euch nicht von der Obrigkeit abgefordert, sondern freiwillig und ohne alle Noth von euch selbst gegeben wird? Und wie weit ist denn dies unnütze Schwören entfernt von dem falschen? Kaum um eine Spanne. Die Grenzen sind oft nicht mehr zu erkennen. Wer seine Aussage erst durch einen Schwur bestätigen muß, der zeigt, daß ihm schon viel Lüge durch Herz und Mund gegangen, ja, daß er sich selbst und seinen einfachen Worten nicht recht mehr traut; und wenn Gott alle die, welche gesprochen: „Gott soll mich strafen!" beim Wort nehmen wollte, wer ginge leer aus, und wann endete sein Strafen? Aber wären auch alle diese Versicherungen, bei denen Gott angerufen wird, ohne Falsch, sie sind doch verboten, ausdrücklich verboten durch das Wort: „Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen." Darum, weil Herz und Lippen entweihet werden durch solche nichtige, unwürdige Schwüre. Darum, weil die also verunreinigten nicht mehr im Stande sind, Gott, den Reinen, anzurufen zur rechten Stunde und in heiligem Ernst. Darum, weil Gott in ihrem Munde zu einem leeren Geschwätz geworden. Weil sie mit Worten den letzten Nerv der Ehrfurcht vor ihm ertödtet haben; weil sie ihn nicht mehr kennen, den großen und gerechten Richter!

Aber ihr sollt darum ja nicht meinen, daß der Eid überhaupt verboten sei. Ebenso sündlich wie der falsche und unnütze Eid, ebenso herrlich und die Seele erhebend und bindend ist der wahrhaftige. Und welcher ist dies? Das ist der Eid, bei dem wir nicht die Hand allein, sondern die Seele zu Gott emporheben. Das ist der Eid, welcher eine Feier, ein

Gottesdienſt iſt. Der Eid, der uns nicht durch einen äußern Zwang abgenommen wird, den wir vielmehr aus eigenem innern Bedürfniß, aus vollem Herzensdrang Gott darbringen, in dem wir uns mit Freiheit ſelber binden. Das iſt der Eid des Bekenntniſſes und des Gelöbniſſes. Der Eid der Treue, in welchem wir geloben, in dem uns zugewieſenen Kreis des Wirkens, mit allen ſeinen Pflichten, großen wie kleinen, ausharren zu wollen, der Eid der Wahrhaftigkeit und Gewiſſenhaftigkeit in unſerm Erdenberuf. Das iſt der Amtseid für die Männer des Friedens, der Fahneneid für die kriegsbereiten Schützer des Vaterlands. Das iſt der Eid der Treue, in welchem der Gatte ſich dem Gatten gelobt, ganz und für das ganze Leben; durch welchen der heilige Kreis der Liebe ſich eng zuſammenſchließt und alle Sinne und Gedanken gereinigt und geſammelt werden in dieſer Liebe. Das iſt der Eid, der heilig gehalten werden ſoll in allen Verſuchungen, ausdauern in allen Nöthen, der ſtark iſt in Glück und Unglück, ſtark auch über den Tod hinaus. Und das iſt endlich der Eid des Gelöbniſſes, das wir Gott ſelbſt darbringen, in welchem wir ihm ſelbſt Treue geloben. Da wir das Taufgelöbniß, das einſt die Aeltern und Taufzeugen für uns abgelegt, ſelbſtändig, mit vollem Bewußtſein und ganzem Ernſt erneuen; da wir verſprechen, für unſer ganzes Leben Streiter Chriſti zu ſein, die mit ſich ſelbſt und der Sünde den Kampf aufnehmen.

Oder meint ihr etwa, alle dieſe feierlichen Gelöbniſſe ſeien keine rechten und eigentlichen Eide und darum auch nicht mit dem ganzen gewaltigen Ernſt angethan, wie ſie? Ihr Thörichten! Etwa darum nicht, weil ihr nicht die Finger emporgehoben, als ob ſolch äußeres Zeichen den Eid zum Eide mache! Ich ſage euch, einen heiligern Eid gibt es nicht,

als den, welchen ihr vor diesem Altar geschworen; da ihr an der Schwelle der Jugend mit zitternder Seele zu seinen Stufen emporstiegt und nachdem ihr euer „Ja" gesprochen, den Segen empfingt. Ich sage euch, einen heiligern Eid gibt es nicht, als den, welchen ihr vor diesem Altare geschworen, da ihr eure Hände ineinander legtet und gelobtet, treu zu sein, bis der Tod euch beide scheide. Und erinnert ihr euch nicht der Worte, die damals in eure Seele klangen und die also lauteten: „Ich aber frage dich vor Gottes Angesicht und vor dieser christlichen Gemeinde." Und wisset ihr nicht, daß ihr damit Gott zum Zeugen und Richter angerufen habt, und einen Eid auf euch genommen, von dem euch niemand entbindet? Aber so ernst und erschütternd auch diese Stunde war, so herrlich und beseligend ist sie für viele in ihren Folgen gewesen. Für euch alle, die ihr mit reinem und getrostem Herzen auf sie zurückblickt! Ihr habt es erfahren, daß ein solcher Eid ein Gottesdienst ist. Daß, wie es von den jüdischen Erzvätern heißt, also es auch noch heute von uns gelten soll, daß Gott mit uns einen Bund schließt, den wir durch unser Gelöbniß besiegeln. Ja, dieses Verbot: „Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen", schließt in sich ein großes und herrliches Gebot. Dieses Gebot heißt, wie schon unser Luther es gedeutet hat: „Du sollst Gott in allen Nöthen anrufen, beten, loben und danken." So sollen wir denn seinen Namen auf unsere Lippen nehmen in allen ernsten Stunden. Nicht wie die Frömmler und Heuchler, die den lieben Gott und den Herrn Jesum überall mit sich umhertragen und ihn hineinflechten in das kleine Leben, in jeden Wunsch, jeden Gruß, jedes Abschiedswort. Nein, in allen ernsten und stillen Stunden sollen wir ihn anrufen, in allen angstvollen Nöthen, wie in allen hohen Freuden; in

der Kirche, wie im Kämmerlein; in Bitte, wie in Dank und Preis; beim Beginn des Werks, wie bei ſeiner Vollendung gedenkend des Worts: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan.“

Mit Gott fang' an, mit Gott hör' auf, das iſt der ſchönſte Lebenslauf! Amen.

17.

Das zweite Gebot.

Troſt und Gebet.

Text: 2 Moſes 20, 7.

Du ſollſt den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht misbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungeſtraft laſſen, der ſeinen Namen misbraucht.

Noch einmal, meine Freunde, lenke ich eure Gedanken zurück auf das zweite Gebot.

Es iſt nicht ein Verbot allein, wie es ſcheinen möchte. Ihm liegt vielmehr zum Grunde ein hohes Gebot. Und wie es dem falſchen und unnützen Eide gegenüber einen ſittlich-berechtigten, heiligen Eid gibt, welcher eine Feier, ein wahrhafter Gottesdienſt iſt, alſo ſchließt auch jenes Verbot: „Du ſollſt den Namen deines Gottes nicht misbrauchen", in ſich ein hohes und ernſtes Gebot, welches lautet: Du ſollſt den Namen deines Gottes recht gebrauchen, und ihn nicht allein in deinem Herzen tragen, ſondern auch auf deine Lippen nehmen, aber auf geweihte Lippen. Du ſollſt ſeines ewigen

Wesens gedenken in dem Strom der vergänglichen Zeiten, in allen flüchtigen Stunden des Tages; aber in den stillen und ernsten Stunden. Du sollst, wie Luther dies Gebot erklärt, Gott anrufen in allen Nöthen, zu ihm beten, ihn loben und danken.

Und fragen wir nun weiter, wie gebrauchen wir seinen Namen recht, wie nehmen wir ihn auf geweihte Lippen, so ist unsere Antwort: im tröstenden Wort für unsere Nebenmenschen, im Gebet für unserer eigenen Seele Heil.

Wir sollen also zuerst den Namen Gottes recht gebrauchen, zum Trost, zur Mahnung und Erhebung unserer Brüder! Aber wie oft wird auch hier der Name Gottes gemisbraucht! Zu einer leeren Redensart erniedrigt, die leicht von den Lippen fließt, und nicht aus dem Herzen stammt! Wieviel haben wir doch mit Gott zu thun täglich in unsern Worten, mit dem „Gottlob" und „Gott sei gedankt" und „Gott behüte" und „Gott sei mit dir", und wir denken doch nicht an Gott, und unsere Seele erhebt sich nicht zu ihm! Es ist wol schlimm und gefährlich, wenn also das Höchste und Heiligste, das wir nur mit ganzem, besonnenem Ernst auf unsere Lippen nehmen sollten, zur gedankenlosen Gewöhnung erniedrigt wird, wenn der große Gott in dies kleine Leben, in jeden leichten Wunsch und jeden flüchtigen Gruß, in jede oberflächliche Berührung der Menschen untereinander mit hineinverflochten wird und gleichsam untergeht in solch Tagesgeschwätz! Und wir gedenken da des Propheten Jesaia mit seinem dreimal Heilig: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth", dessen unreine Lippen von der glühenden Kohle der Seraphim berührt werden mußten, daß er würdig sei, im Namen des Herrn zu seinem Volk zu reden. Wir gedenken daran, daß das, was uns sonst das Theuerste ist im Leben, unsere Liebe, nicht auf unsern Lippen

wohnt, daß wir von ihr nicht reden können und mögen zu jedermann und zu jeder Zeit, ohne Wahl, auf allen Straßen und in allen Gesellschaften; daß wir vielmehr nur den Liebsten und Nächsten die Tiefen des Herzens erschließen in stillen Stunden, sie aufzunehmen in unser Vertrauen, sie theilen zu lassen unsere Seligkeit. Und wir fragen: Soll es denn nicht also sein mit unserm Gott, mit unserm Glauben und Hoffen auf ihn? O, es ist schon solche gedankenlose Entweihung schlimm genug; viel schlimmer aber die, in welcher noch Heuchelei und Frömmelei hinzutritt zu dem leeren Gerede: da die Menschen den lieben Gott und seine Gnade überall mit hineinmischen, und all die kleinen Erdenleiden, die ein jeder, ohne viel Worte darüber zu verlieren, still und mit männlichem Entschluß zu tragen hat, begleiten mit Gottes Namen und einhüllen in salbungsvollen Trost. Wie viel ist hier heuchlerische Phrase, wie viel aber auch nur geistlose Angewöhnung und weichliche Empfindsamkeit! Wir wollen und sollen nicht richten über unsere Brüder, und nicht harten Sinnes die oft tief und unlöslich in den unbewußten Gründen der Seele verwachsenen Halme des Guten und Bösen voneinanderscheiden; aber wir sollen Acht haben auf uns selbst, daß wir unsere Lippen reinigen mit feuriger Kohle, daß wir Gottes heiligen Namen uns aufsparen für die ernsten Stunden!

Sorget nicht, diese Stunden kommen, da wir seinen Namen recht gebrauchen können! Sie kommen, da wir trösten sollen die gebrochenen Herzen, wenn das äußere Glück des Lebens zerstört wurde mit Einem Schlage, wenn der mitleidlose Tod alle Blüten des Stammes schüttelte und gierig verschlang, was unserer Augen Licht und Freude war. Sie kommen, da wir aufrecht halten sollen die, welche in die Knie sinken, wenn die Wogen höher gehen und das Schifflein

schwankt. Sie kommen, da wir selbst Glauben halten sollen und geben denen, welche zweifeln und verzweifeln, weil sie das Unsichtbare nicht sehen können mit leiblichen Augen, weil sie nicht Zeit und Geduld haben, der göttlichen Weisheit zu warten und unter ihre Zucht sich zu beugen. Sie kommen für uns alle, nicht für diejenigen allein, welche in amtlicher Vollmacht an der Wiege oder am Grabe stehen, berufen, im Namen der Kirche zu mahnen und zu trösten, hinüberweisend von der raschverwelkenden Blüte des Grases, von diesem engen Thal des Schmerzes in jenes weite, selige Gefilde, da alle Thränen getrocknet werden und alle Wunden geheilt, in jenes Reich der ewigen Sonne, in deren Glanze alle Keime erblühen und alle Blüten Früchte bringen zur reichen Ernte. Sie kommen für uns alle! Nicht für die Priester und Leviten allein, nein, für alle barmherzigen Samariter, denen das Wort des Trostes von den Lippen fließen soll wie linderndes Oel, von denen die Kraft des Glaubens übergehen soll in die ermatteten Seelen derer, die niedergesunken!

Da sollen wir den Namen Gottes recht gebrauchen! Da sollen wir als die Boten der Gnade verkündigen das, was wir selbst erfahren, was uns selbst in schweren Bedrängnissen aufgerichtet und gerettet hat! Da sollen wir zu allem menschlichen Trost, aller äußerer Hülfe und verständigem Rath, den wir dem Bruder gern ertheilen, hinzufügen die ernste Mahnung: „Hoffe auf ihn, er wird's wohl machen. Stehe fest. Weiche nicht.“ Da sollen wir dem auf leichtem Kahn Umhertreibenden den Anker des Glaubens reichen, daß er ihn werfe in die Tiefen des stürmenden Meeres! Da sollen wir, unserm Herrn und Meister gleich, sprechen zu dem im Staube Liegenden: Stehe auf und wandle. Deine Sünden sind dir vergeben. Nicht von Menschen, nein, von dem großen Gott

der Gnade, dessen Barmherzigkeit ohne Ende ist, der niemand verloren gibt und verloren gehen läßt, sondern die Sünde erläßt allen, die in starker und aufrichtiger Buße umkehren in seine Vaterarme! Da sollen wir das Wort erfüllen: Ihr aber seid ein priesterlich Geschlecht. Da sollen wir Priester sein in unserm Hause, in dem Kreise unserer Freunde, in dem weitesten Kreise der Menschen, soweit ein trostbedürftiges Herz schlägt. Aber können wir es auch? Ja, wol ist die erste Bedingung die, daß wir selbst glauben an den lebendigen Gott, an seine weise Weltregierung, die über dem dunkeln Gewölbe thront, an seine unergründliche, auf allen Erdenwegen uns suchende und immer wieder begegnende Liebe; an die siegende Kraft seines Geistes, der uns wunderbar stärkt und mit Frieden erfüllt, wenn wir ganz verlassen stehen; der uns, wenn wir verdürsten wollen, die sprudelnde Quelle in der Wüste zeigt, die aus dem Felsen hervorbricht. Wol thut es vor allem noth, daß wir selbst diesen Glauben haben, daß wir aus eigener, sicherster Ueberzeugung das aussprechen, was der feste Grund und das unverrückbare Ziel alles Menschenlebens ist. Und doch, auch dann stockt wol das Wort auf unsern Lippen, das ungeübte, und wir, die wir das Innerste sonst scheu verdeckten, vermögen nicht viel schöne und glatte Reden zu halten, wenn Sünde, Unglück oder Tod in unserer Nähe gewaltig gesprochen und ihre schneidenden Worte in das Herz eingegraben haben. Aber wir vermögen doch dem Bruder die Hand zu reichen und ihn nach oben zu weisen und ihm zuzurufen: „Halte dich an seinen starken Arm, er führt dich durch das dunkle Thal, er spricht zu dir: Ich habe dich je und je geliebt, darum will ich dich zu mir ziehen. Er züchtigt dich eine Weile, aber er will dich auch erlösen und mit seinem Frieden erquicken.“ Dann gebrauchen wir seinen Namen recht!

Und weiter gebrauchen wir ihn recht im Gebet, wenn wir ihn anrufen für uns selbst, ihm nahetreten im Geist, ihn bitten oder ihm danken und ihn preisen. Auch hier gilt wieder das: in stillen und geweihten Stunden. Wol ist in der Kirche das laute und gemeinsame Gebet, welches der Geistliche, der Träger des Worts, im Namen der Gemeinde und für sie spricht, vor dem Altar oder auf der Kanzel, ein unveräußerlicher Theil des Gottesdienstes, und jedes Wort, welches von dieser geweihten Stätte geredet wird, soll vom Geiste des Gebets durchweht sein, und aufwärts steigen zu Gott. Und doch ist die eigentliche Heimat des Gebets das Kämmerlein, und doch wohnt die tiefste Wahrheit und beseligendste Kraft in dem Gebet, dessen Worte nicht über die Lippen gehen, sondern im Innersten verhallen, in dem Zwiegespräch der Seele mit ihrem Gott, dem niemand zuschaut, das niemand vernimmt, außer Gott selbst.

Noch heute gilt ja, gegenüber dem vielen und öffentlichen Beten, nach vorgeschriebenen Formeln und zu festen Zeiten, wie die Frömmler und Kirchenmänner unserer Tage dies wünschen und wie es in einem benachbarten Lande in dem neuen Katechismus vorgeschrieben ist; noch heute gilt ja jenes Wort des Herrn: „Wenn du betest, sollst du nicht sein wie die Heuchler, die da gern stehen und beten in den Schulen und an den Ecken auf den Gassen. Wenn du aber betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Thür zu und bete zu deinem Vater im Verborgenen, und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dirs vergelten öffentlich.“ Noch heute gilt jenes andere Wort: „Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden. Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr darum bittet.“

Und unser Luther fügt zur Erklärung hinzu: „Soll's

ein recht Gebet sein, so ist das die Weise, daß man wenig Worte mache, aber viel und tiefe Meinung und Sinn habe." Besser wenig Worte und viel Herz, als viel Worte und wenig Herz.

Und ist es nicht, als ob gerade in unserer Zeit das Gebet sich zurückgezogen in das innerste Heiligthum der Persönlichkeit, als ob dies stille und fast lautlose Gebet des Kämmerleins das einzige sei, welches von der Heuchelei und dem gewohnheitsmäßigen Formelchristenthum nicht mitberührt, das einzige, in welchem noch volle, persönliche Wahrheit erhalten ist. O, lasset es uns gestehen: wir können nicht mehr also beten wie unsere Väter, wie unsere großen Reformatoren und ihre Nachfolger, wie die Glaubenshelden und evangelischen Fürsten jener Zeit, wie ein Gustav Adolf, der seine Schlachten mit heiligen Gesängen und Gebeten, wie „Eine feste Burg ist unser Gott" oder „Verzage nicht, du Häuflein klein", eröffnete und mit seinem ganzen Heere auf die Knie fiel. Wir können nicht mehr also beten, so öffentlich, so laut, so wiederholt und lang, so stürmisch und hoffnungsreich auch für den äußern Erfolg. Das ganze Leben ist arbeitsreicher geworden, ausgefüllt von den drängenden täglichen Pflichten und Aufgaben, die Zeit ist kürzer und eilender geworden; unsere Vorstellungen von der Welt, diesem großen überall von zusammenhängenden Gesetzen durchwalteten Ganzen, von dem Wirken Gottes in ihr, als dem Schöpfer und Träger dieser Gesetze, das alles ist anders geworden, und damit wol viel von der kindlichen Lust am Gebet und der Zuversicht auf seine Macht, die selbst Gottes Willen bestimmt und umwandelt, hinweggenommen. Und dennoch können wir des Gebets nimmer entbehren! Und dennoch ist es ein eitler, oberflächlicher Wahn solcher, welche das Menschenherz und sein tiefes un-

befriedigtes Sehnen nicht kennen, wenn sie meinen, das Gebet gehöre einer kindischen, vergangenen Bildungsstufe an, und an die Stelle des alten Wahlspruchs: „Arbeite und bete" den neuen setzen wollen: „Arbeite und genieße." Ich sage euch: Es gibt kein Christenthum, ja, überhaupt keine Religion ohne Gebet! Was der Odem für den Leib, ist das Gebet für die Seele. Wo der Odem stillsteht, ist der Leib todt; wo das Gebet ausgeht, ist es mit der Religion zu Ende. Und wie die Woche ihren Sonntag hat, d. h. ihren Ruhe- und Feiertag, so soll auch jeder Tag wieder sein stilles Gebet haben, da die Seele ruht und feiert, ausruht in Gott; da ihre Flügel sich aufwärts schwingen; da wir vor den Thron der ewigen Wahrheit treten und bekennen und beichten und uns selbst richten; da wir mit dem emporsteigenden Licht des Tages neue lichte Entschlüsse fassen; da wir mit der herabsinkenden Nacht unser Tagewerk schließen und es noch einmal überschauend uns in die Gnade und den Schutz Gottes befehlen; da wir uns selbst und alles, was wir sind und haben und erstreben, hingeben in den Gehorsam unter den Willen des Vaters, dessen Wille geschehe.

O, sagt mir doch nicht, daß rechtschaffen arbeiten und seine Pflicht thun und ein gutes Gewissen haben für den verständigen Menschen, der sich an die Wirklichkeit hält, genüge, daß das Gebet aber ein überflüssiges und überschwengliches Werk sei, das niemand nütze, dessen Gott so wenig bedürfe wie wir selbst. Ich frage euch, ihr Tugendhaften, wer thut denn seine Pflicht; wer hat denn ein gutes Gewissen im höchsten Sinne des Worts? Niemand unter uns allen. Wir alle sind und bleiben Strebende und Kämpfende, die vielfach irren und straucheln und zurückbleiben. Und wer senkte dies Streben in unsere Brust? Wer winkt uns mit des Sieges Palme?

Sollen wir denn nicht die Hände emporheben zu ihm, ihn anrufen auf dem dunkeln Wege, ihn preisen an jedem stillen Ruhepunkte? Ich frage euch, ihr Verständigen und Nüchternen, gibt es denn nichts, was über diese Sinne hinausgeht und doch mächtig hineinwirkt in diese Sinnenwelt, und ruht nicht alles, was geworden ist, was entsteht und vergeht, auf einem ewigen Sein; ist nicht alles Einzelne in dieser endlichen Welt verbunden zu einem Ganzen durch ein unlösbares Band der Einheit, und ist nicht dieser große Strom des Lebens und der Liebe und all der herrlichen Geistesgüter, welcher die menschliche Gemeinschaft durchströmt, ausgegangen von einer Quelle, die unendlich ist in ihrer Fülle? Und zieht es unsere dürstende Seele nicht immer wieder hin zu dieser Quelle?

O, sagt mir doch nicht, Gott sei so groß und alles überschauend und weise, daß er sich durch unsere kleinen und thörichten Wünsche nicht bestimmen und umstimmen lasse auf seinen Wegen, daß die Regierung der Welt, die in ewigen Gesetzen beschlossen ist, nicht von unserm kurzsichtigen Flehen abhängig sei; ich gebe es euch ja zu, es ist das eine kindliche, wenn ihr wollt kindische Vorstellung, und dennoch erwidere ich euch: betet ihr nur recht, so werdet ihr auch erhört. Wie einer betet, so wird er erhört. Euer Gebet soll ja Ergebung sein. In dieser Ergebung in den Willen des Vaters liegt seine reinigende und verjüngende, seine neue Geistesflügel gebende Kraft. Nicht nur der Schluß des Gebets, nein, auch Anfang und Mitte, der Grundton, welcher überall hindurchklingt, soll jenes Wort des Herrn in Gethsemane sein: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ Und schüttet ihr auch euer ganzes Herz aus vor dem Allwissenden, der euch ins Herz schaut und weiß, was ihr bittet, ehe denn ihr begehrt, und ohne daß ihr's ihm sagt; und offenbart ihr ihm auch alle

euere Schwäche und Bedrängniſſe und geheime Schmerzen und Sorgen, ihr thut es ja nicht um ſeinet, ſondern um euer ſelbſt willen. Ihr habt es ja ſelbſt erfahren, wie die Laſten ſinken, und das Herz wieder froh und friſch wird, wenn ihr aufſteht vom Gebet und ihr wollt ja ſelbſt, wenn ihr recht betet, nicht die Erfüllung all dieſer einzelnen Wünſche, ſondern ein ſtarkes Herz und einen neuen Muth, ihr wollt euch erheben über all dieſen Erdenjammer, ihr wollt den Bund, welchen ihr mit Gott geſchloſſen, von neuem befeſtigen und ſeiner gewiß werden!

In dieſem Sinne ſagt Luther zur Erklärung des zweiten Gebots: „Du ſollſt Gott anrufen in allen Nöthen.“ Es iſt ein wahres Wort: Noth lehrt beten. In der höchſten Lebensnoth, im Schiffbruch auf hoher, küſtenloſer See, da erheben auch die harten und gottentfremdeten Menſchen ihre Hände und ſchreien: „Herr, hilf, ich verſinke!“ Aber iſt das wirklich ein Gebet? Steigt das wirklich zum Himmel empor? Oder iſt es nur ein Schrei der Sinnenangſt, nur ein Zucken des unzerſtörbaren Lebenstriebes? Iſt doch ſolches Gebet, das über die Lippen floh in den Stunden der Angſt, ſo bald wieder vergeſſen mit der entſchwundenen Noth! O, möge doch die Noth uns eine treue Lehrerin werden, recht zu beten! Uns hinziehen zu Gott und uns vertraut machen mit jenen ſtillen, ſeligen Augenblicken, in denen wir vor ſeinem Angeſicht ſtehen, mit jenen offenen Bekenntniſſen, vor denen alle Hüllen der Seele fallen! Wiſſet, es gibt keine Noth auf Erden, der Beten nicht hilft, und in den größten Nöthen kann Beten allein helfen! Beachtet doch das Wort: „Du ſollſt Gott anrufen in allen Nöthen.“ Ja, in allen. In kleinen wie in großen. Nicht allein in denen des Leibes, in Krankheit und Gefahr, in denen des äußern Lebens, da Beſitz und Erdenglück unter unſern Füßen zittern. Nein,

in allen Nöthen. Vornehmlich in denen der Seele. Da Leidenschaft uns umstrickt und verwirrt, da Unfriede um uns und in uns wohnt, da Zweifel und Lebensüberdruß uns mit ihrem kalten Nebelhauch anwehen; da wir keinen Ausweg aus dieser hereinbrechenden Dunkelheit sehen. Wie viele solcher Nöthe und Lasten, solcher dunkeln, rathlosen Stunden gibt es in unser aller Leben! Da heißt es: den Namen Gottes recht gebrauchen. Und ist es auch nicht in ausgesprochenem, hörbarem Wort, ist es auch nur in Thränen. Beten doch sie oft am kräftigsten und herrlichsten, die Thränen, da nicht das Auge allein, da das Herz weint.

Aber nicht ein Bitten allein soll das Gebet sein, ebenso sehr ein Danken und Preisen. Und das Danken ist wol schwerer noch als das Bitten, und wird wol öfter noch vergessen. Schwerer deshalb, weil wir nicht allein für das äußere Glück und Gelingen und Vorwärtsschreiten in unserm innern wie äußern Leben zu danken haben, sondern auch für das Kreuz, das uns auferlegt wird, für den Schmerz, den wir durchkämpfen sollen, nicht allein für den Stab „sanft", sondern auch für den Stab „wehe", mit welchem uns der Herr berührt.

Es wird uns das wol schwer zu fassen und schwerer noch zu erfüllen, wenn wir am Grabe des Theuersten stehen und das Wort sprechen sollen: „Herr, wir danken dir, du hast uns dies Leben gegeben. Du hast es wieder genommen, dein Name sei gelobt." Und doch ist ja dieser Dank nichts anderes als Ergebung in den heiligen Willen Gottes. Und dieser Verlust, der uns unerträglich erscheint, macht unsere Schultern stärker zu tragen; dieser Schmerz, der die Seele durchschneidet, reinigt und heilt sie auch. „Gott sei gelobt", dies Wort, möge es mehr als ein Wort sein! Mögen wir das, was unser

engbegrenzter Verstand nicht zu fassen im Stande ist, im Vertrauen auf Gott, der uns besser kennt als wir selbst, über uns nehmen. Es kommt noch eine Stunde, noch in diesem Erdenleben, und wäre es die letzte, da sich uns ein weiter Blick aufthut, wenn wir die ganze Wallfahrt überblicken, und da wir aus voller Ueberzeugung sprechen: „Gott sei gelobt!“ Amen.

18.

Das dritte Gebot.

Der Feiertag.

Text: 2 Moſes 20, 8—11.

Gedenke des Sabbattags, daß du ihn heiligſt. Sechs Tage ſollſt du arbeiten, und alle deine Dinge beſchicken; aber am ſiebenten Tage iſt der Sabbat des Herrn, deines Gottes. Da ſollſt du kein Werk thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren iſt. Denn in ſechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht, und das Meer, und alles, was darin iſt; und ruhete am ſiebenten Tage. Darum ſegnete der Herr den Sabbattag, und heiligte ihn.

Der Tag des Herrn iſt durch das dritte Gebot, das eben verleſene, von Gott ſelbſt geheiligt; wie es am Schluſſe des elften Verſes heißt: „Darum ſegnete der Herr den Sabbattag und heiligte ihn.“ Es ſchließt ſich dies dritte Gebot eng an das erſte und zweite an und beſchließt zugleich die Reihe

Gebote gegen Gott, derjenigen, welche auf der ersten
l des Gesetzes verzeichnet sind. Alle diese Zehn Gebote
Moses haben, wie ich schon beim Beginn dieser Betrach-
en angedeutet, die nächste und ganz ausdrückliche Beziehung
das jüdische Volk, dem sie ja zuerst und sogar für längere
ausschließlich gegeben wurden. Sie alle haben aber auch
er eine über die Zeiten und Völker hinausgehende all-
ine Bedeutung, sie sind der Menschheit gegeben, sie
n noch heute und für alle Zeiten. Das Christenthum
sie mit herübergenommen aus der jüdischen Welt, sie
e alle Völker getragen. Das Christenthum hat sie aber
aus ihren ursprünglichen Schranken herausgehoben, sie
seinem freien und weiten, seinem innigen und milden
te erfüllt. Und das gilt vorzugsweise von diesem dritten
ot. Der jüdische Sabbat ist zum christlichen
nntag erhoben. Es ist wol wichtig, daß wir uns so-
h und vor allem klar machen, wie der christliche Sonntag
etwas anderes und höheres bedeutet als der jüdische
bat. Denn dieser Sabbat ist, wie ja das hebräische
t deutlich bezeugt, wesentlich nichts anderes als ein Tag
Ruhe. So wird auch sein Ursprung ausdrücklich erklärt
sogar hinaufgeführt bis zu Gott selbst, auf die Ruhe
tes am siebenten Tage nach seiner Schöpfungsarbeit. Es
as wol ein schöner und tiefsinniger Gedanke, daß der
schaffende, ewig thätige Gott nicht aufgeht in dieser
it, sondern immer wieder einkehrt in sich und ruht in
er Vollkommenheit, und daß der nach seinem Bilde ge-
fene Mensch, ähnlich wie er, ruhen soll von der Arbeit,
verzehrenden, und rasten in ihm. Aber es ist doch zu-
h unverkennbar, daß die äußere Ruhe hier vorzugsweise
nicht nur als Bedingung zur innern Ruhe gefordert

wird, daß ferner diese Ruhe in völliger Arbeitslosigkeit und Unthätigkeit besteht, nicht aber wieder ein höheres, geistiges Leben in sich schließt. Die Ruhe, welche dem Sabbat eigen, wird nicht nur für die vernünftigen Wesen und ihre Anbetung Gottes, sie wird auch für die unvernünftige Creatur gefordert, wie es heißt: „Du sollst kein Werk thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh."

Und diese Einrichtung des Sabbat findet sodann ihren Abschluß in dem angeordneten Sabbatjahr, dem siebenten, da auch der Acker ruhen soll, da nicht gesäet und geerntet werden darf, vielmehr die Frucht, die auf dem Acker von selbst wächst, den Armen gegeben und das, was übrigbleibt, von den Thieren des Waldes verzehrt wird. Auch der Acker, die leblose Natur, hat ein Anrecht, ein göttliches, auf Schonung und Ruhe. Der Mensch soll auch gegen das Erdreich nicht ohne Aufhören die gewinnsüchtige Pflugschar wenden.

So ist denn der Sabbat im Alten Testament ein großes, heiliges, auch die vernunftlose Welt mitumfassendes Naturgesetz; das Gesetz des Ausruhens nach der Arbeit, damit sich nicht selbst verzehren und aufreiben die rastlos thätigen Kräfte, ein Gesetz göttlicher Schonung für alle, die unter der Last des Erdenlebens seufzen, für das ganze Haus, für Knecht, Vieh, selbst für das Land. Und in diesem Sinne ist dann auch im Gesetz Moses die Arbeitslosigkeit nicht allein auf den eigentlichen, harten, mühevollen Dienst beschränkt, sie ist vielmehr eine völlige; auch die Bereitung der Speisen ist an diesem Ruhetage streng untersagt, wie aus dem Verbot des Feueranzündens deutlich hervorgeht; auch das Gehen und Reisen am Sabbat auf einen kurzen Weg, den Sabbaterweg, beschränkt. Und endlich ist auf die Uebertretung aller

dieſer Ordnungen die höchſte Strafe, die des Todes durch Steinigung geſetzt.

Wir wiſſen es, mit welcher Peinlichkeit zu Chriſti Zeit dieſe Sabbatgeſetze beobachtet wurden, bis zu welchem Grade die Unvernunft der Forderung völliger Ruhe ausgebildet wurde; wir wiſſen es, wie Chriſtus wiederholt ankämpfte gegen dieſe geiſtlos kleinliche Ausführung des Geſetzes, und wie er wenigſtens das für ſich und ſeinen Jüngerkreis zu erkämpfen ſuchte, daß am Sabbat erlaubt ſeien: Werke der Noth, Werke der Liebe, Werke der Barmherzigkeit. Wie er den großen befreienden Gedanken ausſprach: der Menſch iſt nicht des Sabbats wegen, ſondern der Sabbat des Menſchen wegen, d. h. der Menſch ſoll nicht ſittlich zu Grunde gehen an dieſen Geboten des Nichtsthuns, er ſoll keine Gewiſſenspflicht verſäumen um ihretwillen.

Und ſo iſt es denn gekommen in der chriſtlichen Kirche, daß im Geiſte Chriſti allmählich in den erſten drei Jahrhunderten der jüdiſche Sabbat umgebildet und erhoben wurde in den chriſtlichen Sonntag. Dieſe Aenderung iſt nicht etwa nur eine äußerliche geweſen. Sie beſteht nicht darin allein, daß an die Stelle des Sonnabends der Sonntag, an die des letzten Tags der Woche der erſte geſetzt wurde. Nein, ſie hat einen tiefern Grund gehabt in dem neuen freien Geiſte des Chriſtenthums; in der Religion des Geiſtes, da nicht die äußere Ruhe und Arbeitsloſigkeit, ſondern die Erhebung und ſtille Feier das Höchſte iſt. Der Tag des Herrn iſt alſo nicht ein Ruhetag allein, und fällt daher nicht mehr auf den letzten Tag der Woche. Er iſt vielmehr der Tag der Auferſtehung des Herrn, der große Feſttag der Chriſtenheit. Ein Tag der Sonne, der Freude, der Feier! Ein Tag der Erhebung und Auferſtehung des Geiſtes! Der erſte

Tag der Woche, der das ganze Werktagsleben weihen und mit seinem Sonnenlicht erleuchten soll. Er gründet sich nicht auf ein Gesetz der Natur, sondern des Geistes!

So ist denn der Sonntag ein Ruhetag, ein Feiertag, ein Freudentag.

Ein Tag der Ruhe ist der Sonntag auch für uns! Vor allem für die, welche ohne ihn unter der schweren Arbeitslast, die auf sie gelegt, erliegen würden. Unter der Arbeit des Geistes nicht minder als der der Hände; unter der erbarmungslos drängenden Arbeit. O, wie viele gehören diesen Arbeitern und Lastträgern an, wie auch die Arbeit genannt, mit welchem Schmuck sie auch bekleidet sei! Wie viele, auf welche jenes Wort noch heute seine Anwendung findet: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen." Oder jenes des weisen Sirach: „Es ist doch ein mühselig Ding um aller Menschen Leben, und liegt ein schweres Joch auf allen Kindern Adam's." Die nicht aufzuschauen und aufzuathmen vermögen während der heißen und schweren Werktage; deren Arme und Hände müde werden in der Woche, deren Kopf und Geist ermattet mit seinem Denken und Rechnen und Trachten und Sorgen. Für sie vor allem ist der Sonntag ein Ruhetag. Und so ist es auch wohl zu erklären, daß in dem arbeitsreichsten Lande der Welt, in dem Lande der Maschinen, der Fabriken und des angespanntesten Gewerbfleißes, der Sonntag zu einem Ruhetag geworden ist, in dieser Ausdehnung, in dieser Einseitigkeit und ganz im Sinne des alten jüdischen Sabbats, also daß mit den arbeitenden Maschinen auch der Menschengeist und Leib gleichsam stillsteht, daß nach all den Anstrengungen des Werktags die Hände in den Schos gelegt werden, und auch der sonst so thätige Geist nur brütet in den langen, ermüdenden Gottesdiensten und in den Andachten des Hauses,

verſenkt in die frommen Lieder und Gebetbücher. So iſt es zu erklären, daß alle die peinlichen Sabbatsverbote der Juden mitten in der chriſtlichen Welt, mitten unter den ungeheuern Fortſchritten unſers Jahrhunderts, unter dem betriebſamſten Volk der Erde, wie ſtarre Mauern einer fernen Vergangenheit daſtehen; daß die Frömmigkeit vorzugsweiſe im Nichtsthun beſteht und nach dem Maße der Unthätigkeit gemeſſen wird. Und doch iſt dieſe düſtere, ſtrenge Sonntagsfrömmigkeit nichts als Langeweile und Ermattung, und doch ſind alle dieſe ängſtlichen Verbote, wie ſie Sitte und Geſetz auferlegen, nichts als ein äußerliches Judenthum, auferſtanden in neuen Formen, und dieſe langen, düſtern, gähnenden Sonntage ſind nicht Sonntage, ſondern nur Sabbate!

Ja, ein Ruhetag ſoll der Sonntag ſein! Aber wahrlich, nicht die Arbeit ſelbſt iſt es, die ihn entheiligt! Jede Arbeit kann ja geheiligt werden. Jede Arbeit der Pflicht und der Liebe! Jede Arbeit darf ja am Sonntag gethan werden, die den Geiſt nicht belaſtet und unfähig macht zum Dienſt des Herrn. Jede Arbeit, die uns nicht mit ihrer Schwere hinabzieht in den Staub. Es iſt vielmehr die harte Laſt der Arbeit, die Noth und Unruhe, welche ſie begleiten; es ſind die Sorgen, welche ſich wie ſchwere Gewichte an ſie hängen; es iſt der Staub und Schmuz der Erde, welcher den Sonntag entheiligt. Die Arbeitsgedanken und Sorgen ſind es, die ſchweren, welche an dieſem Tage niedergelegt werden ſollen. Wir ſollen zu uns ſelbſt kommen! Unſere Seele ſoll aufathmen und freiwerden von der Unerſättlichkeit des Schaffens und Gewinnens. Es ſoll ſtill werden um uns und in uns. Das lärmende Räderwerk der Werktage ſoll nicht ſtören die ſanften und heiligen Klänge, die in unſerer Seele aufſteigen wollen. Es ſoll gereinigt und geſchmückt werden Seele und Leib. Ruhe,

Stille und Reinheit, sie gehören zusammen, das ist der schöne Dreiklang, der die Sonntage begleitet; das ist die Vorbereitung, die Einladung zu ihrer Feier. Reines Haus, reine Kleider, reine Kinder, reine Seelen! Stille auf den Straßen, in den Häusern, in den Werkstätten, in den Geschäftsstuben, in den Fabriken! O, wie erquickend und die Seele erfüllend ist schon diese Stille des frühen Sonntags! Nur unterbrochen von dem Läuten der Morgenglocken, die weithin durch das Land tönen und zu uns sprechen: Friede sei mit dir! Friede mit deinem ganzen Hause! Die einladen: Komm in des Herrn Haus, thue weg den Schmuz, die Sorgen und die Noth der Werktage, erhebe dich, sei still und fröhlich!

Wol empfinden wir, die eingeschlossen leben in größern und verkehrsreichen Städten, nicht so stark und lebendig diese beglückende Stille des Sonntags, die vorbereitende Feier, welche schon in ihr und in dem einfachen, reinen Sonntagsschmuck der Häuser und ihrer Bewohner liegt; wol greift bei uns der Sonntag mit der ihm eigenen Stimmung nicht so tief ein in das ganze Leben des Hauses von den frühen Stunden, da die Mutter ihr Kind schmückt, bis zum Gang zur Kirche, auf dem die Aeltern von den Kindern und Angehörigen des Hauses allen begleitet sind, bis zum Abend in die trauliche Gemeinschaft der Nachbarn untereinander, als auf dem Lande; und dennoch, auch wir fühlen es noch immer, es ist ein Segen auf diesen Tag gelegt, den wir von unsern frommen Aeltern überkommen haben als einen heiligen, stillen und doch frohen Tag. Wir fühlen es, an diesem Tage sind wir nicht mühselige Tagelöhner allein, wir sind Kinder Gottes, die sich zu ihm erheben dürfen und sollen in Freude und Preis!

Und das ist es, was als die tiefe, auch für unsere Zeit

och geltende Wahrheit den Sonntagsgesetzen, den Verboten egen die Entheiligung des Sonntags zum Grunde liegt. iemand soll zum Gottesdienst gezwungen werden, denn s ist der freieste Dienst. Nicht die Arbeit überhaupt soll ür unheilig erklärt, nicht die Arbeit der Noth soll untersagt verden. Nicht jede Arbeit, auch die stille und geistige, die ja inaufführt zu Gott, soll damit unterbleiben, nein, nur der aute Lärm und der harte Zwang der Arbeit soll aufhören an ieſem Tage. Niemand soll ein Recht haben, wenn er selbst icht seinen Sonntag feiern will, seinen Nebenmenschen zu tören, oder abzuhalten von solcher Feier! Die Arbeit der Noth — und wie oft ist sie geboten! — hat ihr eigenes Recht, as Nothrecht, und sie hat ihren großen Beschützer in dem Herrn selbst und in seinem Wort: „Der Mensch ist nicht des Sabbats, sondern der Sabbat des Menschen wegen da", und n seinem Leben und Handeln, der auch am Sabbat sich der Noth angenommen und die Werke des Erbarmens und der eilung gethan hat.

Aber der Lärm der Arbeit soll nicht die Sonntags- immung stören und die Sonntagsfeier übertönen. Und dem wang zur Arbeit, der von dem mächtigen und reichen rbeitgeber in den großen Werkstätten und Fabriken oder auf n Landgütern ausgeübt wird auf das arme, seufzende Volk, ll Einhalt gethan, die Armen sollen nicht durch die uner- ittliche Gewinnsucht ihrer Herren zu Maschinen erniedrigt erden. Diese Herren sollen wissen, daß einem Menschen inen Sonntag nehmen, und ist es auch nicht gerades- egs, sondern nur durch Drohung und Arbeitentziehung, ißt: ihn zum Thier erniedrigen. Sie sollen sich erinnern, aß im dritten Gebot ausdrücklich des Knechts gedacht ist, nd daß es gegeben wurde, um diese drückende Knechtschaft,

unter der so viele seufzen, zu lindern. Sie sollen wissen, daß sie kein Recht haben zu solcher Seele und Leib zerstörenden Ausbeutung ihres Nebenmenschen. O, mögen dessen alle denken, die zu gebieten haben die ganze Woche über die Zeit und Kräfte der ihnen Untergebenen, daß auch den Dienenden ihr Sonntag werde, daß für sie vorzugsweise der Sonntag ein Tag des stillen Ausruhens und der Loslösung von den Fesseln ist!

Aber er ist mehr! Er ist ein Feiertag! Ein Tag der Erhebung zu Gott, des Segens durch ihn! Der Tag, den Gott selbst gesegnet, den er als Bundeszeichen aufgerichtet hat zwischen ihm und den Menschen. Und wie heiligen wir ihn? Durch ein heilig Herz, heilig Wort, heilig Werk. Und wo heiligen wir ihn? Vor allem An unserm Herzen, dann in unserm Hause und in unserer Kirche. Aber wozu denn noch in der Kirche? So fragen wol viele in unserer Zeit, denen die Kirche fremd geworden, ohne lebendigen Zusammenhang mit ihrem Leben; denen diese Kirchenmauern so kalt und öde erscheinen, und die Gottesdienste, welche hier gehalten werden, so leer und überflüssig. So fragen vornehmlich die Gebildeten, die wol noch dann und wann fromme Stimmungen und Bedürfnisse haben, aber alles so unbestimmt und gestaltlos; die wol dann und wann hineintreten in diese Räume, um Frieden zu suchen, aber immer wieder unbefriedigt herausgetrieben werden, und die endlich gleichgültig vorübergehen an den sanften Klängen, die sie rufen wollen, vorüber zu ihrer Arbeit oder ihrem Genuß. O, es ist das ein großes und tiefgehendes Uebel der Zeit, diese Kluft und Entfremdung zwischen der Kirche und der gebildeten Welt, namentlich der Männer; ein Uebel, das ich schon oft vor euch beklagt, dessen Gründen ich mit ganzem Ernst nachgeforscht, und dessen Heilung,

wie ich wohl weiß, so schwer ist! Ihr wißt es, ich gehöre nicht zu denen, welche die Schuld von der Kirche abwälzen und sie allein auf den unheiligen Sinn, die dem Glauben feindliche Bildung der Zeit wälzen; nein, ich gebe es euch zu und habe mich nie gescheut, es offen auszusprechen, einen großen Theil der Schuld, vielleicht den größten, trägt die Kirche selbst, die zu einem todten Gemäuer geworden, in welchem der lebendige Geist der Gegenwart nicht mehr wohnt. Aber ebenso offen und stark spreche ich es aus: auch ihr tragt euer Theil, die ihr in der Arbeit oder den Zerstreuungen der Zeit vergessen habt, was es heißt, seinen Sonntag feiern; die ihr euch entwöhnt habt, bei all dem nach außen drängenden Thun in das Innere zu schauen, still zu sein im Aufblick zu Gott. Es fehlt euch zweierlei: zuerst das Bedürfniß nach dieser stillen und tiefen Sammlung des Geistes, sodann das Bedürfniß nach Gemeinschaft.

Und ist es denn wahr, wenn ihr sagt, ihr feiert auch euern Sonntag, aber am liebsten in euerm Hause und an euerm Arbeitstisch, und auch diese Arbeit sei eine Feier? Ist es denn nicht nothwendig, daß ihr einmal heraustretet aus diesen Alltagsräumen, daß ihr beiseite legt das Arbeitsgeräth und aufsteht von dem Arbeitstisch, daß ihr freiwerbet von all den kleinen Sorgen und Verstimmungen und täglichen Beschäftigungen, die euch hier überall begleiten und einengen, daß ihr eintretet in die weiten und hochemporstrebenden Hallen, aus denen euch schon die Klänge des Friedens entgegentönen, und in denen auch euere Seele weit wird und emporsteigt zu Gott? Und ist denn nicht die feiernde und jubelnde Gemeinde, in die ihr eintretet und in deren Lobgesang ihr miteinstimmt, wie ein Strom frommer Empfindungen, der auch in euch emporrauscht? Ist es doch eine wunderbare und gleichsam ansteckende Kraft,

die in der Gemeinſchaft liegt, iſt es doch mit dem Feuer des Geiſtes wie mit der ſichtbaren Flamme; die Kohlen entzünden ſich erſt dann, wenn ſie zuſammengetragen werden, zu einem hellen Feuer, während ſie erlöſchen, wenn ſie allein liegen! Und iſt denn ſolche Gemeinſchaft in unſerer Zeit nicht mehr möglich, namentlich nicht möglich in unſern frommen Zuſammenkünften? Iſt denn wirklich der Unterſchied der Stände in Sitte und Bildung und Vorſtellungen ſo groß, daß eine unausfüllbare Kluft aufgethan iſt, über welche auch die Religion keine Brücke zu ſchlagen vermag, daß es keine Volksgemeinde mehr gibt, in der wir alle uns gleich und Eins wiſſen, in der wir alle vergeſſen, was uns ſonſt im Leben trennt und entfremdet? Wahrlich, vermag die Religion das nicht, ſo vermag ſie nicht mehr, was ihre eigenſte Natur, ihr unveräußerliches Vorrecht iſt. Aber ſie vermag es, auch noch heute. Da, wo das einfache Evangelium, wie Chriſtus ſelbſt es uns gelehrt, gepredigt wird; das Evangelium der Liebe und der Menſchlichkeit, des Friedens und der Verſöhnung, das unſer ganzes Leben durchdringen ſoll in allen Höhen und Tiefen und ſich in thätiger Hülfe und Barmherzigkeit bewähren, das von allen Früchten der Bildung und Wiſſenſchaft koſten ſoll und doch einen Frieden bringen, der höher iſt als alle Vernunft, eine Freude, wie es in unſerm Weihnachtsevangelium heißt, die allem Volk widerfahren iſt. O, beten wir nur um die Boten dieſes Evangeliums, um die Arbeiter in der Zeit der reichen Ernte!

Und bedarf es noch vieler Worte, daß ſolche Feier des Sonntags zugleich eine Freude iſt, der Sonntag zugleich ein Freudentag? Iſt denn nicht eine jede Feier immer zugleich Freude? Und ſoll doch unſer Sonntag nicht auf die kirchliche Feier und Freude allein beſchränkt ſein! Nein, wenigſtens

nicht unſer deutſcher Sonntag! Das iſt nicht ein düſterer Buß- und Bettag, ſondern ein lieblicher Freudentag! Aber ein Tag für die reinſten, ſtillſten, menſchlichſten Freuden! O, ich brauche es euch ja nicht erſt zu ſagen, welch ein Unterſchied beſteht zwiſchen ſolchen Freuden und dem, was die große Welt Vergnügungen nennt. Und ich weiß es wohl, wie ſolche Sonntagsvergnügungen, namentlich der niedern Stände, mit ihrem lauten Lärm, ihren entfeſſelten Leidenſchaften, ihrer rohen Sinnlichkeit, den Sonntag ſtören und freventlich entheiligen. Ich weiß es wohl, wie bei ſo vielen der Sonntag entweder nur ein Arbeitstag, oder nur ein Vergnügungstag iſt, und das iſt oft nicht viel beſſer als ein Sündentag. Denn, fragen wir, an welchem Tage werden die meiſten Ausſchweifungen begangen, wann werden die läſterlichſten Reden geführt in Leidenſchaft und Trunkenheit, wann erhebt ſich am meiſten Zank und lauter Lärm? ſo lautet die Antwort, wenigſtens für gewiſſe Kreiſe: Am Sonntag, am Tag des Herrn! Und dennoch ſage ich euch: Es hat auch die Freude ihr Recht an dieſem Tage, damit nicht die Religion zur Heuchelei und geiſtloſen, ſauerſehenden Frömmelei werde. Aber das ſind ja ganz andere Freuden als dieſe wüſten und lärmenden Ausſchweifungen der Sinne. Das ſind die reinſten und dauernſten Freuden, deren wir nie müde werden, die uns immer wieder mit gleichem Entzücken erfüllen! Das ſind die Freuden an der Herrlichkeit der Schöpfung Gottes. Die Freuden in der Natur und an ihr, die Freuden im Hauſe. Gehört das nicht auch zum Sonntag und recht eigentlich zu ihm, daß die engen, dumpfen Gaſſen und die elenden, ungeſunden Wohnungen verlaſſen werden von ihren armen Bewohnern, daß ſie in der weiten blühenden Schöpfung mit Weib und Kind die Ströme reiner Luft einſaugen und hoffend

aufathmen von des Lebens Laſt? Gehört das nicht auch zum Sonntag, daß die, welche die ganze Woche nur an Geſchäft und Erwerb denken, an dieſem Tage zu ſich ſelbſt und ihren Familien kommen und einkehren in dem Heiligthum des Hauſes? Daß ſie mit vollen Zügen ſchöpfen aus dem reinen Born häuslichen Glücks? Daß auch der weite Kreis der Familienglieder, von denen ſonſt ein jeder ſeinen eigenen Weg geht und ſeine eigene tägliche Aufgabe hat, an dieſem Tage ſich enger zuſammenſchließt und in ernſtem wie heiterm Wort ſich labet an dem unverſehrten Frieden, der in den Heiligthümern des Hauſes wohnt? Wohl denen, welche ſolchen Frieden kennen! Wohl denen, welche dieſe Heiligthümer bewahren! Dieſe Freude im herzlichen Verein der Familie, in dem Beſuch eines Freundes, im Gang hinaus in die Schöpfung, wo Gottes Werke laut predigen: „dem Herrn allein die Ehre", ſie gehört mit zu unſerm deutſchen Sonntag, ſie ſoll fort und fort klingen, bis er friedevoll zu Ende geht wie ein ſchönes Lied. Dann iſt es ein rechter Sonntag, ein Tag der Sonne, des Lichts und der Wärme; dann iſt es die Perle der Tage und die Weihe der ganzen Woche! Amen.

19.

Das vierte Gebot.

Die Ehrfurcht gegen die Aeltern.

Text: 2 Moſes 20, 12.

Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebeſt im Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt.

Mit dem eben verleſenen vierten Gebot machen wir den Uebergang von der erſten Tafel des Geſetzes zur zweiten. Dies vierte Gebot iſt das ſtarke verbindende Glied, das beide Tafeln zuſammenfügt. Es iſt das Gebot gegen die Menſchen, welche die Stelle Gottes an uns vertreten, denen ein hohes Amt, eine heilige Pflicht von Gott ſelbſt anvertraut iſt.

Die Ehre und Ehrfurcht, welche ein jeder von uns ſeinen Aeltern ſchuldig iſt, iſt nur ein Abglanz, ein ſchwaches irdiſches Abbild der Ehrfurcht und heiligen Scheu, die wir alle Gott ſchulden. Ihm allein gebührt die volle Ehre. Ihn

ſollen wir über alles ehren und lieben. Ihm mehr gehorchen als den Menſchen; auch den theuerſten, den Aeltern. Er iſt der rechte, einige Vater über uns allen, in welchem alle Aelternliebe gegründet, alle Vatertreue zuſammengefaßt iſt.

Aber er hat ſeine Stellvertreter hier auf Erden geſetzt, eine ſittliche Ordnung gegründet, durch welche er Geſchlecht an Geſchlecht mit feſten Banden geknüpft, mit den heiligſten der Ehrfurcht und Liebe; durch welche er den Aeltern die Pflicht der Sorge und Erhaltung, der Pflege und Erziehung, aber auch das Recht der Strafe und Zucht anvertraut; durch welche er den Kindern die Aeltern zu Vorbildern geſetzt, zu Führern und Wächtern, die ſie ehren ſollen als die ſichtbaren Vollſtrecker ſeines eigenen Willens.

Es iſt das ein herrliches Gebot, dies vierte! Das einzige, welches eine Verheißung hat. Das einzige, an welches ganz ausdrücklich und ganz unmittelbar ein Segen geknüpft iſt. Das größte Gebot, das umfaſſendſte, das ſchwerſte und zugleich die Wurzel aller andern iſt allerdings das erſte. Aber das lieblichſte, das natürlichſte und darum in gewiſſem Sinne das leichteſte, das, welches in unſerm Herzen den lauteſten Widerklang findet, welchem der Lohn ſichtbar auf dem Fuße folgt, deſſen Wahrheit ſich niemand ganz entziehen kann, iſt das vierte. Es richtet ſich freilich zunächſt nur an die Kinder, und fordert von ihnen Ehrfurcht und Gehorſam gegen die Aeltern; aber es ſchließt doch zugleich, wenn auch unausgeſprochen, in ſich die Pflicht der Aeltern gegen die Kinder; es umfaßt das ganze Familienleben und Familienglück, es ruft uns zu: „Bewahret das Heiligthum des Hauſes, denn des Hauſes Zucht und Ehre iſt der Grundſtein aller Sittlichkeit und die Bedingung alles Gedeihens!“ So laßt uns denn heute des Gebots erſten Theil, „der Kinder

Ehrfurcht gegen die Aeltern", ins Auge faſſen und fragen: 1) Worauf gründet ſich dieſe Ehrfurcht? 2) Wie bewährt ſie ſich? 3) Welcher Segen iſt auf ſie gelegt?

„Du ſollſt Vater und Mutter ehren", ſo lautet das Gebot. Und iſt das nicht genug? Gibt es da noch eine Frage nach dem „Warum?" Für unſer Herz, für unſere Pflicht gewiß nicht. Da verſteht ſich dies Gebot von ſelbſt. Und niemand wagt es im Ernſt zu bezweifeln, auch nicht der Verkehrteſte und Verworfenſte! Wohl aber fragt der nachdenkende Verſtand: Welcher iſt der tiefere Grund dieſes mächtigen Inſtincts, dieſes unantaſtbaren Sittengeſetzes? Warum ſollen wir die Aeltern ehren, unbedingt und ohne alle Ausnahme ehren? Doch gewiß nicht darum, weil ſie ſo gute und vortreffliche Menſchen ſind. Wie viele ſind es nicht! Nicht darum, weil ſie uns irdiſche Güter geſammelt und als Erbe hinterlaſſen, weil ſie uns weiſe Grundſätze gelehrt und auf den rechten Weg zum Glück geführt haben. Wie viele haben das nicht gethan! Und wir mögen ihnen wol dafür dankbar ſein und deſſen nicht vergeſſen, auch wenn ſie ſchon im Grabe ruhen; aber wir ehren ſie darum nicht, und niemand, für den die Aeltern nicht alſo ſorgten oder ſorgen konnten, hat ein Recht, ſie darum weniger zu ehren. Heißt es doch auch nicht im vierten Gebot: Ehre deinen guten, deinen fürſorgenden, deinen weiſen Vater; es heißt ganz ohne allen Zuſatz: Ehre deinen Vater, ehre deine Mutter, darum, weil es dein Vater, weil es deine Mutter iſt. Und fragen wir weiter: Wie kommt das? So iſt die Antwort: Daher, weil ein tiefer Naturinſtinct mit einem ernſten Sittengebot in Eins zuſammenfällt. Darum, weil wir ihr Fleiſch und Blut ſind. Weil das die Arme ſind, die uns getragen; weil das die Bruſt iſt, an der wir

gelegen. Weil unſere Aeltern, ſo ſchwach und fehlerhaft ſie auch ſein mochten, von dem mächtigen und unwiderſtehlichen Gefühl der Liebe zu uns nicht laſſen konnten; weil ſie uns zuerſt geliebt. Darum, weil, ſo thöricht auch dieſe Liebe ſein mochte, ſoviel Sündliches und Eitles ſich auch einmiſchte, ſi doch in ihrem Dienſt und unter ihrer Macht ſtanden und i ihr des ſchwachen Selbſt oft vergeſſen haben. Darum, weil ſie für uns gewacht und gearbeitet und entbehrt und ſich gehärmt, weil ſie auf uns ihre Hoffnung geſetzt und in uns ihr Glück geſchaut haben. Das können wir nicht vergeſſen, auch nach langen, langen Jahren. Deſſen müſſen wir gedenken. Der Tage, da wir von ihnen genährt und geſchützt und getragen wurden, und nichts vermochten ohne ſie, der Stunden, da wir in ihre Arme eilten, an ihrem Auge hingen und an ihrer Bruſt ſanft und ſicher ruhten, da ſie für uns die Fülle aller Freuden und guten Gaben waren.

Und hier zeigt ſich ja ſchon, wie nahe mit dieſer natürlichen Liebe der Aeltern zu den Kindern, die nirgends ganz aufhört, die heilige Pflicht ſich berührt, die ihnen von Gott ſelbſt zugewieſen iſt. Wir ſollen ſie ehren, weil ihnen als Aeltern die höchſten Menſchenpflichten auferlegt, weil ihnen ein göttliches Amt anvertraut, weil ihre natürliche Liebe zu uns mit der Hoheit eines göttlichen Auftrags umkleidet iſt. Sie ſprechen zu uns in Gottes Namen. Sie ſollen uns zu ihm hinführen, ſie die kleinen Kinderhände falten zum Gebet. Sie den Samen des Guten ſtreuen in ſtillen Stunden. Sie uns auf dem rechten Weg erhalten in ernſter Sitte, Ermahnung und Zucht. Sie für uns wachen, wenn der Geiſt noch ſchlummert. Sie die Hände über uns breiten, wenn Verſuchung uns naht. Das alles, ſo Großes und Schweres ſollen ſie erfüllen. Und dieſe göttliche Sendung weihet ihr Haupt. Es iſt für uns geweihet,

so lange sie leben. Diese göttliche Vollmacht erhebt sie über sich selbst und macht sie stark in aller Schwachheit. Sie erfüllt sie bei allem Leichtsinn mit dem Bewußtsein, daß sie nicht für sich allein leben, sondern Vorbilder sein sollen ihren Kindern; daß sie sich selbst reinigen und züchtigen sollen zuvor, um ernste Zucht üben zu können in ihrem Hause; daß sie so lange in Gottes Stelle zu treten und seine Gebote ihren Kindern verkünden in seinem Namen, bis er selbst die Zucht in die Hand nimmt, und sie an seiner Hand, prüfend durch das Leben führt.

So fragen wir denn weiter: Was heißt das, du sollst Vater und Mutter ehren? Wie bewährt sich solche Ehrfurcht? Unser Luther, dem wir auch hier getrost folgen können, antwortet: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsere Aeltern und Herren nicht verachten noch erzürnen, sondern sie in Ehren halten, ihnen dienen, gehorchen, sie lieb und werth haben."

„Ehren", meine Freunde, ist das gleichbedeutend mit „Lieben"? Ja wohl, die Liebe ist das Herrlichste in dieser Verehrung. Sie ist ihr Kern, ihr leuchtender und erwärmender Sonnenstrahl. Ohne sie ist alle Ehrerbietung kalt und äußerlich und leer. Aber diese ist doch noch mehr. Sie ist die Liebe, um die ein heiliger Schleier von Scheu und Dankbarkeit gewoben. Die Liebe, die sich erhebt zu einem Höhern, zu dem theuern Haupte, das unverletzbar dasteht und geweihet ist von Gott. Die Liebe, die sich gern unterordnet und dient und verzichtet auf eigenes besseres Wissen und Können. Das alles ist mitenthalten in der kindlichen Liebe. Wie Luther sagt: „In Ehren halten, dienen, gehorchen, lieb und werth haben." Aber, so fragt wol mancher, nimmt denn nicht dieser Gehorsam ein Ende mit den Jahren der Mündigkeit und

Selbständigkeit; sollen auch da noch die Kinder in allen Dingen den Aeltern unterthan sein? Und wir antworten: Der Gehorsam im engern Sinne hört allerdings und von selbst auf mit der Selbständigkeit in dem eigenen Hausweſen der Kinder; die Ehrfurcht aber soll nimmer sich wandeln und aufhören. Und gehört nicht zu ihr auch das, daß wir in den ernstesten Entscheidungen des Lebens überall noch den Rath und die Zustimmung und den Segen der alten Aeltern erbitten; daß wir nichts Wichtiges in unserm Hausweſen oder Berufe unternehmen, nichts, ohne ihrer Zustimmung gewiß zu sein? Und hat nicht das Gesetz selbst in vielen Ländern, auch in dem unsern, der kindlichen Ehrfurcht gegen die Aeltern darin einen Ausdruck gegeben und ein großes Recht eingeräumt, daß in der wichtigsten Entscheidung des Lebens, in der Eingehung der Ehe, die Zustimmung der Aeltern, selbst noch bei mündigen und vollkommen selbständigen Kindern, unerläßlich ist?

Aber wisset, wichtiger als dies Gehorchen im engsten und äußerlichsten Sinne ist das: „In Ehren halten, lieb und werth haben.“ Das soll nimmer anders werden! Daran mahnt uns dies vierte Gebot so ernst! Diese Liebe der Kinder ist in dem reichbegabten Volk der Juden, welches auch darin ein auserwähltes Volk war, erwachsen und uns in vielen herrlichen Beispielen zum Vorbild hingestellt. Sie hat im vierten Gebot ihren reinsten Ausdruck und ihre Weihe erhalten! Sie soll auch unter uns fortleben, wie sie in diesem Volk auch in allem Unglück und allen Entartungen fortgelebt, und sein sittlicher Halt geblieben ist, bis auf den heutigen Tag. Erinnert ihr euch wol der schönen Erzählung, da sich Joseph in Aegypten seinen Brüdern zu erkennen gibt? Welches ist da seine erste Frage? Sie lautet: „Lebt mein alter Vater noch?“ Und

als die Brüder ihm dieſe Frage bejaht, da geht es an das Sorgen und Denken für den alten Vater, und es heißt: „Eilet und ziehet hinauf und ſaget ihm: das läßt dir Joſeph, dein Sohn, ſagen, Gott hat mich zum Herrn geſetzt in Aegypten, komm herab zu mir und ſäume nicht.“ Oder gedenkt des Wortes, das der alte Tobias ſeinem Sohne mitgab, als er ihn ausſandte nach Rages in Medien: „Ehre deine Mutter all dein Leben lang und denke daran, was ſie für Gefahr ausgeſtanden, da ſie dich unter ihrem Herzen trug, und wenn ſie geſtorben iſt, begrabe ſie neben mich!“ O, meine Freunde, lebt dieſe kindliche Liebe und Ehrfurcht noch unter uns, noch in dieſem Geſchlecht? Oder können wir ihrer entbehren? Sind wir über ſie hinaus? Iſt auch ſie mit dem fliegenden Fortſchritt der Zeit, mit der neuen Bildung in Sitte und Lebensart hinweggenommen wie eine veraltete Mode; iſt ſie mit den alten engherzigen Vorſtellungen und Vorurtheilen zugleich herausgeriſſen aus dem Herzen unſerer Jugend? Ich kann, ich will es nicht glauben. Ich müßte ſonſt zweifeln an der Zukunft, an dem Fortbeſtehen unſers Volks! Nein, ich halte feſt daran, daß unſer deutſches Volk ſich dies Heiligthum ſeines Herzens, die feſteſte Grundlage aller ſittlichen Ordnung, alles Staatswohls, nicht rauben läßt. Wol mag es ſo ſcheinen in Augenblicken, als ob ein frühreifes Geſchlecht heraufſteige, geglättet in äußern Formen, gewandter in Wort und That als die Alten; aber kalt und gewiſſenlos, welches meint, weiſer zu ſein als die, welche es erzogen, freier im Denken, kühner im Handeln und namentlich im Schalten mit Geld und Gut, und welches, ohne Ehrfurcht und Dankbarkeit, nur dazu ſich berufen glaubt, die Früchte des älterlichen Fleißes zu verzehren, ſonſt aber alles beſſer wiſſen will, und mit dieſer Weisheit den Aeltern ohne Scheu entgegentritt. Und doch iſt es, Gott ſei

Dank, noch nicht also. Und soll auch nicht also werden! Es ist das nur ein Zerrbild der Zeit, das nicht bis in die Tiefen unsers Volks hinabgeht, das vorzugsweise in der vornehmen Gesellschaft und in großen, sittenlosen Städten zu Hause ist, dem wir aber alle mit ganzer Kraft und ohne uns von dieser Modefratze betrügen zu lassen, entgegentreten sollen!

Aber merket wohl, dies in Ehren halten und dienen und lieb und werth haben gilt nicht für die Jahre der Unmündigkeit und eigentlichen Kindheit allein, es gilt für das ganze Leben. Und da, in spätern Jahren, tritt auch bei solchen wol, welche sonst gute und gehorsame Kinder waren, so häufig Entfremdung und Erkältung ein. Da werden die Aeltern den Kindern oft zu einer Last, die ihnen doch eine Freude sein sollten; da wird das vierte Gebot so oft übertreten! Da, wenn die Kindesliebe sich bewähren soll! Wenn die Aeltern alt und hülfsbedürftig und eigensinnig werden und abhängig von ihren Kindern, die sie aufnehmen in ihr Haus. O, sie haben ja gearbeitet für sie, ruhen sie denn nun? Sie haben alles geopfert für die Erziehung und das Fortkommen ihrer Kinder, bringen diese denn nun, da sie in Noth sind, ebenso freudig die Opfer, deren sie bedürfen? Halten sie sie alle Wege in Ehren? Ist der Ehrenplatz für sie da im Hause? Erfahren sie die Ehrfurcht, die zarte, schonende, mit der ihnen von allen Hausgenossen, von Kind und Kindeskind begegnet wird, oder fühlen sie, daß sie eine Last geworden, daß sie überflüssig für das Leben?

Es ist das wol eine große Gefahr, die äußere Abhängigkeit der Aeltern von den Kindern im Alter, eine schwere Versuchung, in welcher oft die Kindesliebe unterliegt der natürlichen Eigensucht des menschlichen Herzens. Und es sagt uns schon die gewöhnliche Klugheit: Thue dich nicht aus bei deinen Kindern, ehe du schlafen gehst. Gib ihnen nicht alles,

was dein ist. Besser deine Kinder brauchen dich, als du deine Kinder. Denn es ernährt ein Vater eher zehn Kinder, als zehn Kinder einen Vater. Kennen doch viele von uns jenes mächtige, im Innersten erschütternde Trauerspiel des größten Dichters Englands, der uns diese Wahrheit vor Augen stellen wollte in jenem Trauerspiel des Hauses: „Der Kinder Undank lohnt der Aeltern schwache Zärtlichkeit."

Das vierte Gebot fordert von uns: Ehre deine Aeltern bis an den Tod, ja über den Tod hinaus! Ehre sie bei aller Verschiedenheit der Ansichten! Laß den Kampf der Parteien, den Kampf der alten und neuen Zeit nicht eindringen in dein Familienleben! Laß ihn sich nicht zwischen Vater und Sohn stellen! Ehre sie durch kindliche Nachgiebigkeit, durch Schweigen und stilles Zurücktreten! Ehre sie bei aller Verschiedenheit der Bildung und der Lebensstellung! Waren sie es doch, die dir den Weg bahnten durch Erziehung und Unterricht, waren ihre Entbehrungen doch die Stufen, auf denen du emporstiegst. Schäme dich ihrer nie, wie hoch du auch gestiegen, wie niedrig sie auch dastehen, wenn sie eintreten in dein Haus, in deine vornehmen Gesellschaften. Nein, gib du ihnen überall den Ehrenplatz! Du ehrest dich selbst in ihnen! Ehre und liebe sie trotz aller Liebe, die sonst dein Herz erfüllt zu dem geliebtesten Wesen. Behalte einen eigenen Ort der Liebe für sie; denn sie ist mit nichts anderm zu vergleichen, und durch nichts anderes zu ersetzen! Ehre sie in aller Gebrechlichkeit, in aller Geistesschwäche; da, wenn an des Lebens Abend des Geistes Licht nur schwach noch glimmt, wenn nur Trümmer übriggeblieben einstiger Herrlichkeit, wenn der Wanderer nach langen Wegen müde geworden und sein Haupt zur Ruhe neigt. Ehre und pflege deine alten Aeltern bis an den Tod. Gedenke der vergangenen Tage,

bewahre das Bild deſſen, was ſie waren und wirkten in beſſern Zeiten; ihr wahres und beſtes, ihr unvergängliches Leben, das halte feſt, und dies Bild der Erinnerung übertrage auf die mitleidswerthe und doch ſo liebe Geſtalt, auf die zerbröckelnde Hülle! Ehre und pflege deine alten Aeltern bis an den Tod. Steh' du treu an ihrem Lager im letzten, ſchweren Kampf. Mache du ihnen leicht und ſüß den Tod, wenn in deinem Anblick noch einmal aufflammt die alte Liebe, noch einmal ſich zuſammenfaßt des Erdenlebens Glück. Ehre und ſchmücke ihr Grab. Ehre ihren letzten Willen. Erhebe nicht Streit über ihn; was du auch durch ſolchen Streit gewinnen oder verlieren möchteſt. Ehre ihr Andenken unter deinen Kindern wie einen heiligen Familienſchatz. Laß ihren guten und hellen Geiſt fortleben zum Schutz und Segen deines Hauſes!

Dann wird dein Haus geſegnet ſein. Denn es iſt ein herrlicher Segen auf dies Gebot gelegt. Es heißt ja: „Du ſollſt Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohlgehe auf Erden.“ Das iſt kein unnützer Zuſatz, kein leeres Wort! Dies Wort erfüllt ſich buchſtäblich. Und iſt das Geſetz des göttlichen Waltens auf Erden ſonſt oft ſo dunkel und ſo langſam ſich erfüllend, hier offenbart es ſich deutlich und greifbar, hier folgt ſichtbar der That auf dem Fuße Segen und Fluch, hier enthüllt ſich uns die göttliche Gerechtigkeit herrlich und ſchrecklich zugleich, herrlich in dem Frieden des Hauſes, in dem Gehorſam der Kinder, ſchrecklich in dem Herzeleid, welches an den eigenen Kindern der erlebt, der gegen ſeine Aeltern geſündigt hat. Dies iſt eine Ordnung in der ſittlichen Welt, klar und unumſtößlich wie irgendein Geſetz in der äußern Natur! Und klingt euch das etwa geheimnißvoll oder wunderbar? Iſt das nicht ein wahres Sprich-

wort: „Wer die Hand gegen den Vater erhebt, gibt dem Sohn den Stecken in die Hand.“ Ist das nicht eine Naturnothwendigkeit, daß solche Söhne, welche ihre Aeltern nicht geehrt, auch nie einen stillen und geordneten Hausstand gründen, nie ein reines und volles Familienglück schmecken sollen? Oder glaubt ihr, es sei das etwas Gleichgültiges und Zufälliges, ob jemand Treue und Dankbarkeit im Herzen trägt oder nicht? Ob jemand die großen, einfachen, sittlichen Ordnungen, die von Gott selbst geweihet und uns tief ins Herz geschrieben sind, gewissenlos übertritt, oder sie gewissenhaft ehrt? Und wißt ihr nicht, daß solche Gewissenhaftigkeit die Grundlage aller Sittlichkeit ist? Und damit die Grundlage alles Lebensglücks? Wisset ihr nicht, daß, wer nicht treu im kleinen ist, auch nicht treu im großen sein kann, und daß das ganze Gebäude der Sittlichkeit auf dem Grund des Hauses, der Familienliebe und Familientreue ruht? Wie könnte es denn anders sein, als daß ein schlechter Sohn auch ein schlechter und unglücklicher Vater wird, daß der Krieg erntet, der Unfriede gesäet? Daß sich an einem jeden unter uns nach seinem Maße und in seiner Art das Wort erfüllt: „Der Aeltern Segen bauet den Kindern Häuser, aber ihr Fluch reißt sie nieder“?

So wende ich mich denn an euch, die ihr euch noch erfreut an dem Leben und der Gemeinschaft der theuern Aeltern! Wohl euch! Ihr seid beglückt vor vielen! Ihr kennt nicht die heiße und schmerzliche Sehnsucht derer, welchen sie früh hinweggerissen wurden, ehe sie selbst vermochten, ihre Liebe zu vergelten und viel Böses gut zu machen, und die wol oft von dem Verlangen überwältigt werden, sie einmal hineinschauen zu lassen in das Glück des eigenen Hauses, das durch ihren Segen gebaut, sie aufzunehmen in dies Haus und zu ehren

und zu pflegen bis ans Ende. Wohl euch! Euch iſt noch eine Friſt gegönnt, ihnen abzutragen die große Liebesſchuld, ihnen abzubitten alles Leid, das ihr über ihr Haupt gebracht, ſie zu beglücken durch das eigene Glück, mit ihnen des Lebens Feierabend ſtiller zu begehen, ihr müdes Haupt zu ſtützen, ihren reichen Segen hinüberzunehmen in das eigene Haus! Wohl euch, wenn ihr alſo thut! Wenn kein Vorwurf verſäumter Liebe euere Seele belaſtet in der Stunde des Scheidens! Dann bleiben freundlich die Züge ihres Bildes, die in euerm Herzen wohnen, dann werden euere Kinder auch einſt alſo von euch Abſchied nehmen! Amen.

20.

Das vierte Gebot.

Die Pflicht der Kindererziehung.

Text: 2 Moſes 20, 12.

Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange beſt im Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt.

Noch einmal will ich heute zu euch reden von dem errlichen, dem unerſchöpflich reichen vierten Gebot! Es um-ßt ja nicht nur die Pflichten der Kinder gegen die Aeltern, ndern ebenſo ſehr die der Aeltern gegen die Kinder. Dieſe flichten gehören zuſammen, ſind ſo ineinander verwachſen, aß wir von den einen nicht reden können, ohne die andern it zu berühren. Alſo haben wir auch ſchon die Pflich-n der Aeltern, die großen und einzigen, auf denen ihre un-ntaſtbare Würde, die durch nichts zu erſchütternde Ehrfurcht er Kinder gegen ſie ruht, angedeutet. Sie ſtehen an Gottes telle. Sie ſind die erſten Verkündiger und Erklärer ſeiner ebote. Sie ſäen den Samen des Guten. Sie ſtellen dar

vor den Kindern in all ihren Worten und Handlungen, in all ihren Anordnungen und Verboten, in ihrem ganzen zum Vorbild gegebenen Leben die göttliche Gerechtigkeit, Weisheit und Liebe selbst, und sie fordern Gehorsam, unbedingten, weil sie nicht für sich selbst nur, sondern in einer höhern Vollmacht, in einem heiligen Amte dastehen.

Von diesem Amte will ich heute zu euch reden. Von dem höchsten, welches dem Menschen anvertraut über den Menschen. Von dem mächtigsten, segen- und verderbenbringenden. Von demjenigen, welches bis in die Seelen, bis in den Lebensquell der freien Creatur hinabdringt. Von dem Amt der Erziehung.

Und da laßt mich denn zuerst das Gewicht dieses Amts, seine verantwortungsvolle und doch wieder unerläßliche Last ins Auge fassen, dann aber die Frage beantworten, welche Grundsätze uns bei der Erfüllung desselben leiten sollen.

Es ist ein herrliches, aber auch ein schweres Amt, das der Erziehung! Und schwer nicht allein in der Arbeitslast, in den unzähligen großen und kleinen Mühen von Tag zu Tag, von früh bis spät, schwer vor allem in der Gewissenslast, in der Verantwortlichkeit. Wir wissen es alle, diese Jahre der Kindheit sind die entscheidenden für das ganze Leben. In ihnen ist die ansteckende Macht des Guten wie des Bösen, die Macht der Gewohnheit, der stille unsichtbare Einfluß der Umgebung, am stärksten, am unwiderstehlichsten. In diesen Jahren des bewußtlosen, dämmernden Lebens, da die Seele alles, was von außen in sie eindringt, widerstandslos aufnimmt, da der Wille noch weich und biegsam ist, wie ein schwankes Reis, das von der Hand des Gärtners gebunden und gezogen wird. Es ist eine allen

bekannte Erfahrung, daß ein großer Theil der Menſchen ſchon in den erſten Lebensjahren leiblich dahinſtirbt; unbekannt aber iſt es den meiſten und doch nicht minder wahr, daß viele ſchon in der erſten Kindheit geiſtig welken und zu Grunde gehen! Bei wie vielen, von denen es niemand erkennt oder nur ahnt, hält der Tod ſeine frühzeitige Ernte! Da das höhere Leben nicht behütet wurde vor dem kalten Eiſeshauch der Eitelkeit und Selbſtſucht, vor dem Schmuz der Gemeinheit, da die edlern Geiſteskräfte nicht geweckt und freigemacht wurden zu ihrer Zeit. Wie viele Aeltern begehen, ohne es zu wiſſen, in Leichtfertigkeit und Trägheit das Verbrechen der Ausſetzung ihrer Kinder, die ſie ausſetzen allen ſchlechten Einflüſſen gemeiner Umgebungen, die ſie zur Erziehung überlaſſen den Dienſtboten und den Genoſſen der Straße! Wie viele begehen das Verbrechen des langſamen Kindermords, da ſie ihre Kinder verhungern und verdurſten laſſen am innern Leben, ihnen die tägliche Speiſe der Freundlichkeit und Liebe nicht reichen, und den Durſt des Geiſtes nicht ſtillen! O, ſie ſehen es nicht, denn ſie haben nicht das Auge des Geiſtes, wie das Kindesgemüth, das nach dem erfriſchenden Thau der Liebe verlangt, ſich allmählich verzehrt und abwendet in ſich, wie die Wurzeln des Lebens vertrocknen, wie das Unkraut der böſen Neigungen und Angewöhnungen aufſchießt, und wie alles nur äußerlich noch gedeiht und blüht im Schmuck der Blätter, wie aber der Stamm in ſeinem Saft verdorrt und darum keine Früchte bringt. Ja, die Verantwortung, welche die Aeltern für die Kinder zu tragen haben, iſt eine unendlich große; die Schuld, welche bei den untergehenden Kindern auf ſie zurückfällt, kann ihnen niemand erlaſſen. Es bleibt das Wort wahr: „Gott ſuchet die Miſſethaten der Aeltern an den Kindern heim“, und für manche

räthſelhafte und uns erſchreckende Führung in den Schickſalen der einzelnen Familien ſteht die Löſung mit deutlichen Lettern geſchrieben, wenn wir ſie nur zu leſen vermögen. Es bleibt die Frage, die laſtende, auf den Gewiſſen aller Aeltern, die der ewige Weltenrichter ihnen zuruft: „Wo ſind die, die ich dir gegeben habe?“ Ihr fragt mich wol betroffen: „Tragen wir denn die ganze Schuld? Wir, die wir im zarten Alter, ſolange die Kinder uns anvertraut waren, ſie behüteten mit aller Sorgfalt und gewiſſenhaftem Ernſt, die ſie aber dann fremden Menſchen, der großen Welt und ihren Verführungen überlaſſen mußten, in denen ſie verſanken, wie das Schifflein auf offenem Meer?“ Ihr erwidert mir wol: „Steht denn nicht die Erfahrung gegenüber jenem harten Urtheil, daß die Aeltern die Schuld der misrathenen Kinder zu tragen haben, daß ſo oft treue und rechtſchaffene Aeltern mit böſen Kindern geſtraft werden, und wieder ſo oft die Kinder nachläſſiger, ja entarteter Aeltern wohlgedeihen?“ Ihr fügt wol hinzu: „Wie manch verwaiſtes, ſich ſelbſt überlaſſenes Kind wird ein brauchbarer Menſch. Iſt es da nicht Gott, der ſich der Waiſen und Verlaſſenen annimmt als ihr rechter Vater? Und iſt er es nicht überall mit ſeinen geheimnißvollen Schickſalen, der die Menſchen führt und erzieht, die, wenn ſie ſeiner Führung nicht folgen, im Misbrauch ihrer Freiheit, als freie Creaturen auch ſelbſt die Schuld ihrer Sünde tragen ſollen?“

Wol liegt eine Wahrheit in ſolcher Einrede; das iſt der Gedanke der perſönlichen Freiheit jedes einzelnen, der trotz aller Einwirkungen, böſer wie guter, der umgebenden Menſchen, des Hauſes, der Welt und der Schickſale, ſelbſt verantwortlich iſt für ſein Thun; aber geben wir es auch zu: die Aeltern tragen nicht die ganze Schuld für das verfehlte

Leben des Kindes, das bleibt doch ebenso unzweifelhaft: ganz ohne Schuld sind sie nie. Ist es doch ähnlich auch hier in der Geisteswelt, wie bei dem Wachsen und Gedeihen der Saaten. Wol hängt dies Gedeihen ab von der großen umgebenden Welt, von der Kraft der Elemente, von Luft und Licht, von Regen und Sonnenschein, den der Himmel sendet, vom Gewitter und Sturmwind, der über das Ackerfeld hinfliegt; aber vor allem hängt es ab von dem, welcher den Acker bereitet, den harten Boden erweicht, die Steine sammt dem Unkraut hinwegnimmt; von dem, welcher die tiefe Saatfurche zieht; von dem, welcher den guten Samen streut, also daß nichts auf die Landstraße fällt, sondern auf den fruchtbaren Boden allein. Und solche seid ihr, ihr Aeltern! Ihr seid es, die den Acker bereiten, das weiche, empfängliche Kindesgemüth! Ihr seid es, die die Steine des Eigensinns hinwegnehmen, das Unkraut der Eitelkeit und der Leidenschaften mit ihren letzten Wurzeln aus der Seele herausreißen sollen. Ihr seid es, die die tiefe Geistesfurche ziehen, die Furche des Gehorsams, der Unterordnung unter den höhern Willen, den Willen Gottes und sein Sittengesetz. Ihr seid es, die den guten Samen streuen, das ist die Liebe zu allem, was edel ist und rein und schön, den guten Samen in ein fruchtbares Land, in das unschuldige Kindesherz, zu allen guten Stunden, in alle stillen Neigungen, Gewöhnungen und Empfindungen hinein! Ihr sollt die fleißigen Gärtner und Ackerleute sein, ihr aber auch die Wächter und Beschützer, die mit dem flammenden Schwerte dastehen, deren Auge nimmer ruht und sich schließt, auch nicht in den Stunden der Nacht, da der böse Feind am liebsten kommt und sein Unkraut säet.

So verantwortungsvoll ist das Amt der Erziehung, welches euch Aeltern anvertraut ist! Und es ist ebenso

unerläßlich wie verantwortungsvoll! Ja, es wird niemand erlassen! Es hat niemand ein Recht, Vater oder Mutter, dies Amt auf einen andern zu übertragen! Es darf niemand sagen: Ich habe keine Zeit, meine Kinder zu erziehen, ich bin schon mit andern Geschäften überhäuft! Das hieße ja soviel, wie wenn der Soldat sagte: „Ich habe keine Zeit, auf meinem Posten zu stehen", oder der Lehrer: „Ich habe keine Zeit, die Kinder zu unterrichten", oder der Richter: „Ich habe keine Zeit, Recht zu sprechen den Menschen." Zu diesem Amt der Erziehung soll jeder Vater und jede Mutter Zeit haben; das ist die erste, die heiligste, die allen andern vorangehende Menschenpflicht! Ich weiß es wol, es gehört mit zu den Krankheiten und sündhaften Verkehrungen der einfachen sittlichen Ordnungen, zu den künstlichen und verschrobenen Verhältnissen unserer Zeit; zu den Modethorheiten der vornehmen Stände und ihrem sogenannten guten Ton, der oft der allerschlechteste ist; die Kinder so früh wie möglich aus dem Hause, aus den Augen und Armen und Sorgen der Aeltern zu schaffen, sie in den ersten Jahren der Unmündigkeit den Kinderstuben und dem Gesinde zu überlassen, sie dann, wenn schon der Keim verdorben und die bösen und gemeinen Neigungen hoch aufgeschossen, zur Besserung in die Fremde zu schicken, sie in die Hände fremder Menschen, Lehrer und Beaufsichtiger zu geben, die mit ihrem Eifer die Trägheit der Aeltern, mit ihrer Gewissenhaftigkeit die Gewissenlosigkeit der Aeltern für Geld wieder gut machen sollen! Ach, ist das denn möglich? Läßt sich die Aelternsorge und das Aelternauge, läßt sich der Aeltern Ernst in Liebe getaucht, läßt sich die auch das strengste Wort noch begleitende Zärtlichkeit der Aeltern ersetzen? Läßt sich die schöne und reine Sitte des Hauses durch die Zucht der Schule ersetzen? So wenig wie der

Sonnenſtrahl durch die künſtliche Wärme des Treibhauſes, ſo wenig wie das Sonnenlicht durch der Kerzen Glanz!

Und fühlt ihr denn nicht, welch ein trauriges Zeugniß der Schlaffheit und Gleichgültigkeit, der Liebesarmuth ihr euch damit ausſtellt, wenn ihr auf das höchſte und herrlichſte Recht der Aeltern, auf welchem die Aelternfreude allein ruht, freiwillig verzichtet? Fühlt ihr denn nicht, was ihr mit dem Geſtändniß ſagt: Ich kann meine Kinder nicht ſelbſt erziehen, ich bin zu ſchwach und weich dazu, ich muß ſie fremden Händen und ſtrengerer Zucht übergeben? Das heißt: Ich habe mich ſelbſt noch nicht erzogen, mich ſelbſt noch nicht unter die ſtrenge Zucht der Pflicht geſtellt! Ich habe mich immer nur gehen und treiben laſſen im Leben, mich verweichlicht in Empfindungen und Entſchlüſſen, darum iſt auch die Liebe zu den Kindern eine ſchwache und weichliche geblieben, darum traue ich mir ſelbſt nicht den ganzen, vollen und unerbittlichen Ernſt zu, deſſen der, welcher erzieht, ſo ſehr bedarf. Ihr fühlt es wol, es iſt dies ein großes, aufopferungsvolles Werk, und ihr müßtet vor allem mit euch ſelbſt anfangen, euch ſelbſt ermannen, euch ſelbſt ganz in den Dienſt dieſer ruheloſen Aufgabe ſtellen; ihr müßtet durch euer Vorbild erziehen, wolltet ihr recht erziehen! Ja, in dieſem Gefühl habt ihr recht! Und das führt uns hinüber zu dem zweiten Theil, zu der Beantwortung der Frage, welche Grundſätze uns bei der Erziehung leiten ſollen?

Der oberſte Grundſatz iſt unzweifelhaft der: „Sei das, wozu du deine Kinder erziehen willſt, erſt ſelbſt, ſei es mit voller Wahrheit, ſei es mit ganzer Kraft.“ Oder mit andern Worten: „Erziehe nicht durch Reden allein oder durch Strafen, ſondern durch dein Leben, dein Vorbild, deine Liebe.“ O, wiſſet ihr es nicht, das iſt die größte, ſtill und langſam,

aber unwiderstehlich wirkende und mitfortziehende Macht über das Kindesgemüth, die des Lebens und der Sitte, des Beispiels und der That. Es sind die unbewußten, geheimnißvoll waltenden, sittlichen Mächte des Hauses, die guten Geister der Aeltern, die über ihren Kindern wachen, von denen alles getragen und behütet wird; es ist die Familienliebe und Treue, die das ganze Haus erfüllt und zusammenhält, und in welche auch die Kleinsten mitaufgenommen werden. Diese Mächte sind es, die das Kind erziehen, indem sie es erquicken und erheben und befestigen in allem Guten. Es ist die lautlose Zucht einer christlichen Hausordnung, die mehr wirkt als alles Verbieten und Strafen! Es ist die stille Predigt des Werks, die eindringlicher redet als das beredteste Wort! Es ist der die Lehren und Mahnungen begleitende Ernst der älterlichen Liebe, der sich so tief und unauslöschlich eingräbt in das Gedächtniß der Kinder! Es ist das ganze liebe Bild, die unvergeßliche Persönlichkeit der Aeltern, die ehrwürdige, nie von dem Recht weichende Gestalt des Vaters, die zu jedem Opfer bereite zärtliche Mutter und ihr stiller, edler Sinn, die allen jenen guten Vorschriften erst Leben geben und Lebenskraft, die fortleben in den Kindern und mit ihnen, wenn die Aeltern längst ins Grab gesunken, die sie begleiten in die Fremde, in die große Welt und ihren verführenden Leichtsinn, die, ob sie auch versunken scheinen, immer wieder auferstehen, immer wieder mahnen und rathen bei jedem Zweifel, bei jedem Abwege, und auf die wir hören, schon deshalb, weil wir das liebe Bild, das tief in unserer Seele ruht, auch in der Erinnerung nicht betrüben mögen.

O, wüßtet ihr doch, ihr Aeltern, und vor allem ihr Mütter, welch eine unvergleichliche Gewalt ihr ausübt über die

Herzen der Kinder, welch einen herrlichen Beruf Gott euch zugewiesen hat in dem Entwickelungsgange der Menschheit von Geschlecht zu Geschlecht, und wie wir überall bei der Lebensgeschichte großer und segensreich wirkender Männer auf die ersten, stillsten Einwirkungen einer edeln Mutter zurückgeführt werden! Wie auch die rohesten und härtesten Naturen da, wenn sie erinnert werden an dies Heiligenbild in ihrer Brust, erweichen! Wüßtet ihr das, ihr würdet wol von dem ersten Augenblick an, da euch Gott also begnadigt, ihm geloben, die Pflicht der Erziehung als die höchste eueres Lebens zu halten und sie also zu erfüllen, daß ihr euern Kindern zu Liebe ablegt all das äußerliche und nichtige Wesen, daß ihr ein Vorbild seid in ernster und arbeitsvoller Pflichterfüllung, in reiner Sitte, in nicht aufhörender Liebe, für euer ganzes Haus!

Und wiederum, wüßtet ihr, wie traurig und zerstörend es auf das Gemüth der Kinder wirkt, wenn sie schon früh bei den Aeltern den Widerspruch zwischen ihrem Leben und Handeln und ihren täglichen Ermahnungen und Geboten erkennen; wüßtet ihr, wie scharfsinnig die Kinder sind, wenn auch nicht in ihrem Verstande, doch in ihrem Gefühl, in ihrem sittlichen Gefühl; und wie vor allem der Unfriede der Aeltern wie ein Gift des Mistrauens in ihre Seele fällt, sodaß sie wol fragend und staunend, klagend und anklagend das dunkle Auge bei solchem Hader aufschlagen, so lange, bis das bessere Gefühl auch in ihnen abgetödtet ist! Wüßtet ihr das alles recht klar und hieltet es euch vor Augen, ihr würdet euch stark machen, schon darum, daß euere Kinder euch nicht schwach sehen, ihr würdet gerecht und wahr sein vor ihnen, schon darum, daß sie den Glauben an die Gerechtigkeit und Wahrheit nicht verlieren!

Und nun, der zweite Grundsatz für alle Erziehung heißt: „Durch Gehorsam zur Freiheit.“ Ja, zur Freiheit, das ist das hohe Ziel! Zur wahren, sittlichen Freiheit! Daß wir nicht Knechten gleich das Gute thun, wie eine mühsame Tagelöhnerarbeit, aus Furcht vor Strafe, aus Verlangen nach verheißenem Lohn, sei es hier, sei es dort, aus stumpfer Gewohnheit, aus Menschengefälligkeit, oder aus Tugendstolz; nein, daß wir es thun mit voller Freudigkeit, aus innigstem Herzen, aus den Tiefen des Gewissens, mit freier Liebe! Ohne Freiheit gibt es keine lebendige Sittlichkeit, nur todte Gesetzlichkeit! Aber zu dieser Freiheit sollen wir erzogen werden durch Gehorsam! Wir sind nicht frei, sondern gefangen in unsere eigenen Sinne, in die Außenwelt, in den Schein; wir sollen es erst werden durch Gehorsam. Dadurch, daß wir eingefügt werden in eine sittliche Weltordnung, daß wir unsern Eigenwillen beugen unter die Macht des Guten, daß wir die Sinne beugen unter die Macht des Geistes. Durch Gehorsam allein können wir die falsche Freiheit, die nichts als Schein ist, als Willkür und Laune, als Unordnung und Leichtfertigkeit, überwinden, und durch diese Selbstüberwindung allein unser wahres Selbst, unsere rechte Freiheit finden. Darum ist der Anfang und die Grundlage aller guten Erziehung: Gehorsam. Darum ist der Gehorsam der Kinder, gegründet auf Ehrfurcht gegen ihre Aeltern, nicht eine Tugend, es ist die Tugend, aus welcher alle andern von selbst folgen. Darum ist die Aufrechterhaltung des Gehorsams durch die Aeltern, die Aufrechterhaltung des älterlichen Ansehens durch Festigkeit, Gleichmäßigkeit und Unerschütterlichkeit des Willens, die erste Forderung einer guten Erziehung. Darum ist Nachgiebigkeit gegen Launen und Wünsche des Kindes, alles Schwanken und Sichwidersprechen, alle Schwäche der Liebe

ein großes und ſchweres, wenn auch oft erſt ſpät ſich rächendes Unheil. Ja, es iſt die größte Wohlthat für die Kinder, und diejenigen, welche ſie erfahren, wiſſen ſie noch in ſpäten Jahren dankend zu preiſen; für die Kinder, deren Wille noch ſchwankend, deren Urtheil noch unklar, die noch umhertaſten zwiſchen dem Guten und Böſen: daß ein unwandelbar ſittlicher Wille über ihnen ſteht, zu dem ſie aufſchauen wie zu dem feſten Firmament, dem ſie nicht zu widerſprechen und ſich zu entziehen wagen; daß ſie in eine feſte und geregelte Sitte und Ordnung eingeſchloſſen ſind. Und je ſicherer dieſe Ordnung, dieſer geräuſchloſe Gang des Hausweſens, in welchem ein jeder ſeine Stelle hat und ſeine tägliche Aufgabe zu erfüllen, ohne zu murren und zu fragen, deſto leichter und freudiger fügen ſie ſich. Es wird die gute Sitte allmählich und unvermerkt zur Sittlichkeit. Aber ich ſagte ja: „durch Gehorſam zur Freiheit". Und ich weiß es wohl, es iſt dieſer Uebergang zur Freiheit nicht leicht, und ihn zu finden zu rechter Zeit und in der rechten Form, das iſt recht eigentlich die Kunſt und Weisheit aller guten Erziehung. Wir ſollen die Kinder, von denen wir Gehorſam fordern, doch nicht wie Knechte halten, ſondern wie freigeborene! Wir ſollen die Gebote, welche wir ihnen auferlegen, nicht als übernatürliche und unverſtändliche Satzungen von ihnen fordern, ſondern als das Gute, d. i. als das, was ihnen ſelbſt gut iſt, was ihnen frommt und wahre Freude macht. Wir ſollen nicht an die Furcht uns wenden, und die Strafe immer vor Augen halten — wir verſchlechtern dadurch nur die Kinder und flößen ihnen gemeine, knechtiſche Geſinnungen ein —; wir ſollen vielmehr an ihre guten Triebe und Kräfte uns wenden, das Gewiſſen früh ſchon wecken, darauf das Kind anreden und darin unſern beſten

Beiſtand finden. Wir ſollen das Gute nicht als etwas Schweres und Fremdes loslöſen von dem Kindesleben, vielmehr überall zeigen, wie das Gute zugleich das Schöne, das Liebenswerthe das Edle iſt, das, was uns die Freundſchaft und Achtung aller Beſſern erwirbt und wahres Lebensglück verheißt. Wir ſollen all dieſe fröhlichen Geiſter zu Bundesgenoſſen nehmen, alle harmloſen Kindesfreuden gern miteinflechten in die hohe ſittliche Aufgabe, auf daß ſie lernen das Gute lieben!

O, meine Freunde, ich habe euch gewarnt vor der falſchen Freiheit, vor der Modefratze unſerer Zeit, die ſich Freiheit nennt und doch nur Leichtfertigkeit iſt; vor der ſogenannten freien Erziehung, die doch nur in der Trägheit der Aeltern, welche ſich ſelbſt die Erziehung recht leicht machen möchten, ihren Grund hat. Ich möchte euch aber ebenſo ſehr warnen vor der knechtiſchen Erziehung, durch welche ihr doch nur Sklaven erzieht, die einſt die Kette brechen; und euch erinnern an das Wort des Apoſtels: „Ihr Väter, erbittert euere Kinder nicht, daß ſie nicht ſcheu werden.“ Sorget dafür, bei aller ernſten Zucht, daß den Kindern das Aelternhaus wirklich die Heimat ſei, die Kindheit die Zeit des Glücks und aller lieblichen Erinnerungen für das ganze Leben!

Führet ſelbſt die Kinder zur Freiheit! Erweitert allmählich mit den reifern Jahren, mit dem feſter werdenden Willen die engen Schranken; gebet auf das kleinliche Mistrauen, welches tödtet. Euer Vertrauen ehre ſie und ſtärke die ſittliche Kraft! Höret auf, ſo vieles und kleines zu meiſtern und zu verbieten, es rächt ſich das oft ſchwer. Aber höret nicht auf, im Geiſte zu wachen, auch ungeſehen, auch von fern! Bindet nicht mehr an Stäbe das junge, kräftige Reis der Freiheit, laſſet es ſelbſt den Stürmen

rotzen und im Sturm zum ſtarken Stamm erwachſen! Das
ſt der Weg vom Gehorſam zur Freiheit! Zur männlichen,
ittlichen Freiheit! Auf dieſem Wege wandelt! Dann werden
uere Kinder euch ſegnen und den guten Geiſt eueres Hauſes
inübernehmen in ihr Haus! Amen.

21.

Das fünfte Gebot.

Das Heiligthum der menschlichen Persönlichkeit.

Der Gott der Liebe und des Friedens sei mit euch allen. Amen.

Text: 2 Moses 20, 13.

Du sollst nicht tödten.

Das eben verlesene Wort erscheint wol manchem unter euch als ein solches, das sich für eine Predigt wenig eigne, und über das zu euch am wenigsten geredet werden dürfe. Was soll denn uns dies Gebot? so fragt ihr. Kennen wir es nicht längst? Versteht es sich nicht ganz von selbst? Ist Einer unter uns, der es übertreten? Gibt es der Todtschläger und Mörder auch nur etliche in unserer Gemeinschaft, also daß gegen den Mord ausdrücklich gepredigt werden müßte? Und ihr geht wol noch weiter und sprecht: Was soll dies Gebot überhaupt in dem Sittengesetz? Gehört es doch in das Strafrecht hinein und wendet sich gegen ein offenbares Verbrechen, das größte und strafwürdigste, welches unter allen gebildeten Völkern der Erde ohne Ausnahme als

n Verbrechen anerkannt und von dem Geſetz verfolgt und ſühnt wird. Wir müſſen es zugeben, das Geſetz Moſe eiſt hier in das Strafrecht hinüber, ähnlich wie in dem benten Gebot: „Du ſollſt nicht ſtehlen", und es gehört mit der Eigenthümlichkeit dieſer beiden Geſetzestafeln, dieſer in tein gehauenen Elementarſätze der Menſchheit, daß hier noch eligion, Sittlichkeit und Recht in Eins zuſammengeſchloſſen id; daß hier noch Inneres und Aeußeres, Geſinnung und hat ganz nahe nebeneinanderſtehen; daß von dem vierten ebot, dem lieblichen, unmittelbar zum fünften, dem furchtrren: „Du ſollſt nicht tödten"; daß unmittelbar vor der köſtchen Verheißung: „Auf daß es dir wohlgehe und du lange beſt auf Erden", zu der Strafdrohung: „denn wer Menſchenlut vergießt, deß Blut ſoll wieder vergoſſen werden", hinüberſchritten wird.

Wir ſehen deutlich, gerade bei dieſem Gebot kommt es ehr als ſonſt darauf an, es im Geiſte des Chriſtenthums deuten, und auf die Höhe chriſtlicher Sittlichkeit zu erheben. Und das geſchieht dadurch, daß wir nicht bei der ußern That, dem blutigen Verbrechen ſtehen bleiben, ſondern inabſteigen bis in das Innerſte der Geſinnung, bis in die nkeln Tiefen, aus denen das Verbrechen heraufſtieg, bis in e Wohnung des Haſſes, in die erſten, heimlichen Wünſche s Herzens. Daß wir zurückgehen bis zu den Vätern des Nordes, den feindſeligen Gedanken, den unheimlichen Leidenhaften des Haſſes, des Neides, der Rachſucht. Daß wir des Worts gedenken, welches der Apoſtel Johannes geſprochen: Wer ſeinen Bruder haſſet, der iſt ein Todtſchläger, und ihr iſſet, daß ein Todtſchläger nicht hat das ewige Leben." Daß ir gedenken der ausdrücklichen Erklärung, welche der Herr lbſt über dies fünfte Gebot uns in der Bergrede gegeben,

wenn er ſpricht: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten geſagt iſt: Du ſollſt nicht tödten; ich aber ſage euch: wer mit ſeinem Bruder zürnet, der iſt des Gerichts ſchuldig.“

Aber noch Eins iſt nöthig zur tiefern Erfaſſung dieſes Gebots. Daß wir dem „Du ſollſt nicht“, ſogleich das „Du ſollſt“ hinzufügen, dem das Leben bedrohenden Haß die Leben gebende und ſchützende Liebe gegenüberſtellen. Daß wir uns erheben von dieſem Verbot zu der wahren Achtung unſers Nebenmenſchen, zu der Ehrfurcht vor dem unverletzlichen Heiligthum ſeiner Perſönlichkeit. Das alles umfaſſen die wenigen Worte: „Du ſollſt nicht tödten.“ Das Heiligthum der menſchlichen Perſönlichkeit!

Und ſo fragen wir denn zuerſt: Wie übertreten wir dies Gebot? Und ſodann: Wie erfüllen wir es?

Laßt uns auch hier wieder zuerſt unſern Luther hören, mit ſeiner Antwort auf das: Was iſt das? Sie lautet: „Wir ſollen Gott fürchten und lieben, daß wir unſerm Nächſten an ſeinem Leibe keinen Schaden noch Leid thun, ſondern ihm helfen und fördern in allen Leibesnöthen.“ Wie reich und weit iſt hier ſchon der Inhalt des Gebots geworden! Und doch iſt hier nur die Rede von dem Schaden und Leid am Leibe, von der Hülfe und Förderung in Leibesnöthen. Und doch umfaßt dies Gebot den ganzen Menſchen, alles, was ſein Leben erhalten und fördern, gefährden und zerſtören kann. Das ganze Leben dieſer in ſich einigen Perſönlichkeit: Leib, Seele und Geiſt. Du ſollſt nicht den Leib tödten, aber noch viel weniger die Seele! Du ſollſt nicht dem Leib Schaden und Leid zufügen, aber noch viel weniger der Seele! Wehe denen, die die Seele tödten! Die ſie mit Gift tränken; ſie in Leichtſinn und Verführung hinabziehen; ſie mit Kummer beladen! Wehe den Freunden,

die ihre Genoſſen alſo bis in die Seele tödten! Wehe den Kindern, die durch Gram und Schande, welche ſie über ihre Aeltern bringen, ſie vorzeitig in die Grube ſtürzen! Denn ſinkt nicht mit der kummerbeladenen Seele auch des Leibes Kraft dahin, in langſamem, allmählichem Siechthum — ein ſtilles Ende; aber doch ein Mord!

So laßt uns denn beginnen mit denen, die den Leib tödten, im äußerlichſten, buchſtäblichſten Sinne des Worts. Gottlob iſt dieſes Verbrechen in unſern Zeiten und unter der Herrſchaft milderer Sitten ſo häufig nicht mehr wie damals, als dies Gebot gegeben wurde, da raſch und gewaltthätig die Hand ſich ausſtreckte zur blutigen Rache; da nicht nur unter den entarteten heidniſchen Völkern, auch unter dem auserwählten Volke, wie wir in ſeinen Geſchichtsbüchern leſen, das Blut die Schwellen der Häuſer färbte und der Mordſtahl eindrang in das Heiligthum der Familie; der Mord des Gatten gegen den Gatten, des Bruders gegen den Bruder. Beginnt doch, nach dieſer heiligen Geſchichte, das Menſchengeſchlecht mit einem Mord, mit dem Brudermord!

Gottlob iſt dieſes Verbrechen, wenigſtens in unſerm Volke, noch immer ein ungewöhnliches und grauſes, das uns mit Schauer ergreift, wo es in unſere Nähe tritt. Ja, alle Schrecken des Gerichts lagern ſich bei uns um dieſes Gebot: „Du ſollſt nicht tödten.“ Und läßt ſich denn gerade bei dieſem Verbrechen die Stimme des Gewiſſens zu irgendeiner Zeit, bei irgendeinem Menſchen völlig ertödten? Es iſt nicht möglich. Sie erhebt ſich immer wieder, ob ſie auch lange verſtummte. Sie klagt dich an, wo du auch ſeiſt, in ſtiller Einſamkeit, wie in dem heitern Verkehr der Menſchen, in der Arbeit des Tages wie in der Ruhe der Nacht, im Träumen wie im Wachen; du ſollſt es nimmer vergeſſen, daß durch deine

Hand Blut geflossen. Das ist der tiefere Sinn jener Sagen und Gedichte von solchen, die dazu verurtheilt wurden, zu nächtlicher Stunde die blutigen Flecken von den Wänden und Dielen hinwegzuwaschen, und es doch im angstvollen Schweiß der Arbeit nimmer vermögen! Das sind die Flecken des Herzens, die sich nicht hinwegwaschen lassen! Das ist die Bedeutung der Furien in der Vorstellung der alten Welt, die mit ihren brennenden Fackeln die Seele martern! Das ist der tiefere Grund der Todesstrafe und die Wahrheit jenes Worts: „Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden.“ Das ist die Erklärung der uns wol auffallenden, aber so oft wiederkehrenden Erscheinung, daß die Mordbeladenen getrieben werden zum freiwilligen Geständniß, und nach der Strafe verlangen, um zu sühnen die Schuld, um ledig zu sein dieser Seelenangst, die größer ist als alle Sinnenpein! Was wollte Gott mit solcher Angst, die er in die Seele gelegt? Uns Menschen zurufen: Du sollst nicht antasten die freie Creatur, die ich zu meinem Bild gemacht, in die ich meinen Geist gelegt, der ich des Lebens Ziel und Aufgabe gesetzt, und die mir allein Rechenschaft schuldig ist. Du sollst dies göttliche, zur Freiheit berufene Ebenbild ehren und unverletzlich halten in einem jeden Menschen! Wol ist von einem solchen Mord, der aus Haß oder Gewinnsucht verübt wurde, den das Gewissen und die öffentliche Stimme laut verurtheilt, dessen Schuld der Thäter auf sich nehmen muß und auf niemand sonst abwälzen kann, noch gar sehr verschieden die Zerstörung von Menschenleben, die nicht von einem oder einzelnen, sondern von einer ganzen bethörten Menge vollzogen wird, die nicht in persönlichem Hasse, sondern in dem Hassen und der Verfolgungssucht einer Partei, einer Glaubenspartei, oder einer politischen Partei ihren Ur-

ſprung hat; die nicht mit dem vollen und klaren Bewußtſein des Verbrechens, ſondern in dem Wahn, etwas Gutes zu thun für den reinen Glauben der Kirche oder für die volle Freiheit des Volks, ins Werk geſetzt wird. Und doch, ein Mord iſt auch eine ſolche That, ſoviel Unklarheit und Bethörung ſich auch hineinmiſchen mag. Und gerade für ſolche, die ſich beſinnungslos durch die Leidenſchaften der Partei von Stufe zu Stufe fortreißen laſſen, ſteht das Gebot geſchrieben: „Du ſollſt nicht tödten.“ Ja, die chriſtliche Kirche ſelbſt hat durch viele Jahrhunderte hindurch gegen dies fünfte Gebot geſündigt und unendliche Blutſchuld auf ſich geladen, verblendet durch den verkehrten Gedanken der Glaubenseinheit, der Einen, unfehlbaren Wahrheit, welche die Kirche lehrt, wähnend, dieſer Glaube könne durch Furcht und Schrecken erzwungen, und der Unglaube durch Schwert und Flammen ausgerottet werden. Die chriſtliche Kirche, welche die Scheiterhaufen entzündete, zu der die fromme Einfalt das Holz herbeitrug, welche die Kerker mit den verhaßten Ketzern anfüllte und mit allen Marterwerkzeugen der Inquiſition Leib und Seele peinigte, und ihre gierige Verfolgungsſucht zu beſchönigen ſuchte mit dem ſcheinheiligen Wort: „Die Kirche dürſtet nicht nach Blut, ſie bedient ſich nur des weltlichen Arms“; dieſe chriſtliche Kirche war nicht minder blutdürſtig in ihren Glaubensrichtern, wie die Revolution, die ſich in Frankreich gleich einem Strafgericht vollzog, in ihren Freiheitshelden, welche die Freiheit nur für ſich haben wollten, für ihre Gegner aber den Schrecken und das Beil!

O, dieſer Glaube und dieſe Freiheit, wie viele Menſchenopfer haben ſie ſchon gefordert; wie viel wahnwitzige Blutgier, wie viel Haß und Verfolgungsſucht hat ihren heiligen Namen geſchändet und ihr ſtrahlendes Banner befleckt! Und

sollten wir nicht alle uns das zu Herzen nehmen, die, welche für den Glauben, wie die, welche für die Freiheit kämpfen: daß es keinen wahren Glauben gibt, der der Liebe bar ist, und den Glauben anderer nicht zu ertragen und zu achten vermag; daß der Glaube das innerste Heiligthum des Menschen, das freieste Leben des Geistes ist, und nur still und frei und aus dem Innern heraus erwachsen kann. Daß es aber auch keine wahre Freiheit gibt, die erzwungen wird, die in Furcht und Schrecken gehüllt einhergeht, durch Drohung und Straßengeschrei und Pöbelaufruf sich hindurchwälzt! Sollen wir uns nicht alle vor dieser tiefentsittlichenden und uns zu Knechten der Leidenschaften erniedrigenden Macht des Parteitreibens bewahren, und in dem Augenblick zurücktreten aus der befleckenden Gemeinschaft, in welchem wir fühlen, daß wir nicht mehr uns selbst angehören, nicht mehr die Persönlichkeit und die Ueberzeugungen anderer zu ehren und die Rechte anderer gleich den unsern anzuerkennen im Stande sind; in welchem wir fühlen, daß wir den Haß in unsere Seele aufnehmen und großziehen, und dann des Worts gedenken: „Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger!" Ja, wollen wir das fünfte Gebot recht verstehen, so müssen wir zurückgehen bis zu den Quellen des Mordes, zu dem Zorn und dem Haß, dem Neid und der Verfolgungssucht. Hier hat das „Tödten" seine Wurzeln, diese sollen wir ausreißen. Denn es gibt nicht nur einen Todtschlag durch den Arm, durch Schwert und Gift und Geschoß, auch einen Todtschlag durch die Zunge, auch einen Todtschlag im Herzen. Ihr wißt es wol, die Zunge kann so tödlich und tief, so bis in das Herz hinein treffen, wie kein feindliches Geschoß! Und ihr habt es wol schon erlebt — wohl euch, wenn ihr selbst nicht solche Schuld schon auf

euch geladen — wie ein feindseliges Wort, eine Andeutung, eine Verdächtigung, im wohlgewählten Augenblick gesprochen, gleich einer scharfen Spitze in die unbeschützte Stelle hineindrang und tödtend wirkte, sodaß der Getroffene erbleichte und die Erwiderung auf den Lippen erstarb, und die Thränen in das Auge traten, und er während seines ganzen Lebens dies tödliche Wort nicht wieder vergessen konnte. Und war denn ein solches giftgetränktes Wort besser als ein tödlicher Pfeil in die Brust gesandt? Und glaubt ihr, der, welcher also seinen Bruder traf, könne sich damit entschuldigen, es sei ja doch wahr gewesen, was er gesprochen, und die Wahrheit zu sagen habe ein jeder das Recht? Kennt ihr denn nicht den schönen christlichen Wahlspruch: Wahrheit üben in Liebe? Und wißt ihr nicht, daß die Wahrheit selbst, in Haß und Leidenschaft getaucht, zur Lüge wird? Daß, wenn sie durch den Haß auch nur um eine Linie entstellt und übertrieben ist, ihr schönes Angesicht zu einer häßlichen Fratze wird?

Und doch gibt es noch einen andern Todtschlag durch die Zunge, welcher schlechter ist als dieser, und sich zu ihm ebenso verhält wie der heimliche Meuchelmord zu dem offenen Zweikampf. Das ist das Wort der Verleumdung und lieblosen Verurtheilung unsers Nebenmenschen, dem wir ins Angesicht schmeicheln, und wenn er sich abgewendet und sich nicht zu vertheidigen vermag, tödlich verletzen. Das ist der feige Giftmord, heimlich und unversehens beigebracht, eingehüllt das Gift in Freundschaft und Theilnahme, aber sicher wirkend, um Ehre und Ansehen in nahen und fernen Kreisen zu untergraben. Ja, die Zunge ist wol ein klein Ding, und sie richtet doch großes Unheil an. Sie ist, wie der Apostel Jakobus sagt, ein Feuer, eine Welt von Ungerechtigkeit. Und ist es

auch nicht die offenbare Lüge, welche über unsere Lippen geht, ist es auch nur ein Argwohn, der hingeworfen wird, eine leise Verdächtigung, eine kleine Uebertreibung, ein leichtgläubiges Annehmen und leichtfertiges Weitertragen des unnützen Geschwätzes, wir machen uns doch zu Mitschuldigen der Ehrenkränkung, des sittlichen Todtschlags an unserm Nebenmenschen! Wie viele laden diese Schuld auf sich, die gar nicht mehr wissen, daß sie unrecht thun! Zu deren täglicher Unterhaltung, zu deren vollem Wohlbefinden dies halb leichtgläubige, halb lügenhafte Geschwätz, dies Zischeln der Lästerzungen, dies schadenfrohe Zuflüstern gehört!

Aber noch weiter zurück müssen wir gehen, zu der giftigen Quelle, aus der all dies Unheil fließt, zu dem Todtschlag, den wir im Herzen tragen, zu dem Zorn und dem Haß und Neid. Wol führt der Zorn so leicht und auf dem geradesten Wege zum wirklichen Todtschlag und hat wol manchen sonst gutartigen Menschen, der seiner nicht mächtig war, in großes Unglück gestürzt. Denn er gleicht einem wilden Thier, das wenn es die Kette zerreißt, alles niedertritt und zerstört, was ihm in den Weg kommt. Wer im Zorn handelt, heißt es im Sprichwort, geht im Sturm unter Segel, und niemand weiß, wo dies Schiff landen wird. Und doch ist viel böser und zerstörender, als der rasch aufflammende und rasch vorübergehende Zorn, der Haß, der sich tief eingräbt in das Gemüth, und die ganze Seele bitter und böse macht. Ja, das ist der eigentliche Todtschläger, und gingen alle die Flüche und stillen Wünsche in Erfüllung, die der Haß gebiert, wie viele Menschenleben würden dahingeopfert, wie viele Blutschuld auf die Gewissen gelegt? Und wieder da, wo einmal der Haß seine Wohnung genommen, wie leicht und unerwartet führt er auch zum wirklichen Todtschlag! Alles ist ja vor-

bereitet im Innern, und es bedarf nur eines Zufalls, eines frechen Ergreifens der günstigen Gelegenheit, nur des Anstoßes einer fortreißenden Leidenschaft, um das Leben hinwegzuschaffen, welches längst im Wege stand! Wie oft sahen wir, namentlich bei solchen, die am nächsten aneinandergekettet waren, bei den Gatten, die Erkältung übergehen in Haß, und den Haß, sobald eine unreine Leidenschaft dazutrat, ausbrechen in Nachstellungen nach dem Leben!

Dem Haß aber, wie nahe verwandt und wie oft verbunden ist der häßliche, kleinliche Neid! Ja, das ist recht eigentlich des Hasses tägliche Speise! Wie ruhig, ja lächelnd sieht der von Neid Erfüllte neben sich niedersinken und in Elend und Krankheit verkommen den, welcher einst glänzend und hoch dastand! Er hat keine Theilnahme und Hülfe für ihn, nur deshalb, weil er sich einst über ihn erhoben; weil er vornehmer war und größere Ehre genoß, und mehr Reichthümer sich erworben und schönere Kleider trug; — nur deshalb ist alles menschliche Gefühl und Erbarmen erstorben! Wisset ihr wol, wie der erste Brudermord zu seiner Quelle den Neid hatte? Wie Kain seinen Bruder deshalb haßte, weil Gott seine Opfer gnädiger angesehen als die seinen? O, wir blicken hier hinab in eine Welt von Ungerechtigkeit, von Kleinheit und Bosheit! Und wir fragen wol beängstet: Wie mögen wir das fünfte Gebot recht erfüllen? So schaut denn hin auf den, welcher es erfüllt hat! Wie am Anfang der Weltgeschichte der Uebertreter steht, der Brudermörder Kain, der das Menschengeschlecht in Blut getaucht, so in der Mitte, in dem Wendepunkt der Weltgeschichte, der Erfüller dieses Gebots, der sein Blut gegeben für die Brüder; der uns nicht nur das Gleichniß des barmherzigen Samariters vor Augen gestellt, der selbst dieser barm-

herzige Samariter war! Und fragen wir, welches der Inhalt seines geweiheten Lebens, welches seine die ganze Menschheit mit emporziehende und errettende Kraft war, so ist die Antwort: die erbarmende Liebe. Er hat den Zorn und Haß und Neid, der mächtig überall', überwunden, in der eigenen Brust wie in der Welt, die durch den starken Magnet seines Geistes angezogen wurde; durch die Allmacht der Liebe. Er war der barmherzige Samariter, welcher herabstieg in den Staub und sich niederbeugte zu den Verwundeten und das Oel der Gnade und Freundlichkeit auf die brennenden Wunden träufelte, und die dem Tode schon Nahen rettete und in die Herberge des Friedens führte. Er wollte nicht das Leben nehmen, sondern geben, und das eigene Leben gern verlieren, um das der Brüder zu erhalten. Und er fordert von allen, die seinen Namen tragen, daß sie in solcher Liebe ihm nachfolgen. Daran will er seine Jünger erkennen. Die, welche die Hungerigen speisen und die Frierenden erwärmen, und die Nackten kleiden und die Kranken pflegen und trösten, und die Ertrinkenden retten und der Verlassenen sich annehmen, und die Verachteten wieder erheben und die Geschmäheten mit mildem Wort vertheidigen: das sind seine Nachfolger, sie sind es allein. O, glaubt mir, es gehört viel dazu, das fünfte Gebot recht zu erfüllen: den Brüdern überall das Leben zu erhalten und zu fördern, sie vor allem Schaden und Leid, soweit wir es vermögen, zu bewahren. Kommt es doch nicht allein auf die äußere Hülfleistung an, sondern auf das herzliche Erbarmen in allen Dingen; auf die Langmuth und Geduld, mit der wir immer wieder vergeben und hoffen; auf den milden Sinn, der niemand aufgibt, niemand verurtheilt bis zum Tode. Das ist ja das Größte und Herrlichste an dieser Liebe — das Nicht-aufhören, das Nicht-müde-werden, das Sich-

nicht-verbitten-laſſen. So allein wird der tief im Herzen wohnende, brudermörderiſche Sinn überwunden. Und es kommt nicht allein darauf an, daß wir ſelbſt die Menſchen um uns her nicht beſchädigen und übervortheilen und Frieden mit ihnen halten allewege — nein, wir ſollen auch Frieden ſtiften und wiederherſtellen da, wo er durch andere zerſtört wurde. Wenn ein Streit ſich erhebt zwiſchen Nachbar und Nachbar, zwiſchen Bruder und Bruder, zwiſchen Mann und Weib, ſo gieße nicht Oel in das Feuer, laufe nicht herüber und hinüber, um die Gemüther noch mehr zu verwirren, gib nicht jedem ſcharfen Wort die gehäſſigſte Auslegung, ſondern löſche die Flamme des Zorns aus durch verſtändige Rede, kehre alles zum Guten und wende dich überall an das beſte Theil im Menſchen, nicht an ſeine thörichten Leidenſchaften. Das alles gehört mit zum fünften Gebot! Und es gibt keine Mitte zwiſchen Haß und Liebe, zwiſchen bleichſüchtigem Neid und herzlicher mitfühlender Freude, zwiſchen habſüchtiger Beſchädigung und aufopferndem Wohlwollen, zwiſchen Streit und Frieden; es gibt keine Gleichgültigkeit! Da, wo die Liebe nicht wohnt, zieht alsbald der Haß ein; da, wo wir uns nicht mitfreuen können mit den Glücklichen, müſſen wir ſie beneiden; da, wo wir keinen Frieden in uns tragen, bricht der Streit bald hervor; da, wo Chriſtus nicht unſer Freund und Vorbild geworden, regt ſich Kain der Brudermörder in uns, und wir fangen an zu rechten und zu neiden und uns zu erbittern und den Arm zu erheben und die Zunge zu vergiften gegen den, welcher beſſer und glücklicher iſt als wir!

Es gibt keine Mitte! Wir können nicht Feuer mit Feuer löſchen. Die Liebe allein vermag des Feuers Glut zu dämpfen und den Haß zu überwinden! Amen.

22.

Das sechste Gebot.

Das Heiligthum der Ehe.

Text: 2 Moses 20, 14.

Du sollst nicht ehebrechen.

Dies sechste Gebot ist wieder unendlich reicher und inhaltsvoller, als es auf den ersten flüchtigen Blick erscheinen mag. Wir haben hier nicht allein von dem Bruch der Ehe, von allem, was sie bricht, löset und zerrüttet, zu reden, sondern zugleich ihr innerstes Wesen, ihre sittliche Aufgabe, Macht und Herrlichkeit zu ergründen. Wir haben das Heiligthum der Ehe vor euch zu enthüllen! Eng schließt sich, wie ihr alle sogleich erkennt, dies sechste Gebot an das vierte an. Es ist freilich nicht von einer ausdrücklichen Segensverheißung begleitet wie dieses, aber es ist die Quelle alles Segens auf Erden, auch der Kinder- und Aelternliebe. Es ist freilich nicht ein schönes und liebliches Gebot wie dieses, denn es

lautet nicht: „Ihr Gatten, liebet euch untereinander", es ist nur ein drohendes Verbot: „Du sollst nicht ehebrechen"; aber doch ist alle Liebe der Menschen untereinander ausgegangen von dieser und erfüllt in ihr — in der Liebe von Mann und Weib!

Auch von diesem Gebote gilt, wie von dem vierten: es ruht zugleich auf einem mächtigen Naturtriebe und einem hohen Sittengesetz. Es wird von der sinnlichen Neigung getragen und durch die Macht der Gewöhnung unterstützt, daß seine Erfüllung so leicht und natürlich erscheint, so ganz sich von selbst verstehend, als ob es gar keiner besondern Mahnung bedürfe. Und doch ist die rechte Erfüllung, die wahre, selbstüberwindende, unverletzte, eheliche Liebe und Treue bis ans Ende — sehr schwer.

Das Heiligthum der Ehe — wie viel sagen und fordern diese wenigen Worte! Wir vermögen nicht anders als in einer Reihe von Vorträgen dies festeste Band der Menschen untereinander, diese Wurzel allersittlichen Gemeinschaft, vor euch darzulegen. So wollen wir denn heute uns darauf beschränken, zu reden von diesem Heiligthum, wie es vor uns steht als eine von Gott gesetzte, den ganzen Menschen und das ganze Leben umfassende sittliche Ordnung, und dann erst in spätern Betrachtungen weiter fragen: Wie halten wir diese Ordnung heilig, im Eingehen und im Fortführen der Ehe; wie brechen wir sie und wie vermögen wir sie wiederherzustellen?

Die Ehe ist eine von Gott gesetzte, den ganzen Menschen erfassende, das ganze Leben durchdringende sittliche Ordnung. Sie ist von Gott geordnet. Sie ist von Ewigkeit, so alt wie die Welt. Sie gehört nicht einer bestimmten Zeit oder einem einzelnen Volk an. Sie ist nicht erdacht oder erfunden. Sie ist nicht eingeführt und

kann nicht abgeschafft werden. Sie steht da, als ein großes, unantastbares Naturgesetz. Sie ist von Gott geordnet. So sagt ja Christus: „Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden.“ Er selbst ist der Stifter des Ehebundes. So heißt es im ersten Buch des Moses, gleich nach dem Bericht über die Entstehung der Welt: „Gott sprach, es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehülfin geben, die um ihn sei.“ So ruft Adam nach eben dieser uralten Sage, da er das Weib, das Gott aus seiner Rippe geschaffen, neben sich sieht, aus: „Ist das nicht Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch?“ Wir nehmen diese ganze alttestamentliche Erzählung, dies Sprechen Gottes, diesen unmittelbaren Verkehr mit den ersten Menschen, diese Schöpfung aus der Rippe des Mannes nicht äußerlich und buchstäblich; aber sie ist uns eine schöne und tiefsinnige Sage, welche die Wahrheit nahe bringen soll, daß die Ehe eine mit der Welt selbst beginnende, über alle Zeiten hinausragende, unwandelbare sittliche Ordnung ist, die in dem Schöpfer dieser Welt selbst ihren letzten Grund hat; daß der Bund von Mann und Weib sich im tiefsten Innern als ein Suchen und Finden des Verlorenen, als eine Wiedervereinigung und Ergänzung der getrennten Theile der Menschheit verkündet. „Die Ehe ist von Gott selbst geordnet“; dieser Gedanke ist wol vielfach entstellt und misdeutet worden, und vor allem von solchen, welche so gern und viel von göttlichen Ordnungen in der Welt reden, als von übernatürlichen, gleichsam über dem sonstigen Erdenleben schwebenden Mächten und Einrichtungen, und welche zu solchen göttlichen Ordnungen außer der Ehe die obrigkeitliche Gewalt in der Gestalt eines unbeschränkten Königs, von Gottes Gnaden, zählen; ferner das geistliche Amt mit seinen besondern Gnaden-

kräften und Gnadenmitteln, den Sakramenten. Nicht in diesem übernatürlichen, magischen, ich möchte sagen, katholischen Sinne rede ich von der Ehe als einer göttlichen Ordnung. Sie ist vielmehr, und das enthält keinen Widerspruch, durch und durch natürlich. Sie ist ein großes, von Gott selbst gesetztes Naturgesetz. Sie ist durch und durch menschlich. Denn alle menschlichen Tugenden wurzeln in ihr, gedeihen in ihr, sammeln sich um sie. In ihr wird der dunkle, auf die Fortpflanzung des Geschlechts gerichtete Instinct, der durch alle Stufen der Natur hindurchgeht, mit sittlichen Kräften erfüllt, das Sinnenleben schon von Anbeginn auf Liebe und Treue gegründet, werden alle natürlichen Kräfte sittlich gereinigt und geweiht. Sie ist durch und durch menschlich, und alle menschlich-schöne Sitte und Sittlichkeit geht von ihr aus und kehrt zu ihr zurück. In diesem Sinne, und nur in diesem ist sie von Gott geordnet. In diesem Sinne rede ich überhaupt nur zu euch von göttlichen Ordnungen, von heiligen Gesetzen unter den Menschen. Denn es gibt nichts Göttliches in diesem Reich auf Erden als das, was zugleich von Anbeginn tief in das Menschenleben gepflanzt wurde, der innerste, unsterbliche, Gott zugewandte Theil des Menschen; es gibt keine heiligen Anstalten und Einrichtungen und Menschen, die hinausgehen über das, was menschlich gut und recht ist, keine Heiligkeit des Lebens, die höher stände als die Sittlichkeit. Nein, das wissen wir alle, solche Heilige, wie die katholische Kirche sie glaubt und verehrt, erheben sich nicht über das, was sittlich gut ist für jeden Menschen; sie sinken vielmehr nur tiefer hinab in Unwahrheit und Unnatur, in geistlichen Hochmuth und liebloſe Schwärmerei, in Sinnlichkeit und heimliche Laster aller Art. Das ist unsere protestantische Ansicht von der Ehe als einer göttlichen Ordnung. Wir halten

sie nicht für ein Sakrament, wie die Katholiken, nicht für ein unlösbares Band, das fortbesteht bei aller innern und äußern Zerrissenheit, wir tragen nicht geheimnißvolle und übernatürliche Kräfte in sie hinein; sie ist uns vielmehr die Grundgestalt aller menschlichen Sittlichkeit, das erste, einfachste, festeste sittliche Band, durch welches alle Bande der menschlichen Gemeinschaft zusammengehalten werden. Aber wir nennen sie deshalb eine göttliche Ordnung, weil sie der Willkür menschlichen Dichtens und Trachtens, der Wandelbarkeit menschlicher Entwickelungen, dem Zufall menschlicher Erfindungen enthoben, weil sie das ewig Menschliche ist. Und doch, ist sie denn dieser wechselnden Sitte und den sonst überall sich kundgebenden Verirrungen und Ausartungen so ganz enthoben? Ist es denn wahr, daß sie von Anbeginn ganz ebendieselbe Gestalt gehabt wie heute? Gewiß nicht. Aber wir müssen hier wohl unterscheiden zwischen den verschiedenen Erscheinungsformen der Ehe, die je nach Bildung und Gesittung der Völker und nach den Vorstellungen der Zeiten und Religionen sich wandeln, und der Ehe selbst, diesem sittlichen Bande von Mann und Weib, das zu keiner Zeit völlig zerrissen und abgethan werden kann, nicht eher, als der letzte Funke des sittlichen Geistes in der Menschennatur erloschen ist. Die Ehe ist so alt wie die Welt und doch — wie verschieden die Empfindungen, unter denen sie eingegangen wird, welche sie durchs Leben begleiten, die Schranken, welche die Liebe sich selber zieht, wie verschieden die Stellung von Mann und Weib! Ja, es ist nicht wahr, daß schon der Alte Bund die Ehe in derselben Reinheit und Hoheit gekannt, wie unsere Zeit. Das bezeugen uns ja die Patriarchen, Abraham, Jakob, die Vorbilder der Frömmigkeit; die, ohne auch nur daran zu denken, daß sie eine Sünde auf sich laden, mehrere Frauen nahmen; das

der König David und Salomo, zu denen das Volk aufschaute als seinen glänzenden Häuptern; das bezeugt uns ja noch das Gesetz des Moses, in welchem dem Manne das Recht willkürlicher Verstoßung seines Weibes förmlich zuerkannt wird, wenn es im fünften Buch des Moses im vierundzwanzigsten Kapitel, Vers 1, heißt: „Wenn jemand ein Weib nimmt und ehelicht sie, und sie nicht Gnade findet vor seinen Augen, um etwa einer Unlust willen, so soll er einen Scheidebrief schreiben und ihr in die Hand geben und sie aus seinem Hause lassen."

Wir wissen es, und wer wagte es zu leugnen, daß die Ehe durch das Christenthum eine höhere Weihe und geistige Bedeutung erhalten, daß sie zu einer innigen und ausschließlichen Gemeinschaft des ganzen Menschen und des ganzen Lebens, auch des Gemüths- und Seelenlebens geworden, daß durch die christliche Sitte das Weib emporgehoben wurde aus der Abhängigkeit und dem Magddienst des Morgenlandes zur ebenbürtigen Genossin. Wir wissen, wie Christus selbst es war, der sich gegen die im Mosaischen Gesetz noch bestehende Rechtlosigkeit des Weibes und förmlich gestattete Verstoßung durch den Mann so stark erhob, und die wahre Ehe für unauflöslich erklärte in dem Wort: „Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden"; wie er den höchsten sittlichen Maßstab, den der Gesinnung und Empfindung anlegte an die eheliche Treue in dem Wort: „Wer ein Weib ansieht und ihrer begehrt, der bricht die Ehe." Wir wissen ferner, wie der Apostel Paulus, im Epheserbriefe im fünften Kapitel, den Bund der Ehe als die höchste, innigste und unzertrennlichste Gemeinschaft erfaßte, da er sie verglich mit dem Bunde Christi und seiner Gemeinde, in dem Wort: „Ihr Männer, liebet euere Weiber, gleichwie Christus geliebt hat die Gemeinde und hat sich selbst für sie gegeben." Und den-

noch müſſen wir offen bekennen: Nicht Chriſtus und Paulus allein haben die Ehe zu dem erhoben, was ſie geworden; ja Chriſtus und Paulus haben nicht vermocht, mit ihrem Wort die chriſtliche Kirche zu bewahren vor großen, länger als ein Jahrtauſend dauernden Flecken und Entſtellungen, vor ſchwer ſich rächenden Verirrungen, vor der Ueberſchätzung und Heiligpreiſung des eheloſen Lebens! Hat doch Chriſtus, während er alle andern Lebensverhältniſſe ſelbſt durchlebte und alſo weihete in Freud und Schmerzen, in Gehorſam und Geduld, und uns ein Vorbild gelaſſen, dem wir vertrauensvoll nachfolgen können, für die Gemeinſchaft der Ehe in Liebe und Treue uns kein Vorbild gegeben. Und hat doch der Apoſtel Paulus in jener euch allen wohlbekannten Stelle im ſiebenten Kapitel des Korintherbriefes das Wort geſprochen: „Wer heirathet thut wohl, wer nicht heirathet thut beſſer", und damit begründet, daß der, welcher ledig bleibe, ſorge für das, was des Herrn iſt, der aber, welcher freie, für das was der Welt angehöre. Hat er doch, dem Krieger gleich, der um fröhlichen Muthes in den heiligen Kampf für das Vaterland zu ziehen, ſein Herz nicht binden will durch zarte Bande, alſo in ſeinem hohen und aufopferungsvollen apoſtoliſchen Beruf, in dem Beruf des Kriegers und in der ſchweren und entſcheidenden Zeit des erſten Kampfes des Chriſtenthums mit der heidniſchen Welt, ſein Herz nicht binden wollen durch Frauenliebe, nicht erfüllen mit Erdenſorgen, und iſt dadurch, wenn auch wider ſeinen Willen, zu einem Vorbilde erhoben, von allen denen, welche ſchwärmeriſche Entſagung und Eheloſigkeit höher ſtellen, als ein ſtilles und treues eheliches Leben!

Ja, erſt durch die Reformation iſt die Ehe in ihre vollen Rechte und Ehren eingeſetzt, als ein gottbegnadigter Stand! Erſt durch das deutſche Volk, deſſen größte, mit

einem Herzblut beſiegelte That dieſe Reformation war, iſt auch das deutſche Gemüth mit ſeiner ganzen Innigkeit und Treue eingezogen in das Haus und das Familienleben. Erſt durch unſern großen Luther, den deutſcheſten Mann, iſt es mit voller Kraft und Gewißheit ausgeſprochen, daß die Familie die rechte und einige Pflanzſtätte aller chriſtlichen Tugenden ei, die nicht hinter dunkeln Kloſtermauern in Entſagung und Vereinſamung, ſondern allein in den lichterfüllten Räumen des Hauſes, unter der ſtillen Pflege und der frohen Gemeinſchaft der Liebe gedeihen können. Wie er dies ausgeſprochen in dem Wort: „Alle Jungfrauen und Heiligen in den Klöſtern ſind nicht würdig, einer treuen und wackern Hausfrau die Schuhe auszuziehen.“ So iſt denn in unſerer proteſtantiſchen Kirche die Erkenntniß durchgedrungen, daß das eheliche Leben die Schule der ſtillſten, unſcheinbarſten, aber köſtlichſten Tugenden, eine ununterbrochene Uebung der Milde, der Selbſtüberwindung und ſorgenden Liebe ſei, welche kein eheloſes Leben, und ſei es auch noch ſo heilig und auserwählt, kein Kloſter, erſetzen kann. Wir ſehen aus dieſer Betrachtung, wie die Ehe wol eine ewige und unzerſtörbare göttliche Ordnung iſt, aber zugleich ſo echt und tief menſchlich und ſo eng mit den beſten Kräften der Menſchheit, mit der Eigenthümlichkeit der Völker, mit dem ſtillen Heiligthum des Gemüths verbunden, daß ſelbſt inmitten der chriſtlichen Kirche gar verſchieden die Urtheile über den Werth und das Weſen der Ehe, gar verſchieden das Maß der Treue und Heilighaltung dieſes Bundes.

So laßt uns denn weiter gehen und fragen: Was will, das umfaßt dieſe von Gott geſetzte Ordnung? Sie will und wirkt die innigſte und völligſte Lebensgemeinſchaft. Sie umfaßt das ganze innere und äußere Leben. Sie gründet ſich auf Liebe und wirkt Einheit, Gemeinſchaft, Ergänzung in

Liebe. Ihr kennt alle das Wort: „Darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, und werden die zwei ein Fleisch sein. So sind die nun nicht zwei, sondern eins, und was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden.“ „Sie sind nicht zwei, sondern eins“, das sollen wir festhalten und wahr machen! Sie sind in geistiger und leiblicher Gemeinschaft eins; eins in ihrem Streben und Wollen, in ihrem Urtheilen und Empfinden, in ihrem Sorgen und Hoffen, in ihrer Freude und in ihrem Schmerz; eins durch die starke umwandelnde, immer tiefer einende Macht der Liebe. In ihr werden wir ja erst volle Menschen. Denn es vereinigen sich die getheilten Kräfte unserer Natur; da der Mann empfinden lernt mit des Weibes zartem Gefühl, und das Weib stark und fest wird mit ihrem Mann. In ihr durchdringen sich Gemüth und Verstand, der Sinn für das Kleine wie für das Große, für das Haus wie für das Vaterland; in ihr sind die beiden nicht mehr zwei, sondern eins. Und welche ist diese Liebe? O, es ist die eine und ewige, die die Welt geschaffen, die Welt durchströmt und sie zusammenhält, es ist die Liebe, die Gott selbst ist. Sie stammt aus Gott, wie der Apostel Johannes sagt, und das ist der Sinn des Worts: „Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden.“ Es ist die Liebe, von welcher der Apostel Paulus sagt, daß sie alles trägt, alles hofft, alles duldet, daß sie zudeckt der Sünden Menge. Und wendet mir nicht ein, das sei ja eine andere Liebe, die hier gemeint, die heilige, aus Gott stammende Bruderliebe aller Menschen untereinander, eine andere als die Sinnenliebe von Mann und Weib. O, wisset, aus einer Quelle fließen sie alle, die Wasser der Liebe, alle die Ströme und Bäche, welche das Menschenleben durchziehen, so verschieden auch die Himmelsrichtung, in welcher sie

gehen, so weit oder eng auch das Strombett sein mag, das sie umgrenzt. Es ist diese Liebe von Mann und Weib unter allen Formen die engste, aber darum auch die innigste. Sie ist die Liebe, in welcher wir nicht allein den Menschen als Mitgenossen unsers Geschlechts, als Miterben des ewigen Reichs umfassen und tragen und in allem Elend ihm helfen, nein, es ist die, in welcher wir diese Menschengestalt, dies Spiegelbild des göttlichen Wesens, in seiner tiefsten, liebenswerthen Eigenthümlichkeit erfassen, um mit ihm Eins zu werden, ihm zu geben und von ihm wieder zu empfangen. Es ist diese Liebe nicht geistig allein, sondern innlich und geistig zugleich. Sie umfaßt den ganzen Menschen. Hier und hier allein heißt es: sich ganz hingeben. Alle sinnliche Empfindung und Leidenschaft durchdringt sie, um sie zu adeln mit den höhern Kräften des Geistes und Gemüths. Darum ist sie so unüberwindlich, so stark wie der Tod, wie es schon im Hohenliede heißt. Darum gilt alles das, was der Apostel Paulus von der Liebe rühmt, „Nicht müde werden, nicht aufhören, alles glauben und hoffen" von dieser Liebe im höchsten, im eigentlichsten Sinne. Sie wird nicht müde unter allen Lasten, sie hört nimmer auf zu hoffen und auch die Fehler und Sünden des geliebten Wesens zuzudecken vor der Welt und zu überwinden durch das aufrichtige Wort der Wahrheit. Sie soll und kann nicht durch äußere Geschicke, durch Unglück und Noth abgeschwächt werden; das vermöchte denn das ohnmächtige Unglück gegen wahrhaftige Liebe? Es kann ja nur dazu dienen und ist dazu von Gott gesandt, alles eitle und eigensinnige Wesen, das sich eindrängt zwischen Mann und Weib, hinwegzuschmelzen, die Herzen fester zu binden, die Kampfeskräfte herrlicher zu erhöhen.

Und kann denn diese Liebe je abgestumpft werden durch die Zeit, je ausarten in Alltäglichkeit und Gleichgültigkeit, je alt werden durch die Jahre? Das war nicht Liebe, die wir also verblühen sehen, sondern ein oberflächlicher Sinnenreiz; das war nicht tiefere Wahrheit, in welcher sich die Herzen gefunden, sondern Schein und Selbstbetrug!

Und das nehmt zum Zeichen wahrhaftiger Liebe! Wie es überhaupt vom geistigen Leben des Menschen gilt: kein Stillstehen, kein Bleiben; wie überall der, welcher nicht vorwärts schreitet, zurückgeht, so gilt es im erhöhten Maße von der Gemeinschaft der Ehe! Die wahre Liebe bleibt nicht dieselbe, sondern erstarkt und vertieft sich im Geiste, wenn auch der Reiz der Sinne und der holde Schein abgestreift wird; sie zieht sich immer mehr zurück in die Tiefen des Gemüths, ergreift immer mehr alle Kräfte des Willens, stellt sich immer bereiter in den Dienst des wirklichen Lebens, mit allen harten Pflichten und Opfern; sie ist dann nicht zarte Empfindsamkeit mehr, wol aber eine starke und lebensmächtige Empfindung! So ist denn das Zeichen einer wahren und guten Ehe, daß wir in ihr besser werden, und die Selbstsucht immer von neuem und täglich, mit immer gehobenerer Kraft überwinden lernen; daß wir immer friedvoller und stiller und ernster werden, nach innen uns wenden, und das Glück immer mehr im Innern suchen und im eigenen Hause finden. Daß wir immer freier werden, in dieser heiligen Gebundenheit, sodaß wir die Ehe nicht mehr betrachten als eine Fessel und Schranke, ein nothgedrungenes Sich-Fügen und Aufgeben der vollen Freiheit; nein, daß wir erkennen, in ihr die rechte Freiheit, die volle Befriedigung, die Vollendung unserer tiefsten Persönlichkeit, gefunden zu haben.

Aber nun noch eins. Die wahre eheliche Liebe faßt

nicht allein die beiden in Eins, sie umfaßt zugleich ihr ganzes inneres und äußeres Leben. Ihr fragt mich zweifelnd: Auch das des Mannes? Ihr gebt vielleicht willig zu, daß alle Tugenden des Weibes aus der Liebe quellen, daß sich die ganze Lebensgeschichte des weiblichen Herzens im Hause erfüllt; aber ihr meint, anders sei es beim Manne, der in den engen Räumen des Hauses nicht gehalten werden könne, dessen Liebe weiter dringe, über den Kreis der Familie hinaus, der dem Vaterland diene und für das Vaterland zu leben und Weib und Kind und Familienglück zu lassen bereit sein solle; dessen Geist, hineingezogen in die tiefsten Fragen und die weitesten Fernen der Wissenschaft, hier erst seine rechte Heimat finde. O, in einem gewissen Sinne habt ihr wol recht. Des Mannes Geist und Streben geht ja über das Haus und seine kleinen Sorgen hinaus, und streift weit umher, und sucht und arbeitet in seinem Beruf, in der Gemeinde, im Staatsleben, in der Wissenschaft und Kunst; aber die treue Liebe, die er im Herzen trägt, nimmt er doch überall mit, auch in die Eisregionen des Wissens und Zweifelns, und die Früchte seines Arbeitens und Suchens legt er, des Wanderns müde, wenn er heimkehrt, nieder auf dem Altar des Hauses. Ja, alle, die das wahre Glück der Ehe kennen, erfahren es täglich, daß hier im Hause die rechte Heimat, daß hier das stillste und reinste Glück seine Wohnung aufgeschlagen, daß wir hierher immer wieder zurückkehren müssen, weil nichts von den Freuden der großen Welt und des öffentlichen Lebens zu vergleichen ist diesem trautesten Zusammensein; daß wir dagegen alle guten Geister, alle Treue und Gewissenhaftigkeit, alle Lebensfreudigkeit von hier aus mitnehmen müssen, um sie hineinzutragen in die weite Welt!

Ja, es ist nicht zuviel gesagt, die Ehe ist die Wurzel

aller sittlichen Lebensverhältnisse, sie umfaßt unser ganzes inneres und äußeres Leben! So oft in der Weltgeschichte eine Zeit der Zerstörung und großen allgemeinen Verderbens hereingebrochen, ging ihr jedesmal die Verachtung und Verwüstung der Ehe voraus. So bei den Griechen und Römern, bei dem Einsturz der Alten Welt, so in Frankreich zu den Zeiten der großen Revolution, so bei uns zu Anfang dieses Jahrhunderts, als die Strafgerichte Gottes unser Volk heimsuchten. Und so oft in der Weltgeschichte eine Erhebung der Völker von tiefem Fall, eine sittliche Wiedergeburt, eingetreten, hat sie in der Ehe und dem Familienleben ihren Anfang genommen und hier ihre Spuren am tiefsten eingegraben! O, sagt mir nicht, die Liebe zum Weibe, die Sorge für die Erhaltung der Familie, die Anhänglichkeit an das enge Haus mache uns selbst eng und klein und unsern Geist unfähig, große Opfer zu bringen und dies stille Asyl unsers Glücks hinzugeben für das Wohl des Ganzen! Es ist nicht wahr! Das ist keine Liebe, die das Herz verengt, es ist nur ein kleines, selbstsüchtiges Behagen! Ist doch gerade das Gegentheil wahr! Die Schule der Selbstüberwindung ist die Ehe, und die wahre Heldin ist die Liebe! Durch sie erst lernen wir uns ganz hingeben und vergessen und freudig die Opfer bringen; alles verlieren, um alles zu gewinnen!

Das, meine Freunde, ist das Heiligthum der Ehe! So soll es sein! Das sei uns für heute genug. Und ein jeder lege sich selbst im Stillen die Frage vor: Wie steht es bei dir? Wie hältst du die Ehe heilig? Amen.

Das sechste Gebot.

Die Heilighaltung der Ehe.

Text: 2 Moses 20, 14, und 1 Korinther 14, 40.

Du sollst nicht ehebrechen.

Laßt alles ehrlich und ordentlich zugehen.

Das Heiligthum der Ehe — die von Gott selbst gewollte, sittliche Ordnung, durch welche zwei Menschen unzertrennlich Eins werden — das war der Inhalt unserer letzten Predigt. Und wir fragen nun weiter: Wie halten wir sie heilig? Wie bewahren wir dies Heiligthum in unserm ehelichen Leben, von Anbeginn, durch Kampf und Versuchung hindurch? Wie schließen wir die Ehe, und wie führen wir sie fort? Wie erfüllen wir den ernsten Eid, den wir am Altar schwören? Es ist die Heiligha ltung der Ehe, von der wir heute reden wollen. Und zuerst laßt mich mit einer freudigen, aufrichtigen Anerkennung, mit einem Lob beginnen. So viel Elend auch noch überall im Familienleben vor unsern

Augen aufgedeckt liegt, oder im Verborgenen ſchleicht, wir dürfen es dennoch mit voller Wahrheit ausſprechen, wenn wir vergleichend zurückſchauen auf die letzten zwanzig und dreißig Jahre, oder noch weiter auf den Anfang dieſes Jahrhunderts: Es iſt beſſer geworden in unſerer Zeit, in unſerm Volke, in dieſer Stadt! Es iſt beſſer geworden, wenigſtens inſoweit, als die ſpöttelnde Leichtfertigkeit nicht mehr frech das Haupt erheben und das laute ſchamloſe Wort führen darf; als die Scheu vor dem Aergerniß und der öffentlichen Verletzung der Sitte eine allgemeine geworden; wenigſtens inſoweit, als die Unſittlichkeit das Licht ſcheut und ſich in Nacht verbirgt. Es gehört nicht mehr wie ehedem zum guten und vornehmen Ton, wenigſtens in unſerm deutſchen Vaterlande nicht, und nicht in der wirklich gebildeten Geſellſchaft, es leicht zu nehmen mit der ehelichen Treue, zu belächeln und zu bezweifeln die Unſchuld und Sittenreinheit der Frauen. Es gehört nicht mehr wie ehedem zu den Vorrechten der Vornehmen und bevorzugten Klaſſen, des Adels und der Höfe, franzöſiſch aufgelockerte Sitten und franzöſiſche Grundſätze in ihrer Mitte zu dulden und zu pflegen; nein! das beſtreitet niemand unter uns, es gibt nur Eine Ehre und Eine Sittlichkeit des Hauſes für alle Stände und Bildungsgrade, die in dem rechten Bürgerthum wurzelt und auch des Adels höchſter Adel iſt; der auch die gebietenden und unverantwortlichen Träger der Kronen ſich beugen ſollen, die das Volk ſtark macht und den Staat erhält, — das iſt: eine fleckenloſe Ehe, unverbrüchliche Treue! Es gibt nicht mehr, wie noch vor dreißig Jahren, unter unſern Schriftſtellern eine anſehnliche und von vielen bewunderte Zahl ſolcher, die ſich als beſonders geiſtreich und freiſinnig und kühn denkend gebehrdeten, als die Träger der

Zukunft Deutschlands, und deren Freisinnigkeit doch nichts anderes war als ein knabenhaftes Rütteln an den festen und nicht wankenden Pfeilern des Gesetzes, als eine wahnwitzige Verschleuderung der herrlichsten Schätze; deren Gedankenkühnheit doch nur in dem oberflächlichen und sittenlosen Wahn bestand, als ob die Ehe die wahre Liebe zerstöre, als ob die sogenannte „freie" Liebe, d. h. die zügellose und treulose, immer wechselnde und darum von allen Leidenschaften geknechtete, die höchste sei! All diese glänzenden Irrthümer sind dahingesunken, all diese geistreiche Unsittlichkeit ist vorübergegangen wie ein wüster Traum; all dies heldenartige Anstürmen ist zu einem knabenhaften Spiel geworden; und die Achtung vor der Ehe ist fester gegründet als zuvor in der öffentlichen Meinung und Sitte, in dem Urtheil des Volks und der gebildeten Stände, überall, in den Palästen wie in den Hütten! Ja, die Spötter sind verstummt und die großen, ernsten, sittlichen Aufgaben, die wir in unserm öffentlichen Leben zu erfüllen und durchzukämpfen haben, die aller Kräfte Anspannung verlangen, haben auch unserm Leben im Hause einen ernstern, sittlichern Charakter gegeben. Und dennoch, wie viele traurige, verkommene, wie viele tief unglückliche und zerrissene Ehen noch immer in unserer Mitte! Die größte Zahl wird verdeckt vor den Augen der Menge durch den Schleier des Anstands, durch den äußerlichen Schein des Friedens, und Wohl denen, die nicht mitzuschauen und mitzutragen haben das oft unheilbare und das ganze Leben zernagende Unglück! Diejenigen aber, welche durch ihre amtliche Thätigkeit den Ehescheidungen und den Gesuchen Geschiedener um Eingehung einer zweiten Ehe näher zu treten verpflichtet sind, blicken wol oft mit Schauern hinab in die tiefen Pfuhle und Moore von wüster Sinnlichkeit, von roher Verworfenheit und Hartherzig-

keit, die in unserm Volksleben weite, weite Strecken des Landes bedecken.

Und da tritt dann mit gewaltigem Ernst die Frage an uns heran: Wie halten wir die Ehe heilig? Wie bewahren wir uns vor dem Hereinbrechen solchen Unglücks? Wie lassen wir nach unserm Texte „alles ehrlich und ordentlich zugehen"?

Die Antwort ist: Der Ehe Quelle und Anfang sei ernste Liebe, ihre Weiterführung und Vollendung aber selbstüberwindende Treue.

Ernste Liebe — was heißt das? Wie oft ist dies Wort entweiht, wie vielen ganz unverstanden geblieben! Wie oft wird das Liebe genannt, was doch nichts als ein niedriges, sinnliches Begehren, eine rasch sich verzehrende Leidenschaft war! Viele oberflächliche, sinnliche Menschen, junge, unreife, durch Romane verwirrte Gemüther halten wol solche überschwengliche Leidenschaft für das Höchste, dem alles andere, alle verständigen Bedenken der Aeltern, alle äußern Bedingungen des Lebens, aller Unterschied der Bildung, des Alters und des Standes sich beugen muß; das übermüthig hinwegschreiten darf über diese Hemmungen der Wirklichkeit, selbst über Vater- und Mutterseegen! Die Unglücklichen erfahren vielleicht bald und doch schon zu spät, daß alles, was sie für das Höchste hielten, nur eine Sinnentäuschung war, unwerth dieser Opfer; daß die verderbliche Flamme sich selbst und ihr eigenes Leben rasch zerstörte und nichts als die Asche des Glücks zurückließ! Und wieder andere sehen wir herantreten zum heiligen Bunde, bei denen er nicht geschlossen wurde in heißer Leidenschaft, sondern in kalter Berechnung; nicht im Rausche der Sinne, sondern in einsamer, nüchterner Ueberlegung, gleich einem Handelsgeschäft, mit genauer Abwägung all der Güter und Vortheile und Ehre, welche diese Verbindung eintragen sollte!

Und dann wieder, wie viele treten vor den Altar und sprechen das bindende „Ja", und reichen einander die Hände für das Leben und geloben sich ganz anzugehören, die sich noch gar nicht kennen in ihrem eigentlichen Wesen, in ihrer tiefsten Persönlichkeit! Sie werden zusammengeführt in Leichtsinn, Gedankenlosigkeit und Zufall, nur von dem Wunsch beseelt, selbständig zu werden und eine eigene Häuslichkeit zu gründen, nur von der Hoffnung bewegt, ein bequemes und genußreiches Leben zu führen, in der Aussicht auf Vornehmheit, Ansehen und Geltung in der Gesellschaft. Und wir, welche diesen Bund einsegnen sollen, wie oft blicken wir zweifelnd und beängstet auf die, welche vor uns stehen, und in ihre Zukunft, wenn wir das Wort aussprechen: „Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden." Wir fragen, wenn wir also das jugendliche Brautpaar, wie leichtfertige Kinder, Träumenden gleich, ahnungslos der drohenden Gefahren, unbekannt mit den großen Aufgaben, welche der Ehestand auf ihre Schultern legt, vor uns stehen sehen: Ist denn dieser Bund von Gott zusammengefügt, oder durch sündige Lust? Ist denn der Segen, den unser Mund ausspricht, auch ein Segen Gottes? Wird dies gebrechliche und steuerlose Fahrzeug auf der hohen See des Lebens sich halten, oder vom ersten Sturme zertrümmert werden? Wird diese Ehe eine wahrhafte und glückliche sein, oder bald anfangen zu kränkeln und zu welken, die heute noch im schönsten Grün der Hoffnung sproßt? Wird dies feierlich angelobte „Ja" dauern für das ganze Leben, oder werden wenige Jahre genügen, um den Schleier der Täuschung zu zerreißen und mit dem Elend eines verfehlten Lebens zu enden? Wird von dem Gericht einst wieder gelöst, was wir hier am Altar verbunden? — Und wir wissen keine Antwort auf solche beängstigende Fragen. Es

ist uns, als ob alles nur ein keckes Wagniß, ein unberechenbares Glücksspiel sei. Vielleicht glückt es, sagen wir uns tröstend, vielleicht bricht die edlere Natur hindurch, erwachen die schlummernden Kräfte, entzündet sich der tief verborgene, göttliche Funke, unerkennbar und unberechenbar sind ja die bewußtlosen Mächte der Seele; vielleicht reißen die großen ernsten Aufgaben der Ehe die beiden mit fort und erheben sie über ihr kleines eitles Selbst und erziehen sie, die noch Unerzogenen, und vereinigen einst die Seelen, die sich jetzt noch gar nicht gefunden haben. Vielleicht aber bricht auch die Zerstörung rasch herein, und die Gemüther, die sich nie recht gekannt, entfremden sich von Tag zu Tage, und die beiden gehen immer weiter auseinander und kommen nur noch äußerlich zusammen, aber sie *fliehen* sich in ihrem Innern! Vielleicht macht natürliche Gutmüthigkeit und harmloser Sinn das scheinbar wieder gut, was von Anbeginn fehlte, und es tritt dann die Macht der Gewöhnung hinzu und äußeres Glück und Behagen und Kindersegen, und so sehen wir eine leidliche, eine sogenannte glückliche Ehe sich auferbauen, deren Glück darin besteht, daß das Unglück nicht klar und ganz empfunden wird; daß die Nichtigkeit überdeckt, die innere Hohlheit ausgefüllt wird durch oberflächlichen Zeitvertreib!

Aber, soll denn alles nur ein Glücksspiel sein? Gibt es denn keine sichere Gewähr einer guten Ehe? Wir wiederholen: Sie soll geschlossen werden in *ernster* Liebe. Auf den *Ernst* der Liebe kommt es an, nicht auf die Heftigkeit der Leidenschaft, nicht auf den Sturm der Sinne. Und so ruhig und glanzlos auch diese ernste Liebe oft zu Anfang uns erscheint, sie ist dauernder, mächtiger, beglückender als all die hoch aufschlagenden Feuerflammen. O, ich gebe es gern zu, gar verschieden ist der Anfang dieses heiligen Bundes in seiner

äußern Erscheinung, und schwer erkennbar in seinem Werth oder Unwerth dem Auge der Menge. Denn gerade hier gilt das Recht der größten-Mannichfaltigkeit, der freiesten Eigenthümlichkeit, und gerade hier ruht ein tiefverborgenes Geheimniß, in welches Fernstehende nicht eindringen können und sollen. Aber doch sollen wir das Eine festhalten, daß, so schön und wesentlich auch das Hinzutreten der Sinnenneigung ist, sie doch nimmer das Höchste und Letzte bleibt, daß, wie überall so auch hier, der Geist der Herr ist über die Sinne, daß treu im höchsten Sinne allein der Geist ist, treulos so oft die Sinne, daß ernst allein die Liebe ist, welche hindurchgedrungen bis zum innersten Kern der geliebten Persönlichkeit, und welche wieder bei uns selbst aufgenommen ist in Gesinnung und Charakter. Auf den Ernst der Liebe kommt es an, d. h. darauf: daß wir die geistige Eigenthümlichkeit, den wahren Werth, das tiefste und beste Wesen und Streben des Lebens, mit dem wir Eins werden wollen, wirklich kennen, lieben und ehren, und unser ganzes eigenstes und bestes Wesen freudig und zuversichtlich hingeben zur ergänzenden und beglückenden Gemeinschaft. Auf den Ernst der Liebe kommt es an, d. h.: sie soll gegründet sein auf Achtung, auf voller, freudiger Zustimmung und Anerkennung des Charakters und der ganzen sittlichen Lebensrichtung, in der allein die Gewähr des Glücks gefunden wird. Auf den Ernst der Liebe kommt es an, d. h: sie ist nicht eine Neigung allein, eine sogenannte unwiderstehliche, sie ist viel mehr als das: eine freie, sittliche That. Sie ruht auf einem klaren, festen und gereiften Entschluß, der am Anfang des Bundes steht und die ganze Zukunft mitbestimmt, auf dem Entschluß: sich ganz und völlig hinzugeben, sich selbst zu überwinden und zu reinigen täglich, unverletzt und treu zu bewahren dies erste,

stille Gelöbniß des Herzens, welches dem lauten „Ja" der Kirche vorangegangen.

Möchten wir uns alle nur diesen Gedanken recht klar machen: ernste Liebe ist nicht eine unwiderstehliche Naturmacht, die wir uns nicht geben und nicht überwinden können, die uns überkommt wie ein dunkles Verhängniß, sie ist vielmehr eine freie, lichte, sittliche That. Wir können und sollen der Neigung widerstehen und sie herausreißen mit den letzten Wurzeln aus unserer Seele, wenn auch unter blutenden Kämpfen und Schmerzen, sobald sie verschleudert wird an ein unwürdiges und leichtfertiges Wesen; und wieder: wir können uns durch einen freien, sittlichen Entschluß, durch ernsten Willen zur Liebe erheben auch da, wo die Neigung uns nicht zu Anfang reizt und treibt, wo wir die Seele lieben und der edle Sinn unser Mitgefühl ergreift; da, wo wir eine Abspiegelung des göttlichen Wesens in dieser Menschengestalt schauen.

Wie könnte es sonst von solcher Liebe heißen: „Du sollst lieben", wie könnte Paulus gebieten: „Ihr Männer, liebet eure Weiber", und wie hinzufügen: „Ihr sollt sie lieben und ehren ohne Aufhören"? Ihr könntet mir ja sonst einwenden: Ich vermag es nicht, Liebe kann nicht geboten und erzwungen werden, es fehlt mir nun einmal an der natürlichen Zuneigung; und so muß denn die Ehe entweder so äußerlich elend fortgeführt oder wieder gelöst werden.

Möchtet ihr vor allem, ihr Aeltern, denn ihr tragt ja so oft die viel größere Verantwortung als die Kinder selbst, es euch recht klar machen, daß die einzige sichere Gewähr des ehelichen Glücks diese ernste, sittliche Liebe ist. Daß ihr kein Recht habt, die Verheirathung euerer Kinder als ein Handelsgeschäft zu betreiben und sie zu verkaufen um Geld oder Ehre, sie an unwürdige Ketten zu schmieden für ihr ganzes

Leben, die sie fesseln und verwunden und endlich, wenn das Gefühl erstorben ist, sie mit hinabziehen in den gemeinen Sinn und die Stumpfheit und Leerheit der Reichen. Daß ihr aber auch die heilige Pflicht habt, früh schon den thörichten Neigungen der Kinder und der überwuchernden Sinnlichkeit entgegenzutreten, sie gerade in diesen entscheidenden Jahren zu behüten und rein zu halten, ihren Sinn überall von dem äußerlichen Schein und Glanz, von all den Anreizungen wüster Geselligkeit und schlechter Bücher, die die jungen Gemüther so leicht verwirren und verunreinigen, abzulenken und hinzuführen zu dem ewig Werthvollen und Bleibenden. Daß ihr vor allem die Pflicht habt, ihnen den ganzen Ernst der Ehe lebendig vor Augen zu stellen durch das eigene Beispiel, auf daß sie es nicht, wie so manche ihrer Genossen, leicht nehmen mit diesem verhängnißvollsten Schritt. Auf daß sie erkennen, daß dieser Bund ein heiliger ist, der mit klarem, die ganze Zukunft miterfassendem Auge, nicht mit träumendem Sinn, geschlossen werden soll, der nicht ein kindisches Spiel und Wagstück ist, sondern auf gewissenhaftester Selbstprüfung ruht! Das will ja unser Text sagen: „Lasset alles ehrlich und ordentlich zugehen!“ Das ist auch der tiefere Sinn jener euch allen wohlbekannten Rede, daß wahre Ehen im Himmel geschlossen werden. Ja wohl, im Himmel; und d. h. nicht etwa, ohne unser Zuthun und unsere Verantwortlichkeit, als eine wunderbare, über unsere Häupter hinausgehende Veranstaltung Gottes, d. h. vielmehr: im Himmel des Geistes und der Liebe, in dem Himmel, zu welchem wir uns erheben, und den wir auf Erden herabführen, wenn wir uns zu Gott erheben, um vor ihm uns zu prüfen und zu stärken und aus seiner Liebe zu schöpfen und mit ihr uns zu durchdringen für unser ganzes Leben. Das ist der Sinn jenes Worts: „Was

Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden.“ Gott ist diese Liebe, und was in ihr von Anbeginn zusammengefügt wurde, das soll auch nicht wieder geschieden werden!

Das soll nicht wieder geschieden werden. Ja! Und doch wird wol auch ein solcher, in ernster und aufrichtiger Liebe geschlossene Bund wieder geschieden. Er kann wieder geschieden werden, und solche Scheidung ist die traurigste von allen. Nicht auf den Anfang allein kommt es an, noch mehr auf die Fortführung der Ehe in steter Selbstüberwindung und hingebender Treue. Und hier sehen wir es recht deutlich: die Ehe ist eine fortgesetzte sittliche That. Sie ist nicht ein schöner und glücklicher Besitz, der uns zugefallen und auf dem wir nun sicher ausruhen können, dessen gewiß, daß er nie wieder von uns genommen werde. Sie ist vielmehr ein immer erneuerter Kampf und Sieg, der Kampfpreis unsers ganzen Lebens. Ja, auch die unter den glücklichsten Verhältnissen und in wirklicher Liebe geschlossene Ehe, auf die alle Theilnehmenden mit Freuden blicken und der sie Heil verkünden, kann, wenn sie nicht mit immer aufmerkendem Sinn und immer bereiter sittlicher Kraft geschützt und erneuert wird, kläglich ermatten oder furchtbar auseinandergerissen werden. Oder kennet ihr nicht jenes Wort: „Und es kam bei Nacht der böse Feind und säete Unkraut unter den Weizen.“ Das gilt recht eigentlich und vorzugsweise von der Ehe! Nur ein Keim des Unkrauts, der unerlaubten Neigung, des Mistrauens, des Haders, der unbeachtet aufgeht und wuchert in der dunkeln Nacht unserer Empfindung, den wir nicht herausreißen am frühen Morgen, sobald wir ihn gewahren, zerstört das ganze Feld und die Frucht unsers Lebens. O, haltet ja nicht die Liebe, mit der ihr den Lauf eures Glücks begonnen, für unzerstörbar, für einen Schatz, der trotz aller leichtsinnigen Ver-

ſchleuderung nie ausgegeben werden kann! Denn ſo tief und innig auch dieſe Empfindung iſt, ebenſo zart und verletzbar iſt ſie! Sie gleicht einem zarten Gewebe, deſſen Fäden, an Einem Punkt zerſchnitten, ſich unvermerkt lockern und löſen; einem edeln Metall, das, ſo unſcheinbar auch im Anfang der Flecken war, doch allgemach von dem Roſte zerfreſſen wird. Darum erhält und befeſtigt und vollendet ſich die Liebe erſt durch die Selbſtüberwindung. Die Ehe iſt die Schule der Selbſtüberwindung, ein ſchöner und immer fortgeſetzter Wettlauf der beiden, Mann und Weib, nach dieſem Ziel. Erſt in der Ehe lernen wir uns ſelbſt kennen und überwinden und hingeben, und nirgendsſonſt ſo ſehr und ſo völlig wie in ihr. Aber wir alle ſollen dies auch lernen; wir alle bedürfen dieſer Schule und Uebung, weil bei uns allen in die Liebe, und wäre ſie auch noch ſo rein und ſtrahlend, eingehüllt iſt der dunkle Kern der Selbſtſucht und des Eigenſinns. So laßt uns denn alle und vor allem die, welche noch in dem Beginn der Ehe ſtehen, da ſich unter mancherlei Schwankungen und Kämpfen gleichſam der Charakter der Ehe bildet und die ſpröden Willen ſich ineinanderfügen, uns täglich reinigen durch Selbſtüberwindung, durch Ueberwindung all der ſchlechten, unlautern Angewöhnungen, all der aufbrauſenden Leidenſchaft, all der kleinen Launen und Eigenheiten, die zu Anfang wol klein erſcheinen, aber immer mächtiger und unheilvoller werden je tiefer ſie ſich einwurzeln, je mehr ſie Unfrieden und Misbehagen über das ganze Leben ausbreiten. O, laßt euch nicht erbittern! Wahre Liebe läßt ſich nicht erbittern. Traget die Schuld nicht nach von einem Tage zum andern, ſondern ſeid willig zu vergeben. Macht euch nicht zu Sklaven der Heftigkeit, die euch vor euch ſelbſt erniedrigt und erröthen läßt; wetteifert vielmehr miteinander in Nach-

giebigkeit und Freundlichkeit, in Geduld und Ertragen! Aber nicht allein, daß ein jeder sich selbst überwinde, er bessere und überwinde zugleich den andern, erleuchte ihn, wenn der Verstand durch Leidenschaft sich verdunkelt, hebe ihn freundlich wieder auf, wenn er gesunken, ziehe ihn wieder in seine liebenden Arme, wenn er sich abgewandt und entfremdet, erwärme ihn von neuem durch Liebe, heilige ihn in dem heiligen Bunde, wie es in einer alten Trauungsformel heißt: „daß einer den andern mit sich in den Himmel bringe". Dazu sind wir ja verbunden! Das ist das eigentliche Wesen der Treue, daß keiner den andern allein lasse! Daß einer den andern mit sich in den Himmel bringe. Und niemand anderes, auch nicht dem verordneten Diener des Evangeliums, liegt dies heiligste Recht und diese heiligste Pflicht der Seelsorge so nahe, wie dem Gatten! Niemands Beichtgeheimniß ist so sicher niedergelegt, niemands Sündenerlassung der Bestätigung Gottes so gewiß, als diese in der treuen Gemeinschaft von Mann und Weib! Sagt nicht, ist die Ehe einmal zerstört, ist der eine der Gatten einmal versunken in Unwürdigkeit und Laster, so kann sie auch nicht wiederhergestellt werden. Gebt die Hoffnung so leicht nicht auf; denkt an das Wort des Paulus, daß die Liebe alles hofft und glaubt! Wie oft ist solche Zerstörung und Entfremdung nicht ein unheilbares Uebel, sondern nur eine schwere Krankheit und Verdunkelung! Auch hier zeigt es sich wieder: die Ehe ist eine fortgesetzte freie, sittliche That. Sie kann durch die sich immer wieder aufraffende, nicht ermüdende That der Liebe wiederhergestellt und geheilt werden. Es läßt sich noch Einhalt gebieten dem weitergreifenden Uebel; die Seele, die verloren scheint, kann noch wiedergewonnen und zurückgeführt werden in die Heimat der Liebe. Wie oft findet sich dazu Gelegenheit! In der Kirche, bei

r gemeinſamen Feier des heiligen Mahles und vor derſelben, nn die Seele noch nicht ganz erſtorben, wenn noch nicht ler Ernſt der Selbſtprüfung untergegangen, — ſollten da cht Mann und Weib einander die Hände reichen und ſich f ins Auge ſchauen? Im Hauſe, bei den frohen Familien- ten, an dem Geburtstage der Kinder, die ja beiden ange- ren und das feſteſte Band der Ehe ſein ſollen; bei allen nſten Wendepunkten in dem Leben der Kinder, wenn ſie s Haus verlaſſen und wenn ſie wiederkehren, bei allen euden, die ſie den Aeltern bereiten, bei allen guten Nach- chten, welche von ihnen in das Aelternhaus kommen, — llte da nicht das harte Herz ſich erweichen, und das Ge- hl der alten Liebe wieder erwachen?

Das alles gehört mit zur Bewährung der Liebe — zur reue! Daß keiner den andern läßt, keiner den andern auf- bt! Und ſoll ich hier noch in dem engern Sinne von der elichen Treue reden, als der unverletzten ſinnlichen Rein- it des Bundes? Sie iſt ja die nothwendige Bedingung ler Treue! Aber ich rede nicht von ihr allein, ſondern von r Treue, welche die innerſte Empfindung des Herzens rein ıd ſtark bewahrt bis ans Ende, wie in den erſten Stunden r jungen Liebe. Das allein iſt wahre Treue! Gedenket er doch des Worts des Herrn: „Wer ein Weib anſieht und rer begehrt, der bricht die Ehe.“ Es gibt nicht nur einen ruch der Ehe durch die Sinne, ſondern auch durch die mpfindung! Es gibt ein Spielen mit der Empfindung, ı unſittliches und ſtrafwürdiges, welches wir namentlich beim iblichen Geſchlecht öfter finden; ein Spielen mit der heilig- n Empfindung der Liebe; ein Anreizen und Anziehen ohne nſt und Leidenſchaft, nur ein Genuß der Eitelkeit, den ſicher- h der Herr in jenem ſcheinbar harten, aber tiefen und wahren

Wort mit einbegriffen hat! O, wüßten die, welche so sündigen, wie dieser unreine Reiz allmählich die Seele zerstört und endlich unfähig macht für alle edle und starke Empfindung! Wüßten sie, wie sie das Heiligthum der Ehe damit entweihen und das wahre Glück des Herzens mit Füßen treten! Wüßten sie, wie der Mann, der sein Weib nicht mehr als ein unverletztes Heiligthum ehren kann, es auch nicht mehr innig liebt, sondern nur noch eine Gesellschaftsehe mit ihr führt! Wüßten sie das alles, wahrlich, sie kehrten um von solchem leichtfertigen Spiel! So wollen wir denn alle heute an uns die Frage stellen: Wie hältst du deine Ehe heilig? Wie hast du das „Ja", welches du vor dem Altar gesprochen, gehalten, und willst es halten bis ans Ende? Amen.

24.

Das ſechste Gebot.

Die Herrſchaft des Mannes.

Text: 2 Moſes 20, 14, und Epheſer 5, 22—26.

Du ſollſt nicht ehebrechen.

Die Weiber ſeien unterthan ihren Männern, als dem Herrn. Denn der Mann iſt des Weibes Haupt, gleichwie auch Chriſtus das Haupt iſt der Gemeinde, und er iſt ſeines Leibes Heiland. Aber wie nun die Gemeinde iſt Chriſto unterthan, alſo auch die Weiber ihren Männern in allen Dingen. Ihr Männer, liebet euere Weiber; gleichwie Chriſtus auch geliebt hat die Gemeinde, und hat ſich ſelbſt für ſie gegeben, auf daß er ſie heiligte, und hat ſie gereinigt durch das Waſſerbad im Wort.

Die vorangeſtellten Worte des Apoſtel Paulus führen uns, durch die Vergleichung der ehelichen Gemeinſchaft mit der innigſten und tiefſten Gemeinſchaft, derjenigen, welche den Herrn mit ſeiner Kirche verbindet, zu Chriſto ſelbſt hin. Ja, ſie führen uns ausdrücklich bis an das Kreuz, bis zum Tode Chriſti und zu der aufopfernden Liebe für ſeine Gemeinde, welche in dieſem Tode erfüllt wurde. Wie es in jenen

Worten ausgesprochen ist: „Ihr Männer, liebet euere Weiber, gleichwie Christus auch geliebt hat die Gemeinde, und hat sich selbst für sie gegeben."

Das nun, was uns dieser schöne und tiefsinnige Vergleich lehren soll, ist das Verhältniß der beiden Geschlechter, des Mannes und des Weibes zueinander in der Gemeinschaft der Ehe. Daß hier ein jeder seine besondere Stelle einnimmt, seine besondere Ehre, Pflicht und seinen eigenen Wirkungskreis hat, der ihm durch die Natur selbst, die eigenthümlichen Vorzüge und Kräfte des Geschlechts, durch die unverrückbaren Schranken, in welche es eingeschlossen wurde, angewiesen ist; daß hier die beiden sich wirklich und lebendig ergänzen sollen als die zusammengehörenden Theile eines Ganzen; daß einer nicht auf Kosten des andern herrschen, einer den andern nicht unterdrücken und in seinem eigensten Wesen zerstören darf, das ist unzweifelhaft gewiß für uns alle! Und doch soll wieder, nach den Worten unsers Textes, einer unterthan sein dem andern, das ist das Weib dem Manne. Heißt es doch ausdrücklich: „Die Weiber seien unterthan ihren Männern als dem Herrn. Und wie die Gemeinde ist Christo unterthan, also auch die Weiber ihren Männern in allen Dingen." Während an die Männer die Mahnung ergeht: „Ihr Männer, liebet euere Weiber, gleichwie Christus auch geliebt hat die Gemeinde." Wir hören hier den Apostel Paulus, den großen und freien Heidenapostel, welcher das Wort gesprochen: „Vor Christo ist weder Jude noch Heide, weder Knecht noch Freier, weder Mann noch Weib, vor ihm sind sie allesammt Eins"; welcher die engen Schranken und Vorurtheile des jüdischen Volks in Sitte, Gebräuchen und Vorstellungen kühn durchbrochen hat wie kein anderer, und die Thore der Welt weit geöffnet für das hereinziehende Christenthum. Wir stehen

hier nicht mehr, wie im ersten Buche des Moses, auf dem Boden des jüdischen Volks, da es heißt im dritten Kapitel: „Und dein Wille soll deinem Mann unterworfen sein, und er soll dein Herr sein.“ Es ist vielmehr der in den Tiefen befreiende und vor Gott alle endlichen Unterschiede aufhebende heilige Geist des Christenthums, der uns anweht; und doch heißt es: „Die Weiber seien unterthan ihren Männern.“ So muß es wol ein großes, nicht wegzuleugnendes, auch durch alle fortschreitende Bildung nicht zu überwindendes Naturgesetz sein, — diese Herrschaft des Mannes! Das freilich wissen wir im voraus und brauchen es wol kaum noch ausdrücklich hervorzuheben, daß diese Herrschaft nicht eine die Menschenwürde verletzende rohe Gewalt und Willkür sein dürfe, nicht eine schrankenlose Despotenmacht, durch welche der Mann sein Weib erniedrigt und noch vielmehr sich selbst, sondern eine sittliche, die überall von dem Geiste der Liebe und Achtung, ja der Ehrfurcht vor dem unverletzlichen Heiligthum des weiblichen Gemüths getragen wird. Das wissen wir ferner, daß die Frau in unserm Hause nicht mehr die unterwürfige, geistig unselbständige und überall zurücktretende Sklavin sein soll wie im Morgenlande, ebenso wenig wie nach den überschwenglichen und krankhaften Vorstellungen des Mittelalters die Gebieterin, auch nicht etwa abwechselnd, wie so oft bei uns bald jenes, bald dieses; und doch bleibt das Wort des Paulus stehen: „der Mann ist des Weibes Haupt“; und ebenso jener Vergleich mit Christo und seiner Herrschaft über die Gemeinde!

So laßt uns denn näher eingehen auf die Frage: Wie soll im Geist des Christenthums der Mann das Haupt, wie soll das Weib ihm unterthan sein?

Fast ein zu Großes ist es, meine Freunde, und überwältigend

in seiner hohen Forderung, wenn der Mann in seinem ehelichen Bunde verglichen wird Christo und seiner fortgehenden, innern Gemeinschaft mit der christlichen Kirche! Steht doch der Stifter der Gemeinde hoch über ihr als der fleckenlose, das unvergleichliche Vorbild für alle Zeiten, zu dem die Gemeinde gläubig emporschaut, an dem sie sich reinigt und aufrichtet von jeder Versunkenheit, der sie siegreich hindurchführt durch die dunkle Nacht des Irrthums und Verderbens, und bei ihr bleibt bis an das Ende der Tage, mit seinem hellen, leuchtenden, seinen milden, tröstenden Geiste! Ja, es bleibt bei diesem schönen aber kühnen Vergleich, wie auch sonst wol immer noch ein großer und wesentlicher Unterschied übrig zwischen den beiden, die miteinander verglichen werden. Denn in der christlichen Ehe kämpfen ja Mann und Weib zusammen als die Gleichen, beide auf dem Boden dieser Erde und in den Schranken menschlicher Schwäche und Leidenschaften. Und wie oft ist hier das Weib stärker und heldenmüthiger und unverzagter als der Mann! Anders dagegen ist es mit dem erhöhten und verherrlichten Christus, welcher in seiner Gemeinde fortlebt und selbst nicht mehr ringend mit den irdischen Schwächen, die, welche verstrickt sind in die Kämpfe der Welt, aus des Himmels Höhen herab stärkt und errettet mit seinem Geist. Und doch ist der Apostel mit diesem Vergleich tief eingedrungen in das Wesen der Ehe und in den Unterschied der männlichen und weiblichen Natur! „Ihr habt mich nicht erwählt, sondern ich habe euch erwählt", so hatte er einst zu seinen Jüngern gesprochen. Und er hat geworben um seine Gemeinde, um die Apostel und ersten Jünger, um die Sünderseelen, die sich zu ihm wandten, um die Zerschlagenen und Verlorenen, die er tröstete; geworben mit seiner treuesten Liebe, mit seinem Blute, und wirbt um sie noch heute mit immer

gleicher, unermüdeter Liebe. Also wirbt ja auch der Mann um die Lebensgenossin und sucht sie auf in dem ganzen Umkreise, welchen seine Lebensbahn beschreibt, und zieht sie, wenn er sie gefunden, fest an das Herz, um sie nicht wieder von sich zu lassen. Er ist der Anfänger in diesem Bunde; er spricht das erste, entscheidende Wort; an seiner starken Liebe entzündet sich die Gegenliebe.

Und wieder, wie Christus sich selbst vergleicht dem Weinstock und seine Jünger den Reben, die an ihm emporwachsen und sich befestigen, von ihm immer neue Kraft des Lebens und Gedeihens empfangen; also soll auch der Mann der starke Stamm und die nicht wankende Stütze des sich an ihm emporrankenden Weibes sein, ihr fester Wille, ihr Lebensziel, ihr Führer und Trost. Also soll auch er der Thätige und Schaffende sein, während das Weib sich an ihn anschmiegt, an ihm sich erhebt, von ihm des Lebens Richtung empfängt und zuversichtlich und getreulich ihm folgt. Das heißt es: der Mann ist des Weibes Haupt. Das ist keine willkürliche, angemaßte Macht, sondern eine unumstößliche sittliche Ordnung, die tief begründet ist in der sinnlichen und geistigen Eigenthümlichkeit der beiden Geschlechter. Die nicht darin allein ihren Grund hat, daß der Mann für die Erhaltung des Hauswesens sorgen und die ganze Last des Erwerbens auf sich nehmen soll; daß er es ist, der für seine Familie einsteht in allen schweren Nöthen und Gefahren, treu kämpfend für sie gegen feindliche Menschen und Schicksale. Die vielmehr ihren tiefern Grund und letzten Halt hat in der stärkern und fester zusammengeschlossenen Natur des Mannes, der nicht allein, oder auch nur vorzugsweise in der Empfindung lebt, sondern überall zum Wirken und Handeln hindrängt. Die ferner ihren Grund hat in dem weitern Blick und Streben

des Mannes, dessen Kraft und Arbeit über die Enge des Hauses hinausgeht, um hineinzubringen in die Tiefen des Wissens, um theilzunehmen an den Entwickelungen und Fortschritten des staatlichen Lebens; der in und mit der Welt täglich zu kämpfen hat, und, durch solchen Kampf gestählt, allein das Haus vor den anschlagenden Wogen des Schicksals zu schützen vermag.

Aber nun laßt uns auch weiter fragen, wie übt der Mann solche Herrschaft aus? Nicht als ein Vorrecht, mit dem er nach Willkür schalten könnte; nein, als eine ernste und schwere Pflicht! Nicht als ein Höherstehender; nein, als der Gleiche, der Lebensgenosse. Nicht mit hartem, befehlendem Wort; nein, mit der zarten Schonung der Liebe! Nicht als ein unbeschränkter Herrscher; nein, als einer, der gern dem verständigem Rath seines Weibes lauscht, und nur in dem vollen und herzlichen Austausch der Seelen für des Hauses und aller einzelnen Familienglieder Wohl das entscheidende Wort spricht. Nicht als einer, der alles Einzelne, auch das Kleinste des täglichen Haushalts mitbeherrschen möchte; nein, als einer, der gern zurücktritt und vertrauensvoll da die treue Hausfrau walten läßt, wo ihr Reich ist, ihre Gabe und Kraft sich bewährt, ihre Liebe wacht, ihre Sorge schützt und pflegt und erzieht.

Ist es doch hier im Hause ganz ebenso wie in dem Leben des Staats, daß nicht der, welcher viel regiert, weise regiert, und soll doch die Herrschaft des Mannes nicht in all den kleinen und äußerlichen Dingen des täglichen Lebens sich ausprägen, vielmehr darin sich offenbaren, daß die ganze sittliche Lebensrichtung, welche das Innere des Hauses beherrscht, die gute Sitte der Familie, die Ordnung des Tages, die Erziehung der Kinder, der nähere Kreis der Freunde, wie die

weitere Geselligkeit von dem Manne ausgeht, oder von ihm Geltung und Bestätigung erhält.

So ist also diese Herrschaft keine schrankenlose. Sie hat ihre Schranke an der Liebe und dem Vertrauen. „Ihr Männer, liebet euere Weiber", so heißt es ja in unserm Texte. Das zeigt uns deutlich: die Herrschaft soll eine Herrschaft der Liebe sein und von all der zarten Rücksicht, von all der Freundlichkeit und Milde, von all dem geduldigen Tragen begleitet, das in dem Gefolge der Liebe ist. Und wenn der Apostel dann noch hinzufügt: „gleichwie Christus auch geliebt hat die Gemeinde und hat sich selbst für sie gegeben", so sehen wir, wie er unter dieser Liebe die höchste, die sich selbst aufopfernde versteht, und erkennen klar, daß er mit der hohen Würde, die er dem Manne zuerkennt, unmittelbar eine ebenso hohe und verantwortungsvolle Pflicht verbindet, welche wir nur im Hinblick auf den Erlöser recht erfüllen können. Und hier gedenken wir jenes Worts, welches der Herr selbst gesprochen von seiner Herrschaft auf Erden: „Ich bin nicht gekommen, zu herrschen, sondern zu dienen; nicht mein Leben zu erhalten, sondern es zu lassen für meine Brüder." Also soll auch der Mann in seinem Hause herrschen wie Christus in der Gemeinde, durch die Macht der dienenden Liebe. Also soll er das Haupt seines Weibes und seiner ganzen Familie sein, daß er für sie arbeitet und kämpft, ihrem wahren Wohl dient, alle seine Lebenskraft für sie zusammennimmt, ja, für sie sein Leben einzusetzen bereit ist. Ist er da nicht das Haupt und der Schützer und der Führer? Ist da aber auch nicht alle Herrschaft zugleich ein Dienst und aller aufopfernde Dienst der herrlichste Gewinn?

O, wüßtet ihr doch, ihr Männer, daß euere Herrschaft nur dann zur unerträglichen Last wird und zum Widerstand

reizt, wenn sie nicht von dem Zartgefühl der Liebe begleitet ist, sondern hart und schonungslos niedertritt das edlere Selbstgefühl des Weibes; daß aber die weibliche Natur sonst so bereit ist, sich unterzuordnen und anzulehnen, zu glauben an den geliebten Mann und ihm zu folgen auf seinen Wegen! Wüßtet ihr doch, daß dann euere Herrschaft am meisten bedroht ist und vielleicht, ohne daß ihr es wißt, euch schon entrissen ist, wenn ihr nicht das Haupt des Hauses seid, sondern der Despot; wenn ihr nicht mit Vernunft regiert, sondern nach Laune und Leidenschaft; nicht mit freundlichem, gelassenem Wort, sondern mit roher Gewalt! Wüßtet ihr, daß diese Roheit es ist, die Hauptsünde des männlichen Geschlechts (und ich meine hier nicht allein die rohen Handlungen, vor allem die Roheit des Gefühls, den Mangel an Verständniß für das zartere Empfinden des Weibes), daß sie es ist, welche so unzählige Ehen unglücklich macht, die so glücklich begonnen, welche auch das zerreißt, was einst innerlich verbunden war, und das schwächere Geschlecht herausfordert zu einem nicht endenden Kampfe um Selbsterhaltung und Wahrung der Menschenwürde!

Aber nun wende ich mich an euch, ihr Frauen, mit meiner zweiten Frage: Welcher Art ist die Unterordnung unter den Mann, die der Apostel Paulus gebietet? Soll in ihr eine Knechtschaft oder Erniedrigung liegen? Gewiß nicht. Denn ebenso wahr wie das Wort: „Der Mann ist des Weibes Haupt", ist das andere: „das Weib ist des Mannes Ehre", oder wie es schon in den Sprüchen Salomo's heißt: „Ein tugendhaft Weib ist die Krone ihres Mannes." Ja, so ist es, und so wird es bleiben! Und wird auch das weibliche Geschlecht das schwächere genannt, wie groß ist gerade der Einfluß, welcher von der Schwäche auf

die Stärke ausgeübt und freiwillig ertragen wird! Ich meine hier nicht den stillen und unmerkbaren Einfluß, den die Frau so oft zu gewinnen weiß durch eine wohlüberlegte Behandlung des Mannes, durch ein kluges Eingehen auf seine Schwächen, durch den Schein der Unterordnung, bei welchem doch der eigene Wille überall das letzte Ziel bleibt; ich meine nicht diesen falschen Schein, dies hinterhaltige Spiel, diesen fortgesetzten kleinen und heimlichen Kampf um die Herrschaft; denn das alles ist ja unwürdig und unsittlich, und zerstört die echte Liebe bis auf den Grund; ich meine vielmehr den Einfluß, den die Frau unwiderstehlich ausübt über den Mann, der sie liebt, gerade durch ihre Schwäche, durch die zartere Natur, durch die Reinheit und Unschuld des Herzens, durch die Innigkeit der Empfindung, durch die völlige und rücksichtslose Hingebung, durch die das Herz bezwingende Schutzbedürftigkeit. Ist doch mit der größern Schwäche zugleich, wie durch eine gerechte Ausgleichung, auch eine größere Zartheit und Innigkeit des ganzen Wesens, eine erregtere Empfindung, ein wärmeres Herz verbunden, das oft mächtiger ist als des Mannes starrer Wille. Ist doch mit dem auf das Kleine und Nächste gerichteten Sinn auch wieder eine Liebe für all das Kleine, das nicht klein ist, auch eine Treue im Kleinen verbunden, die das ganze Haus zusammenhält, und die geheimnißvolle Grundlage des Familienglücks ist. Steht doch dem Muth des Mannes gegenüber der der Frau, anderer Art freilich, aber wahrlich nicht geringer; dem Muth des Kämpfens der des Duldens. Und kann auch der Mann mehr vollbringen, so doch die Frau mehr ertragen; ist auch der Mann entschlossener, so doch die Frau geduldiger.

O, betrachten wir doch einmal im Geist die Kraft und den Muth, den eine edle Frau im eigenen Unglück, oder in

dem der ihr Befohlenen bewährt, den ſtillen Frieden, den ſie in die Einſamkeit und Verlaſſenheit mit hinüberträgt; die Mühen und Nachtwachen, unter denen ſie am Krankenbett ausharrt; die Opfer und Entbehrungen, welche ſie mit unverzagtem Muth in ihrem Witwenſtand trägt für die Kleinen, die ſie auferziehen ſoll; die geheimen Seelenqualen, welche ſie in unglücklicher Ehe ohne Wort und Klage niederkämpft; und laßt uns bekennen: dieſer Muth iſt oft herrlicher als der der bewunderten Helden der Geſchichte!

Und ſollen denn alle dieſe Kräfte und Gaben untergehen in der Ehe? Gebrochen werden durch den Willen des Mannes? Nein, wahrlich nicht. Sie ſollen vielmehr hier erſt ihre rechte Stelle und den freieſten, weiteſten Kreis des Wirkens finden! Möchten es doch alle diejenigen bedenken, die ſich abmühen im thörichten Kampf um die Herrſchaft des Hauſes, daß ſie da leicht und ohne Widerſtand herrſchen, wo die ihnen von Gott angewieſene Stelle iſt, d. h. nicht allein in der äußern Haushaltung, nein, überall, auch in der innern Haushaltung, wo das weibliche Gemüth zu erziehen und zu pflegen, zu heilen und zu verſöhnen vermag; in der erſten Erziehung der Kinder, die ja der Mutter von Gott ſelbſt an die Bruſt gelegt ſind, der der Mutter die Gabe und die Geduld und die Zärtlichkeit in das Herz gab für das leibliche und geiſtige Wohl ihrer Kinder; in der Pflege, welche die Frau des Hauſes allen Kranken und Schwachen, allen Trauernden freundlich angedeihen läßt; in der friedebringenden Kraft, welche von ihr überall ausgeht auf Mann und Kind, auf Hausgenoſſen und Geſinde!

Ja, das iſt euere Macht und Herrſchaft, ihr Frauen, die euch niemand nehmen ſoll und kann! Die Herrſchaft eines ſtillen und frommen Gemüths. Und iſt dieſe Einwirkung nicht

eine große, faſt unwiderſtehliche, welche ihr durch Frömmigkeit des Herzens auf das ſonſt ſo harte und wie es ſcheinen mag der Religion ganz verſchloſſene Herz des Mannes ausübt? Ihr ſeid ja beſonders, und namentlich in unſerer Zeit, dazu erkoren, die Hüterinnen des heiligen Feuers zu ſein, die Flamme der zu erlöſchen drohenden Religion zu nähren unter den Mitlebenden, zu erhalten den folgenden Geſchlechtern! Und ich verſtehe hier nicht, wie ihr wol wißt, unter Religion erbauliche Reden und alte Glaubensſatzungen und regelmäßigen Kirchenbeſuch; ich denke hier nicht daran, daß ihr es vorzugsweiſe ſeid, welche dieſe Räume noch füllen und denen der Beſuch der Gottesdienſte eine alte, liebe Gewöhnung iſt; ich verſtehe hier unter Religion die Frömmigkeit des Herzens, welche in einer ſtillen und reinen Seele wohnt, die ſich durch das Leben und die That bewährt, durch Hoffnung in Trübſal, durch Geduld und Freundlichkeit, durch den Beweis des Geiſtes und der Kraft. Dieſe Frömmigkeit thut uns allen noth! Ihrer kann niemand entbehren! Und ſie iſt auch in Wahrheit für den, welcher tiefer blickt, niemandem ganz verloren! Freilich bei Unzähligen, namentlich unter den Männern, iſt ſie verſunken und verdeckt durch das dichte Geſtein der erſtarrten Kirchenlehren, an welche ſie nicht mehr glauben können. Sie mögen wol oft noch unter dieſem Gerölle den Quell des Lebens rauſchen hören, aber ſo fern und ſo leiſe, wie der Wanderer im Gebirg die Waſſer rauſchen hört, die er nicht mit ſeinen Augen erblickt, die tief unter ſeinen Füßen im Felsſchacht dahinziehen. Zu dieſen lebendigen Quellen ſollt ihr Frauen die Männer führen! Ihr ſollt ihnen wieder Achtung abgewinnen vor wahrer Frömmigkeit, welche ſie verloren haben, weil ſie nur ihr Zerrbild ſahen. Nicht durch lange Bekehrungsreden, überhaupt nicht durch Worte, ſondern

durch euern „Wandel ohne Wort“. Wie es beim Petrus heißt: „Auf daß auch die, so nicht glauben an das Wort, durch der Weiber Wandel ohne Wort gewonnen werden, wenn sie ansehen ihren keuschen Wandel in der Furcht.“ Wie manche Männer können so sprechen und sprechen also, wenn sie im stillen Gebet vor ihrem Gott stehen: „Mein Gott, ich danke dir als für die größte Gnade, daß du mir ein treues Weib gegeben, das die Leuchte meines Lebens ist, das mich zu dir zurückgeführt von dem kalten, trostlosen Zweifel, und mir den Frieden wiedergegeben, den ich verloren!“ Wie manche, welche nicht also sprachen und empfanden, solange die treue Gefährtin ihnen zur Seite stand, sprechen so, wenn sie an dem Grabeshügel stehen und der Vorangegangenen nachschauen in die Ewigkeit! Oder wenn sie selbst auf dem Sterbebett liegen, an dem die unermüdliche Pflegerin zum letzten Abschied kniet: „Es war mir gut, nicht allein gewesen zu sein in dieser Welt, du warst die Gehülfin meines Lebens, die Gott selbst mir zugeführt!“

Das soll euere Herrschaft sein, ihr Frauen, auch da, wo ihr euch still unterordnet unter den Willen des Mannes; nicht die des gebietenden Worts, die vielmehr des anspruchslosen und reinen Wandels ohne Wort!

Also seid ihr die Gehülfinnen eueres Mannes nicht für das äußere Leben allein, für das ganze Leben! Amen.

25.

Das ſechste Gebot.

Der Ehe Bruch und Scheidung.

Text: Matthäus 19, 3—9.

Da traten zu ihm die Phariſäer, verſuchten ihn, und ſprachen zu ihm: Iſt es auch recht, daß ſich ein Mann ſcheide von ſeinem Weibe, um irgendeiner Urſach? Er antwortete aber, und ſprach zu ihnen: Habt ihr nicht geleſen, daß, der im Anfang den Menſchen gemacht hat, der machte, daß ein Mann und Weib ſein ſollte? Und ſprach: Darum wird ein Menſch Vater und Mutter verlaſſen, und an ſeinem Weibe hangen, und werden die zwei ein Fleiſch ſein. So ſind ſie nun nicht zwei, ſondern ein Fleiſch. Was nun Gott zuſammengefügt hat, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden. Da ſprachen ſie: Warum hat denn Moſes geboten, einen Scheidebrief zu geben, und ſich von ihr zu ſcheiden? Er ſprach zu ihnen: Moſes hat euch erlaubt zu ſcheiden von euern Weibern, von eueres Herzens Härtigkeit wegen; von Anbeginn aber iſt es nicht alſo geweſen. Ich ſage aber euch: Wer ſich von ſeinem Weibe ſcheidet (es ſei denn um der Hurerei willen) und freiet eine andere, der bricht die Ehe. Und wer die abgeſchiedene freiet, der bricht auch die Ehe.

Noch einmal und zum letzten mal will ich heute von der chriſtlichen Ehe zu euch reden. Und nun, am Schluſſe meiner Betrachtungen über die Heiligkeit und Herrlichkeit der Ehe, iſt

mir nur noch der traurigſte Theil übriggeblieben, die Beantwortung der Frage, wodurch die Ehe gebrochen wird und wann ſie geſchieden werden darf. Ich will von dem Bruch und der Löſung der Ehe, d. i. von der innern und der äußern Scheidung zu euch reden.

Laßt mich dieſe ſchwierige, gerade in unſerer Zeit angeregte und wieder die Zeit tief aufregende Frage, die in dem größten proteſtantiſchen Staate Deutſchlands ſchon ſeit Jahren zu einer brennenden geworden, und die in unſere nächſte Nähe bis zu dieſem Altar, zu welchem wie zu einem Aſyl die Flüchtlinge ſich retten, herangetreten iſt, nach dem Wort Chriſti ſelbſt und in ſeinem Geiſt beantworten.

Wir halten uns hier zuerſt an jenes hohe, wie es ſcheint faſt zu Hohes fordernde Wort Chriſti: „Was Gott zuſammengefügt, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden.“ Es ſoll buchſtäblich erfüllt und dem Chriſten nichts davon erlaſſen werden. Die Ehe ſoll unauflöslich ſein, die wahre Ehe iſt unauflöslich. Das iſt die ſittliche Forderung, die an einen jeden, welcher in die Ehe eintritt, ohne Ausnahme gerichtet wird, und welche Chriſtus an dieſer Stelle, gegenüber den verſuchenden Fragen der Phariſäer, der Willkür und Hartherzigkeit der Männer, ſowie der Rechtloſigkeit der Frauen, wie ſie in dem Geſetz des Moſes und der damaligen Sitte der Juden ihren Ausdruck gefunden, mit heiligem Ernſt und mit ganzer Unbedingtheit ausgeſprochen hat.

„Was Gott zuſammengefügt, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden.“ Aber merket wohl: Was Gott zuſammengefügt. Das heißt nicht, das heißt wenigſtens viel mehr als: Was die Kirche, durch das Segenswort des Geiſtlichen, zuſammengefügt hat. Das heißt: Was im Innerſten des Gemüths, denn hier wohnt Gott, was in ſeiner Liebe, denn ſie iſt die

Quelle aller Menſchenliebe, zuſammengefügt wurde. Dies Band ſoll nicht wieder gelöſt werden. Und der Menſch darf es nicht löſen. Damit iſt wieder nicht gemeint: Die Obrigkeit, die Gerichte, die Kirche, die weltlichen oder geiſtlichen Behörden ſollen nicht die äußere Löſung ausſprechen dürfen da, wo ſie im Innern längſt vollzogen iſt. Es iſt gemeint: wir ſelbſt, die alſo zuſammengefügt wurden, ſollen dies innere Band heilig halten, es nicht zerreißen, ſondern vielmehr feſter und feſter knüpfen. Es iſt gemeint: Die Ehe ſoll dauern für das Leben. Sie, die durch innere Macht und Nothwendigkeit der Gemüther einſt gebunden, ſoll nicht durch wechſelnde Laune und Willkür wieder auseinandergeriſſen werden. Es iſt gemeint: Die wahre Liebe kennt keine Zeit und keinen Wandel: ſie iſt ewig. Es iſt die Mahnung und Forderung ausgeſprochen, in dieſer Liebe zu bleiben, was auch kommen möge; in ihr zu überwinden alles, ſei es Lebensnoth und ſchwere Mühen, ſei es Leichtfertigkeit und Verletzung und Verſündigung, alles, was ſich von außen und innen hereindrängen will in den Bund der Herzen; alle die dunkeln Schatten, die das Leben wirft, zu verſcheuchen, alle die ſchwachen Stunden, die unverſehens nahen, zu beſiegen: dieſe Liebe aufrechtzuhalten als das heilige Panier, und es immer wieder aufzupflanzen da, wo es zu Boden geſunken iſt.

Es heißt daſſelbe, was der Apoſtel Paulus ausgeſprochen, wenn er von der Liebe ſagt, daß ſie nicht müde werde, daß ſie alles hoffe, glaube und trage, und auch der Sünden Menge decke. Es heißt daſſelbe, nur angewandt auf die höchſte Menſchenliebe, was von Gottes erbarmender Liebe geſagt wird, daß er nicht auslöſche den glimmenden Docht, nicht zerbreche das zerſtoßene Rohr. So ſollen auch wir nicht auslöſchen den glimmenden Docht der Liebe; auch wir glauben an

dieſen göttlichen nicht verlöſchenden Funken in dem einmal geliebten Weſen, und nicht aufhören zu hoffen und zu tragen, zu mahnen und zu beten. Und je länger wir alſo hoffen da, wo kein anderes Auge mehr den Schimmer der Liebe zu ſehen vermag, je unermüdeter wir alſo tragen, deſto treuer folgen wir dem Gebote Chriſti. Ja, ſtehen wir einmal in dieſem Gnadenſtand der Liebe, ſo gilt ſelbſt jene Ausnahme, welche der Herr zugelaſſen, daß durch fleiſchliches Vergehen das Band der Ehe aufgelöſt werden könne, *nicht*, denn die Liebe vermag auch das zu überwinden und zu *verzeihen*; auch dieſe Sünde zuzudecken da, wo eine augenblickliche Schwäche, nicht aber Lüge und Liebloſigkeit der Grund ſolcher Untreue war.

So *ſoll* alſo die Ehe unauflöslich ſein! Das iſt ihre eigenſte Natur und die unerläßliche ſittliche Forderung, welche Chriſtus ſelbſt aufgeſtellt, und der ſich niemand entziehen darf. Und in dieſem Sinne darf man ſagen, daß es gar keine Eheſcheidungsgründe gebe. Es gibt keinen *Grund* zu ſolcher Scheidung, nur eine ſittliche *Verſchuldung*, deren Folge ſie iſt. Denn das, was im gewöhnlichen Sinne Eheſcheidung genannt wird, iſt ja nur die *äußere Scheidung* und äußere Beſtätigung deſſen, was ſchon innerlich geſchieden war. Einer ſolchen aber geht immer voran eine *ſchwere Schuld*. Sei es in den Anfängen oder in der Fortſetzung der Ehe; eine Schuld der Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit, oder der ungebändigten Leidenſchaft und ſträflichen Eigenſinns; eine Schuld auf beiden Seiten, in die ſelbſt der zu Anfang unſchuldige Theil wie durch ein Verhängniß mit verflochten und hinabgezogen wird; eine Schuld, die überall von unſäglichem Elend und von allen Martern des Gewiſſens begleitet iſt.

Aber hier müſſen wir uns auch recht klar machen den Unterſchied der *innern und der äußern Scheidung*. Und

so darf man sagen: die Ehe soll nicht gelöst werden; ein jeder soll dafür sorgen und kämpfen, solange seine Kräfte reichen, daß das Band der Liebe nicht zerrissen werde. Aber mit demselben Recht: die Ehe muß gelöst werden da, wo sie im Innern gelöst war. Der innere Bruch der Ehe ist immer ein schweres Vergehen, die äußere Scheidung oft nichts als eine traurige Nothwendigkeit.

So hat es also einen ganz andern Sinn, wenn wir mit Christo sagen: die Ehe soll nicht gelöst werden, was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden, als wenn die katholische Kirche sagt: die Ehe kann nicht gelöst werden. Wenn sie lehrt: es gibt nur eine räumliche Trennung der Ehegatten, ein Aufhören ihres Zusammenlebens, nicht aber eine Trennung des Ehebandes, das fortbesteht, solange die Gatten leben. Diese Lehre der katholischen Kirche ruht auf einer abergläubischen, magischen Vorstellung von der Ehe, denn sie ist nicht mehr ein sittliches Band, das durch den freien Willen der Menschen, durch die Gesinnung der Liebe geschlossen, und durch die freie That des Menschen, die fortgesetzte sittliche That der Treue erhalten wird, aber auch ebenso durch Willkür und Sünde zerrissen werden kann; vielmehr ein geheimnißvolles, magisches Band, das fortbesteht, wenn auch der letzte Funke der Liebe erloschen; das als ein Sakrament fortwirkt durch übernatürliche Kraft auch ohne die Gesinnung der Menschen, da, wo im Innern alles entleert und erstorben ist. Diese Lehre der katholischen Kirche ruht auf einer offenbaren und groben Verwechselung dessen, was Gott zusammengefügt und was die Kirche gebunden hat; wie die katholische Kirche überhaupt es liebt, sich mit ihren Priestern und Sakramenten überall an die Stelle Gottes und seiner Gnade zu setzen.

Und damit laßt uns den Uebergang machen von der innerlichen Scheidung der Ehe zu der äußerlichen, zu dem, was wir im gewöhnlichen Sinne des Worts Ehescheidung nennen. Die protestantische Kirche erkennt eine solche an; sie sagt: eine geschiedene Ehe ist nicht mehr Ehe, und darum auch kein Hinderniß für eine zweite. Aber in der protestantischen Kirche selbst gibt es wieder eine strenge Partei, die die mancherlei Ehescheidungsgründe, welche unser bürgerliches Recht aufgestellt hat, und nach welchen die Gerichte zu scheiden haben, nicht anerkennen will und behauptet, durch ihr Gewissen, durch die Schrift, durch Christi Wort selbst gebunden zu sein, also daß sie solche Scheidungen für christliche nicht anerkennen könne und die Geschiedenen wieder zu trauen sich weigern müsse. Diese Partei hat, wie ihr wol wißt, in dem großen protestantischen Nachbarstaat schon seit Jahrzehnten die Herrschaft errungen und es dahingebracht, daß die kirchlichen Behörden selbst sich gegen die noch bestehenden Landesgesetze, gegen die Aussprüche der Gerichte öffentlich aufgelehnt, und sie für unverbindlich erklärt haben; daß ein unerhörter und unerträglicher Kriegszustand zwischen Staat und Kirche, zwischen den klaren Gesetzen des Staats, an welche jeder ein Recht hat und denen jeder sich beugen soll, und den Vorstellungen und Wünschen der Kirchenmänner —; daß auf diesem Gebiet der Ehe eine offene Empörung und Gesetzlosigkeit ohnegleichen hereingebrochen ist. Ihr wißt es auch wol, wie die Regierung unsers Landes es gewagt hat, dieser Gesetzlosigkeit einen Damm entgegenzustellen, wenigstens insoweit, als diejenigen, welche vertrauensvoll hierher als zu einer Freistätte flüchten, wenn sie nur nicht mit der Hauptschuld und mit sittlichem Schmuz beladen sind, das ihnen in ihrer Heimat versagte Recht finden können.

Und so laßt mich denn, zur Rechtfertigung solcher Trauungen in unserm Lande, ernstlich mit euch prüfen, ob Christi ausdrückliches Wort und seine innerste Gesinnung ihnen entgegenstehe?

Ich antworte darauf aus vollster, zuversichtlichster Ueberzeugung: Nein! Und ich behaupte: es ist nur ein Misverständniß, nur eine geistlose, buchstäbelnde Misdeutung unserer Textesworte, durch welche die Ansicht begründet wird, Christus habe gelehrt, es solle für die Ehegesetzgebung in Zukunft nur Ein Scheidungsgrund, das ist der Ehebruch, zugelassen werden. Zuerst also: Von einer Ehescheidung in unserm Sinne nach Gesetz und Recht, das für beide Theile gleich, ist hier gar nicht die Rede, sondern nur von einer ganz willkürlichen und einseitigen Verstoßung der Frau durch den Mann. Eine solche war nach dem Gesetz des Moses, wie es im fünften Buch Mose im vierundzwanzigsten Kapitel im ersten Vers zu lesen ist, ausdrücklich gestattet. Hier heißt es ja: „Wenn jemand ein Weib nimmt und ehelicht sie und sie nicht Gnade findet vor seinen Augen, um etwa einer Unlust willen, so soll er einen Scheidebrief schreiben und ihr in die Hand geben, und sie aus seinem Hause lassen." Hier war also nach dem Gesetz selbst das Weib ganz rechtlos, ganz der Willkür und Laune des Mannes preisgegeben. Und dies Gesetz galt noch zu Christi Zeit, und wurde ausgeübt im täglichen Leben, wenngleich das bessere Gefühl des Volks sich schon erhob gegen solche harte und unwürdige Behandlung des Weibes. Daher die versuchenden Fragen der Pharisäer, welche diesen Streitpunkt aufregten und Christi edeln menschlichen Sinn in Widerspruch zu setzen suchten mit dem geltenden Gesetz. Und die Antwort Christi? Sie will nichts anderes sagen als: die Ehe ist nicht ein äußerlicher Besitz, in welchen der Mann sich setzt, wenn

er das Weib nimmt, und den er nach Willkür wieder aufgibt wie Hab und Gut; sie ist vielmehr ein tiefes, das ganze Leben umschließendes, von Gott selbst geknüpftes sittliches Band. Darum darf er das Weib nicht entlassen aus launenhafter Machtvollkommenheit, sondern nur dann, wenn es sich verschuldet, wenn es selbst dies Band zerrissen und die Ehe gebrochen hat.

Aber nun weiter bedenkt, daß Christus mit diesem Ausspruch nicht ein neues bürgerliches Ehegesetz geben wollte, wie er denn überhaupt nirgends als Gesetzgeber, dem Mose gleich, auftritt, sondern als Sittenprediger; daß er hier nicht einen einzelnen Gesetzesparagraphen dictirt, welcher lautet: der einzige Ehescheidungsgrund ist Ehebruch; daß er vielmehr einen großen, unendlich reichen und umfassenden sittlichen Grundsatz ausspricht. Und dieser ist ein ewig wahrer, auch heute noch geltender. Er lautet: die Ehe soll nur da geschieden werden, wo sie gebrochen ist. Nur dann, wenn eine Schuld, eine tiefe, das ganze eheliche Verhältniß zerreißende Schuld, vorliegt. Und wann ist sie gebrochen? O, glaubt ihr, daß Christus, der überall vom Aeußern auf das Innere, von der That auf die Gesinnung, von der Erscheinung auf das tiefste Wesen zurückgeht, unter Ehebruch nichts als den äußern, fleischlichen Ehebruch verstanden, oder ihn als den schlimmsten und allein unverzeihlichen Bruch des heiligen Bandes habe bezeichnen wollen? Unmöglich! Ihr kennt ja alle jenes Wort der Bergrede: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch, wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.“ Folgt daraus nicht unwiderleglich, daß der Bruch der Ehe viel mehr umfaßt als die äußere Untreue? Und wie könnte es auch anders sein?

Wissen wir nicht alle, daß, wie die Liebe der einige und feste Grund der Ehe, so die Lieblosigkeit der Tod derselben ist; daß da, wo Liebe und Achtung zu Grabe getragen, in der Ehe nichts mehr gedeihen kann, wie auf unfruchtbarem, verbranntem Boden, daß da alle Freude verblüht, aller Segen verloren ist. Daß es in der Ehe Versündigungen und Verwundungen durch Lieblosigkeit und Härte gibt, Mishandlungen so feiner, geistiger Art, schmerzlicher als die rohesten körperlichen Mishandlungen; Schweigen so ertödtender Art, furchtbarer als alle bösen Worte; daß es eine Verlassung im Geiste gibt, strafwürdiger als die im Raume; daß es einen geistigen Bruch der Ehe gibt, der tiefer ins Herz schneidet als die Untreue der Sinne? Wissen wir nicht alle, daß nicht einzelne Handlungen es sind, welche auf einmal das Band zerreißen, sondern zusammenhängende Reihen von Handlungen, welche es allmählich lockern und das ganze Leben verbittern, welche aus Gesinnungen hervorgehen, die wir hindurchfühlen durch alle Nerven, die gleichsam die Luft sind, die unreine, in der wir athmen, die unser Blut erstarren machen und unsere Lebenssäfte austrocknen? Ja, alle die, welche nicht stumpfsinnig eintreten in diesen heiligen Stand, welche nach Liebe verlangen, wissen auch, welch ein Gift die Lieblosigkeit ist, welch ein Schmerz die Kälte, die unsere warmen und immer wieder hoffnungsvoll ausströmenden Empfindungen wie mit Eiseshauch anweht. Und wenn wir auch hoffen sollen, und mit den Sonnenstrahlen unserer Liebe immer wieder das Eis zu schmelzen suchen, es sinkt der Hoffnung Stern, wenn der letzte Grund der Liebe, die Achtung zerstört ist. Und wenn wir auch uns selbst hingeben und opfern sollen, um den Gatten zu retten vom Verderben, es hört doch diese Pflicht dann auf, wenn wir die Ueberzeugung gewonnen, daß nicht

Leben und Gesundheit allein, daß unser *besseres* Selbst dabei mit zu Grunde geht.

Nun wohl, so haben wir ja die Antwort, welche wir suchten. Wann darf die Ehe geschieden werden? Da, wenn sie *gebrochen* ist! Und wann ist sie gebrochen? Wenn die Liebe bis auf den letzten Grund menschlicher Achtung zerstört ist. Wenn wir, die wir retten möchten die Hinabsinkenden, von der Sünde befleckten Hand selbst mit hinabgezogen werden. Da heißt es: das, was innerlich geschieden ist, soll auch nicht mehr mit äußern Fesseln aneinander geschmiedet werden. Die Ehe soll nicht zur *Galerenstrafe* werden! Die Gemeinschaft der Liebe soll nicht zu einem Kampfplatz des Hasses entwürdigt werden. Es soll nicht Hohn getrieben werden mit dem heiligsten Bunde. Da heißt es: Wenn ein Leben erstorben ist, soll man den Todtenschein ausstellen, und todt nennen, was todt ist. Da soll man den Leichnam bestatten, damit er nicht durch seine Verwesung noch die Luft der Lebendigen in weiten Kreisen mitvergifte.

Wer aber soll die *Todtenschau* halten? Wer wagt es, über ein so Geistiges und Unsichtbares, wie die Liebe und ihr Leben und Sterben ist, das entscheidende Richterwort zu sprechen? Ihr habt recht; des Menschen Auge ist kurzsichtig und sein Urtheil dem Irrthum unterworfen. Aber soll darum *gar nicht* geurtheilt werden? Soll gar nichts auf die Bekenntnisse derer gegeben werden, welche diese Qualen der Hölle selbst durchlebten, und auf die Aussagen derer, welche alle die unzähligen Ausbrüche der Leidenschaft, alle die niedrigen Aeußerungen des Hasses in Gesinnungen und Thaten, im Schweigen und Reden, in nächster Nähe miterfahren haben?

Ja, es soll *ernst* genommen werden, da, wenn das Band

vom Richter zerriſſen und der Stab gebrochen wird über die verfehlte Ehe. Viel ernſter als dies gewöhnlich geſchieht. Es ſoll auch der Kirche ein Recht und ein gewichtiges Wort eingeräumt werden in den nothwendig vorangehenden und öfter wiederholten Verſuchen der Sühne. Es ſoll überhaupt ein viel größeres Gewicht gelegt werden auf das ganze von ſittlicher Würde getragene Eheſcheidungsverfahren als auf die ſogenannten Eheſcheidungsgründe. Es ſoll nicht nach dem Buchſtaben des Geſetzes, ſondern nach dem Leben, wie vor Geſchworenen, der Spruch gefällt werden. Aber das eine bleibt bei dem allen doch in voller Geltung, die Scheidung darf nach dem Geiſt des Chriſtenthums und dem Wort Chriſti ſelbſt in unzähligen Fällen ausgeſprochen werden, wo nicht ein ſinnlicher Ehebruch vorliegt. Denn wie der Geiſtesarzt bei den Kranken, welche in ſeine Anſtalt aufgenommen werden, nach Wochen oder Monden ſorgſamer Beobachtung das Wort ausſpricht: Unheilbar, alſo kann auch hier das Wort ausgeſprochen werden, wo Mishandlungen, ſeien es körperliche oder geiſtige, ſittliche Verſunkenheit oder Irrſinn, als ein dauernder und unheilbarer Zuſtand ſich fortgeſetzt haben. Da, wo vor Menſchen Augen keine Erhebung und Verſöhnung mehr möglich iſt; wo der beſſere Theil bei allem Ringen nicht mehr vermag, den in Haß und Laſter verſunkenen mit ſich emporzuziehen, er vielmehr mit heruntergezogen und in ſeiner Menſchenwürde zertreten wird. In allen ſolchen Fällen iſt es Recht, ja Pflicht, das zu retten, was noch zu retten iſt; das geſunde Leben vor den Anſteckungen des Todes zu bewahren. Denn der Menſch iſt nicht um der Ehe willen da, daß er an ihr zu Grunde gehe, ſondern die Ehe iſt um des Menſchen willen da, ihn zu beglücken und zu erheben. Es iſt eine oft gehörte und wol gar als tiefſinnig ſich geberdende

Rede, wer in einer unglücklichen Ehe lebe, müsse sie tragen als eine Strafe zur Buße. Aber sie ist unwahr, hartherzig und Christi unwürdig; denn so wichtig und unerläßlich auch die Buße im Leben eines jeden, sie ist doch nur der Anfang der Erhebung, nicht das Ende, nur das Mittel, nicht das Ziel. Nimmer soll das ganze Leben des Menschen, wenigstens nicht nach den Anschauungen unserer protestantischen Kirche, zu einer Bußanstalt werden, sondern Friede und Freude und Seligkeit auch hier schon geben. Nimmer sollen die von Gott selbst uns zuertheilten Kräfte in ihrer Blüte geknickt, vielmehr zur herrlichen Geistesfrucht entwickelt werden. Die aber, welche jene finstere und grausame Rede führen, und sich immer auf den Herrn berufen und auf sein Wort, das sie in ihrem Gewissen binde, sie kennen wahrlich den Herrn und seinen Geist nicht, sondern sind im Buchstaben und geistloser Auslegung des Buchstaben gefangen; sie sind harte Gesetzesmenschen, welche die erhabenen evangelischen Gedanken selbst wieder zum engen und ertödtenden Gesetz herabziehen möchten!

Wir aber, die wir die Worte Christi im ganzen Zusammenhang der Rede und in seinem Geist deuten, denken wahrlich nicht niedriger von der Ehe als jene, wenn wir die zerstörten und entweihten Ehen nicht gewaltsam zusammenhalten wollen. Wir denken auch nicht leichtfertiger von ihr, wenn wir die Scheidungen, welche die Gerichte ausgesprochen, auch in ihren Folgen anerkennen und achten. Nein, auch für uns bleibt jenes Wort Anfang und Ende: „Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden." Und dies Wort soll uns als Mahnung begleiten auf allen Lebenswegen, daß wir nicht wieder auflösen in Leichtsinn und Gedankenlosigkeit, was im Innern einmal gebunden war; daß wir nimmer verletzen, auch nicht mit einem Wort, den

guten Geiſt der Liebe und des herzlichen Einverſtändniſſes; daß wir Treue bewahren, nicht nur äußerlich in Handlungen, ſondern auch in den tiefſten Empfindungen; daß wir uns immer feſter zuſammenſchließen in allen Bedrängniſſen, immer bereiter werden zum Verzeihen und Verſöhnen, immer gewiſſer unſerer eigenen Liebe; daß das Wort: „die Zwei ſind nicht zwei, ſondern Eins", immer vollkommener an uns erfüllt werde, und nichts uns voneinander zu trennen vermag, auch nicht Leben und Tod; daß unſere Liebe ſtark ſei, nicht nur bis zum Tode, ſondern über den Tod hinaus! Amen.

26.

Das siebente Gebot.

Die Unverletzlichkeit des Eigenthums.

Text: 2 Moſes 20, 15.

Du ſollſt nicht ſtehlen.

Wieder, wie bei dem fünften Gebot, ſtehen wir hier vor einem Ausſpruch der Schrift, der nicht in die Kirche, ſondern in die Gerichtsſtube zu gehören ſcheint; von dem wir glauben möchten, daß er, ſtatt einer Predigt zum Text zu dienen, als Ueberſchrift eingegraben werden ſollte in die Eingänge zu den trübſeligen Räumen, durch welche das Verbrechen ſchreitet, durch welche die gefallene und entehrte Menſchheit abgeſchloſſen wird von der Gemeinſchaft aller derer, die, den Geſetzen gehorſam, im Sonnenſchein des Rechts und der Freiheit wandeln. Ja, es iſt ein Verbrechen, welches dies Verbot bedroht. Und es gilt für das gemeinſte unter allen. Für ein ſolches, das bürgerlich ehrlos macht auf alle Zeiten. Das nicht wieder abgewaſchen werden kann, auch nicht durch

Reue und Thränen, durch Buße und Besserung. Das für immer ausschließt aus den Reihen derer, die auf sich selbst und ihren guten Namen halten.

Das ist das Urtheil der großen Menge. Aber ist es auch darum das rechte? Soll es auch unser Urtheil sein? Wir sind wahrlich weit davon entfernt, den Abscheu gegen den Diebstahl und den, welcher einen solchen vollführt, den Dieb, abschwächen zu wollen und das richtige Gefühl des Volks, das den ehrlichen Namen hochhält, zu tadeln; o, wie könnte uns das auch nur in den Sinn kommen! Aber wir meinen, das Verbot des Stehlens solle nicht so äußerlich und eng gefaßt werden, wie dies gewöhnlich geschieht; wir meinen, wir dürfen uns nicht so leicht abfinden mit dem siebenten Gebot wie unzählige, sogenannte ehrliche Leute thun; wir meinen, es gehöre zu dieser Ehrlichkeit noch etwas anderes, als daß wir das Eigenthum unsers Nebenmenschen ihm nicht äußerlich mit den Händen wegnehmen und heimlich davontragen; die Schmach des Diebstahls treffe vielmehr eine weit größere Zahl, das Verbrechen des Diebstahls erstrecke sich nicht allein auf die Armen und Verwahrlosten, die in die Gefängnisse eingeschlossen werden, sondern ebenso sehr auf die Reichen und Anständigen, welche Schätze auf Schätze häufen, und, unangefochten von den Gerichten, unter ihren Mitbürgern in Würden und Ehren einherwandeln. Was ist es doch, das dem Diebstahl im engsten Sinne des Worts diesen Stempel der Gemeinheit aufdrückt und ihn mit unauslöschlicher Verachtung beladet? Ist es das, daß er aus Noth geschieht, und schon viel Elend und Hunger und Gewissenspein vorangegangen sein muß, ehe der letzte furchtbare Schritt gethan wird? Ist es denn ehrloser, wenn das arme Weib hineinschleicht in das fremde Haus, um warme Kleider oder Lebens-

mittel für die frierenden und hungernden Kleinen hinwegzunehmen, als wenn der reichbegüterte Handelsherr, unter dem Schein der höchsten Ehrenhaftigkeit, auf Kosten der Armen sich maßlosen, unredlichen Gewinn erlaubt? Ich meine, die Noth und der Jammer, der Hunger und Frost, die armen, erbleichenden Kinder, die sich in Sorge abhärmende kranke Frau möchten wol eher ein solches Verbrechen, wenn es überhaupt entschuldigt werden könnte, entschuldigen und verringern. Oder ist es der niedrige Stand und die Unbildung derer, welche ein solches Verbrechen begehen? Sind es die Lumpen, welche sie einhüllen? Gewiß nicht. Die Armuth macht niemand gemein, die reichen Kleider niemand edel. Und die wahre, sittliche Bildung ist nicht bei den vornehmen Ständen allein, ja nicht einmal vorzugsweise zu finden, sondern viel Schmuz und Gemeinheit ist gerade hier unter Glanz und Flittern verborgen. Oder ist es die harte und entehrende Strafe, mit welcher das bürgerliche Gesetz gerade dies handgreifliche Nehmen des fremden Eigenthums trifft, welche die Handlung selbst zu einer so gemeinen macht? Nimmermehr. Die hohe Strafe, die ihren Grund hat in der Gefahr, in der gefährlichen Neigung gerade der niedrigsten, bedürftigsten und zahlreichsten Klassen, auf diesem Wege fremdes Eigenthum und Lebensgenuß für sich zu gewinnen, die hohe Strafe, diese äußere Folge der Handlung, ist nicht immer das Maß ihres innern, sittlichen Werthes oder Unwerthes, ist vielmehr oft nur ein Schutz für die Gesellschaft, ein Damm gegen das Andringen der gefährlichen Fluten. Also, unser Urtheil über die verschiedenen Arten des Diebstahls und ihre sittliche Verwerflichkeit ist ein anderes als das des gewöhnlichen Lebens.

„Du sollst nicht stehlen", dies Wort hat im Sinne Christi, der überall nicht auf die äußere Erscheinung der That, auch

nicht auf die ihr folgende Strafe, sondern auf das Innerste der Gesinnung sieht, eine viel ernstere Bedeutung, als die meisten ahnen, eine solche, welche uns alle ohne Ausnahme angeht. Denket doch jener Stelle in der Bergrede, in welcher er vom Ehebruch und Todtschlag spricht, und welche also anhebt: „Ihr wißt, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst nicht ehebrechen; ihr wißt, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst nicht tödten, ich aber sage euch" u. s. w. Ganz ebenso müssen wir in seinem Geiste vom Diebstahl sagen: „Ihr wißt, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst nicht stehlen; ich aber sage euch, wer ungerechtes Gut erwirbt, der ist ein Dieb."

Also sagt Luther vom Diebstahl: „Das ist das gemeinste Handwerk und die größte Zunft auf Erden, und wenn man die Welt durch alle Stände ansieht, so ist sie erfüllt von solchen, welche dies Handwerk treiben!"

Und worin besteht es? In jeder absichtlichen Verletzung des fremden Eigenthums zu unserm Vortheil. Stehlen heißt, wie Luther sagt, nichts anderes als „fremdes Gut mit Unrecht an sich bringen", und „bezeichnet allerlei Vortheil mit des Nächsten Nachtheil in allerlei Händeln". Also nicht der allein ist gemeint, der seinem Nebenmenschen bei nächtlicher Stunde ins Haus bricht oder sich unversehens hineinschleicht, oder sonst bei günstiger Gelegenheit sich an seinem Eigenthum vergreift, um Geld oder Geldeswerth hinwegzutragen; ein jeder ist gemeint, der seinen Bruder übervortheilt, sei es auch unter dem Schein und in den Formen des Rechts, im Handel und Verkehr, im Fordern und Bezahlen, durch Lug und Trug, durch falsche Berechnung oder nichtige Vorspiegelung, durch Unterschlagung des anvertrauten Guts oder leichtsinnige Wirthschaft mit demselben, durch betrügerischen Bankrott oder durch schlechte Processe; ein jeder,

er sei wer er sei, der das Recht beugt um schnöden Gewinnes willen.

„Das ist der Wille Gottes", sagt die Schrift, „daß niemand zu weit greife." Daß ein jeder das Eigenthum des andern achte. Unterscheidet sich doch dadurch der Mensch vom Thier, daß er zu den äußern Dingen nicht nur ein flüchtiges, vorübereilendes Verhältniß hat, daß sie nicht nur dazu dienen, seine sinnlichen Bedürfnisse für den Augenblick zu befriedigen, seinen Hunger zu stillen, ihn zu bergen gegen Wind und Wetter, daß er ein dauerndes Eigenthum durch den Fleiß seiner Hände sich gewinnt, nicht nur für sich, auch für seine Angehörigen und Nachkommen, und daß dies Eigenthum, welches mit zu seiner Person, zu seiner Eigenthümlichkeit gehört, geschützt wird vom Staat und anerkannt durch das Gesetz. Dies Recht des Eigenthums, dies Gebot: halte heilig das, was dem andern gehört, steht an dem Anfang aller Gesittung, ist das erste aller Rechte und die Grundlage alles geordneten Zusammenlebens der Menschen im Staat.

So trifft denn die Strafe des siebenten Gebots alle die, welche das fremde Eigenthum unredlich an sich reißen. Es trifft den Kaufmann, der schlechte und verkommene Waare für gute ausgibt und als gute sich bezahlen läßt; den Handwerker, der für leichtfertige Arbeit schweres Geld nimmt; den Arbeitgeber und Fabrikherrn, der dem Tagelöhner den verdienten Lohn kürzt und seine Kräfte aussaugt und ihn darben läßt, während er selbst schwelgt; den Knecht und die Magd, die sich, wenn auch noch so kleinen, unredlichen Gewinn hinter dem Rücken der Herrschaft machen, und das Eigenthum, das ihnen anvertraut wurde, verkommen lassen; die Kinder, die der Aeltern Geld heimlich vertragen und vergeuden; die bestechlichen Beamten, die ihre Macht und ihren Einfluß für Geschenke

feilhalten; die Anwälte der Ungerechtigkeit, die sich nicht scheuen, schlechte betrügerische Processe mit lügenhaftem Scharfsinn durchzuführen; die blutsaugenden Reichen, welche Vortheil von der Noth der Armen ziehen und die, welche ihnen einmal verfallen, immer tiefer hinabstoßen in das Elend; es trifft vornehmlich diese Reichen, welche die Gesetze nicht übertreten, wol aber umgehen und überall durch ihre weiten Maschen hindurchzuschlüpfen wissen; die großen Unternehmer und Handelsherren, die Gesellschaftsdirectoren, die mit unzähligem fremden Gelde leichtsinnig wirthschaften und das ihnen anvertraute veruntreuen und verwahrlosen, die rechtmäßigen Eigenthümer lange täuschend durch falsche Berechnungen; ja es trifft vor allem diese betrügerischen Reichen, diese großen Diebe, von denen schon der Herr sagte, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als sie in das Reich Gottes kommen, und welche, so groß auch ihr Betrug sein mag, doch so häufig der Strafe des Gerichts sich zu entziehen wissen. Wieviel entzieht sich dem Auge und Arm, dem Spruch und der Strafe des irdischen Richters? Aber dem Auge und dem Gericht Gottes entzieht es sich nicht.

Ja, meine Freunde, es thut wol noth, gerade in unserer Zeit, daß wir uns den ganzen Umfang des siebenten Gebots recht klar machen; denn mehr als je ist das Recht jetzt in seinen Grundlagen bedroht. Es thut noth, daß wir jeden Groschen und Thaler, den wir zu dem Unsern thun, erst wägen auf der Wage des Gewissens, ob er wohl oder übel erworben sei; denn der Geist der Unredlichkeit ist in so lockender Gestalt und in so gefälligen Formen wie ein feines Gift eingedrungen in die große Welt des Verkehrs, und nennt sich mit so schönen Namen: Klugheit, Unternehmungsgeist, kaufmännischer Blick, daß es wol eine große Versuchung ist und manchem einen

ſchweren Kampf koſtet, ſich vor dieſem Lügen- und Schwindelgeiſt, der über den Ocean zu uns herüberweht, zu bewahren; der uns, wie einſt dem Herrn, die Schätze der Welt zeigt und ſpricht: „Das alles will ich dir geben, ſo raſch will ich aus dem Staube, in dem du wie ein Wurm kriegſt, dich erheben zu des Reichthums Höhen, wenn du mir nachfolgſt und es leicht nimmſt mit deinem Gewiſſen.“ Wer möchte denn zu den Aengſtlichen und Kleinlichen und Altväteriſchen gezählt werden, zumal da, wo das leichte, keck wagende, neumodiſche Weſen den Reichthum mit allem ſeinem dunkeln Zauber und namenloſen Genüſſen uns verheißt? Und doch, es bleibt dabei, wenn auch die kecken Abenteurer, ſei es auf den Thronen oder an der Börſe, ſei es wo es ſei, zu triumphiren ſcheinen; das alles dauert nur eine kurze Zeit und bricht zuſammen noch vor deinen Augen; das alles iſt Moder und Zerſtörung; unrecht Gut gedeiht nicht, es kommt, wie das Sprichwort ſagt, nicht an den dritten Erben. Es bleibt dabei: nur das, was durch ſtillen, oft mühſeligen Fleiß, durch einfaches und ordentliches Leben, durch gewiſſenhaften und immer redlichen Sinn erworben iſt, das iſt auch ein Schatz; das bleibt und wirkt fort, denn es iſt nicht todtes Geld und Gut, ſondern ein geiſtiges Erbtheil, das von Vätern und Urvätern gewonnen und mit all dem Fleiß und den Mühen, mit all dem treuen, gewiſſenhaften und redlichen Sinn, mit dem es erworben wurde, auch forterbt auf die Kindeskinder.

Ja, wir ſollen es genau nehmen, auch mit dem Kleinſten. Es gibt für den Redlichen keine Kleinigkeiten. Du ſtiehlſt, wenn du auch nur einen Pfennig veruntreuſt oder falſch berechneſt. Und wieder: es gibt nichts Großes, das ſo groß wäre, daß es dich hinwegzuheben vermöchte über die feſten Schranken des Rechts, die für alle gelten und für

alle Zeiten! Und wähnt nicht, daß ein unscheinbarer Betrug im Verborgenen, den niemand nachzurechnen und aufzudecken vermöge, euch keine Gefahr bringe. Vieles wol läßt sich verbergen und zudecken vor den Augen der Menschen, und die Sonne dieser Erde geht unter, ohne es zu bescheinen, aber aufgeschlagen liegen alle Bücher und Rechnungen vor dem ewigen Richter und auch vor dem Richter deines Innern; und jeder Betrug, den du im Verborgenen übst, erhält seine Strafe, verunreinigt deine Seele, zieht dich tiefer und tiefer hinein in die Herrschaft des Lügengeistes!

So ermahne ich denn euch, ihr Aeltern, daß ihr es von Anbeginn euere ernsteste Sorge sein laßt, euere Kinder zu nähren als mit der täglichen Speise, mit dem Geist des Rechts. Daß sie nie einen Flecken des Unrechts an euern Händen sehen: daß ihr streng jedes Versprechen haltet, welches ihr ihnen gegeben; daß ihr es genau nehmt mit allem, auch dem Kleinsten, was ihr andern zu leisten verpflichtet seid, und daß ihr da, wo ihr seht, daß die Kinder, von den Sinnen verführt, auch nur um eine Linie von dem Wege des Rechts weichen, und mit Lüge und Heimlichkeit umgehen, ihnen entgegentretet in Gottes Namen und Auftrag, mit ganzem, heiligem Ernste, und als die Wächter ihres Lebens dräuend vor ihnen steht. Ich ermahne euch, daß ihr, welchem Stande ihr auch angehört und welche Lebensgüter ihr euer nennt, euere Kinder vor der unseligen und frühzeitigen Genußsucht unserer Tage und vor dem eiteln Vornehmthun und Herrnspielen bewahrt, auf daß sie, die sich selbst noch keinen Groschen zu verdienen im Stande sind, sich nicht gewöhnen, in dem Vertrauen auf die Wohlhabenheit und Schwäche ihrer Aeltern, die Thaler zu verprassen, Ausgaben zu machen, die sie selbst nicht bestreiten können, Schulden auf sich zu

laden, die mit Recht so heißen, weil sie die schuldlose Jugend verderben. Denn solche von schwachen Aeltern geduldete unheilvolle Gewöhnungen sind die Schule der Leichtfertigkeit und der Laster alle, machen die Seele frühzeitig stumpf und satt und gewissenlos, erlöschen das angeborene, starke Gefühl des Rechts, und führen endlich, wenn die Frucht reif geworden, zur Uebertretung des siebenten Gebots. Wir aber sollen dies Gefühl des Rechts als ein heiliges achten, das in der Seele des Kindes rein zu erhalten ist; wir sollen es ohne Aufhören erhöhen und schärfen durch Vorbild und Ermahnung, und den Kindern dies Rechtthun als die höchste Ehre des Menschen vor Augen halten, vor welcher alle äußern Ehren nur kindisches Spielwerk sind.

Und so ermahne ich denn auch euch, ihr Jünglinge, heute, wie ich es immer zu thun pflege, wenn die jungen Christen vor diesen Altar treten, um ihr Taufgelübde zu erneuern, und rufe euch zu: Haltet am Recht. Blickt auf euere rechtschaffenen, fleißigen Aeltern, die sich viel um euch gemüht, und haltet hoch und heilig den guten Namen, den sie euch hinterlassen. Glaubt mir, ihr werdet es in spätern Jahren noch bestätigt finden, es gibt keine größere Gefahr in unserer Zeit, als den immer allgemeiner und drängender werdenden Trieb nach Genuß ohne Arbeit, nach raschem, leichtfertigem Gewinn, nach Reichthum mit allem seinem Behagen; als dies Spielen mit dem Recht, mit dem, was ein jeder dem andern schuldig ist. Und doch ist es niemanden gestattet, das Recht zu beugen; niemand steht über dem Recht! Nicht die, welche auf den Thronen sitzen, nicht ihre verantwortlichen Minister, ebenso wenig wie der niedrigste Unterthan! Doch soll ein jeder das halten, was er gelobt, und nicht allein nicht in das fremde Eigenthum, auch nicht in die fremden Rechte, die

durch das Gesetz geheiligt sind, mit frevelnder Hand eingreifen, wähnend, die Macht gehe über Recht! Er soll sich nicht entschuldigen, weder mit seinem eigenen Wohl, noch mit einem sogenannten Staatswohl, wenn er das Recht bricht! Glaubt mir, ihr Jünglinge, die Strafe kommt eilig heran, und wenn ihr einmal euer Gewissen beschwichtigt und dies Gefühl wahrer Ehre, die allein im freudigen Rechtthun besteht, verloren, dann geht es auch rasch, dann ist ein Menschenleben bald, wie ein Würfelspiel, verloren, und es reißen euch die nun des starken Zügels ledigen Leidenschaften der Jugend mit sich fort und führen euch bergab durch Laster und Schulden, durch Bedrängniß und Lüge bis zur Schmach und zum frühen Tod!

Nun aber, laßt uns auch hier, wie bei den andern Geboten, erkennen, daß es sich nicht nur darum handelt, was wir lassen, sondern auch darum, was wir thun. Dies Verbot: „Du sollst nicht stehlen", ist zugleich ein herrliches Gebot. Wie schon Luther in seinem großen Katechismus sagt, es will uns nicht allein lehren, „daß wir dem Nächsten nicht Schaden oder Unrecht thun, sondern auch, daß wir sein Gut fördern und bessern, und wo er Noth leidet, ihm helfen, mittheilen und vorstrecken, beides Freunden und Feinden".

Ja, es ist wol das Erste und Nothwendigste, daß wir von dem Rechte nimmer weichen, und es ist eine unheilvolle Verirrung und zeigt von einer krankhaften Entartung der Frömmigkeit, wenn über all den weichen und überschwenglichen Gefühlen, all dem Bekennen der eigenen Sünde und dem Preisen der göttlichen Gnade, die einfachste Wahrheit und Redlichkeit versäumt und geringgehalten wird; wenn diese „Gläubigen", die nach den Gütern der Welt begehrlich hinblicken, es mit dem Recht nicht genau nehmen. Es ist das

Erſte und Nothwendigſte, daß wir von dem Recht, als der geweihten Grundlage alles ſittlichen Zuſammenlebens, nimmer weichen. Aber das Höchſte iſt es darum nicht. Es iſt euch wohlbekannt, wie ſo manche, die ſich hinweggewandt von dem falſchen, unſittlichen Chriſtenthum, das ich euch ſoeben geſchildert, wenn ſie ihre Abneigung dagegen ſtark ausgeſprochen haben, mit den Worten zu ſchließen pflegen: Mein Chriſtenthum iſt: „Thue recht und ſcheue niemand.“ Ich geſtehe offen, daß ich nie große Freude gehabt an ſolcher Rede, und mich nur immer damit getröſtet habe, daß das Chriſtenthum dieſer Menſchen beſſer ſei und noch mehr umfaſſe, als ſie ſelbſt wiſſen und auszuſprechen vermögen. Ja, das Chriſtenthum fordert noch mehr als das, wozu die ſtrengſte Rechtlichkeit uns verpflichtet. Es gibt eine höhere Welt, die über dieſer Welt des Rechts ſteht, die einen weitern Himmelsbogen beſchreibt als ſie, und die doch von allen Punkten aus in ſie eindringt und ihre engen Schranken durchbricht und ihre harten Satzungen erweicht und die furchtbaren Klüfte von reich und arm, von Ueberfluß und Elend ausfüllt, und das Mein und Dein, welches die Menſchen trennt, wieder aufhebt, und das Eigenthum, welches dem Einzelnen angehört, als das von dem großen einigen Eigenthümer, Gott, gegebene, wieder zurückgibt und in den Dienſt der Gemeinſchaft ſtellt; das iſt die Welt der Liebe! Und wer dieſe Welt nicht kennt, der ſteht noch in den Vorhöfen! Der iſt noch nicht eingedrungen in das Allerheiligſte des Chriſtenthums! In die Seele Chriſti, die nichts anderes iſt als: barmherzige Liebe. Der hat wol nie das Gleichniß vom verlorenen Sohn verſtehen können und ſich im Stillen gefragt, warum denn der ältere Sohn, der ja doch der beſſere ſei und das Rechte gethan, vom Vater ſo hart angelaſſen werde. Der hat nie begriffen,

welch ein ungeheuerer Fortschritt der sei, den Christus gethan, von dem Reich des Gesetzes hinschreitend in das Reich der Liebe. Wir sind nicht befreit von Recht und Gesetz, wir sollen einem jeden gewissenhaft geben, was ihm gebührt, aber nicht glauben, damit genug gethan zu haben, sondern ihm mehr geben, unser Herz, unsere menschenfreundliche Theilnahme, unsere thätige, nicht ermüdende Hülfe. Wol manche sind uns schon vorgekommen im Leben, von denen wir sagen möchten, daß sie, obgleich unter den segnenden Einwirkungen des Christenthums erwachsen, noch immer harte Gesetzesmenschen sind, pochend auf ihr Recht, die sich redlich durchgearbeitet, nie unrecht gethan, nie jemand etwas schuldig geblieben, und die doch eigensüchtige, lieblose Menschen blieben. Die keine Jünger Christi sind, vielmehr in so manchen Zügen jenem Bilde des Pharisäers im Tempel gleichen, und gleich ihm an ihre Brust schlagen und sich rühmen: Kann mich jemand auch nur eines Groschens zeihen, den ich meinem Nächsten vorenthalten? Bin ich nicht immer ein ordentlicher und haushälterischer Mann gewesen, der seine Schulden regelmäßig bezahlt, von dem niemand etwas zu fordern, dem niemand etwas vorzuwerfen hat? Was geht mich aber jener Elende an, der neben mir steht? Ist er nicht durch sein leichtsinniges, verschwenderisches Leben soweit gekommen? Oder, wenn diese Noth wirklich unverschuldet, bin ich dazu da, die Geschicke Gottes zu ändern und in seine Weltregierung einzugreifen? O, wenn ein solcher zu uns spricht: Mein Christenthum ist, thue recht und scheue niemand; so sollen wir antworten: Mein Freund, du magst wol ein ehrlicher Mann sein, aber ein Christ bist du nicht. Sagt doch schon das Alte Testament: „Brich dem Hungerigen dein Brot, und die, so im Elend sind, führe in dein Haus, und so du einen

Nackten ſiehſt, ſo kleide ihn und entzeuch dich nicht deinem Fleiſch!“ Wieviel mehr fordert denn Chriſtus ſolche barmherzige Bruderliebe. Da wir nicht allein dem Bettler an der Thür das Brot brechen, ſondern einem jeden Bedürftigen das Brot des Lebens gerne reichen, ſei es Geld und Gut, ſei es Troſt und Ermahnung, Rath und menſchenfreundlicher Zuſpruch. Da wir mit dem Armen, der ſeine Schuld nicht zu zahlen vermag, Geduld haben und mit niemanden in das Gericht gehen, ſondern verzeihen, dulden und hoffen. So iſt denn die Summe dieſes ſiebenten Gebots im Sinne Chriſti: Halte am Recht, aber habe Erbarmen, gehe mit niemanden in das Gericht! Vergib die Schuld, damit auch dir einſt vergeben werde. Denn höher und herrlicher noch als das Recht iſt die Liebe! Amen.

27.

Das achte Gebot.

Das Heiligthum der Ehre.

Text: 2 Moſes 20, 16.

Du ſollſt nicht falſch Zeugniß reden wider deinen Nächſten.

Die drei Gebote, das fünfte, ſiebente und achte: du ſollſt nicht tödten, du ſollſt nicht ſtehlen, du ſollſt nicht falſch Zeugniß reden wider deinen Nächſten, ſtehen untereinander in naher Verwandtſchaft und bilden eine eigene zuſammengehörende Gruppe in der Geſammtheit der Zehn Gebote. Du ſollſt dich nicht vergreifen an dem, was deinem Nebenmenſchen zu eigen iſt, an allem was er iſt und was er hat, das iſt der Grundgedanke in dieſen dreien. Du ſollſt dich nicht vergreifen an ſeinem Leben, an ſeinem Eigenthum, an ſeiner Ehre. Die Verletzung der Ehre, des guten Namens folgt unmittelbar auf die Verletzung des Eigenthums. Und gehört ſie nicht gewiſſermaßen mit zum Eigenthum des Menſchen und

ebenso mit zum Leben? Ist sie nicht sein herrlichstes, geistiges Eigenthum, sein höchster Erwerb, und ist sie nicht zugleich das, was sein Leben erhält und stärkt, ihm Einfluß und Wirksamkeit gibt in der Welt? Ist sie nicht seines Lebens Kraft und Schmuck? Wie Luther sagt: „Außer unserm eigenen Leib, ehelich Gemahl und zeitlich Gut haben wir noch einen Schatz, das ist Ehre und gut Gerücht, welche wir auch nicht entbehren können.“ Ja, es ist nicht zu viel gesagt: der gute Name ist viel mehr als der äußere Besitz, er ist das rechte Eigenthum des Menschen, sein Eigenstes, das, was er selbst ist und gilt und werth ist, gewogen auf der Wage seiner Mitgenossen. Wir reden hier ja nicht von äußern Ehren und Ehrenbezeigungen, auf die wol eitle Menschen ein großes Gewicht legen, und sie für ihren Rang und ihre gesellschaftliche Stellung in Anspruch nehmen; wir reden nicht von der Entziehung oder Schmälerung solcher Ehren. Das meint auch der Apostel Petrus nicht, wenn er sagt: „Thut Ehre jedermann.“ Wir reden vielmehr von der Ehre, die dem innersten, sittlichen Kern des Menschen, welchem Range oder Stande er auch angehören möge, gezollt wird, nicht als eine äußere Form, eine gesellschaftliche Huldigung, nein! als eine Anerkennung des Herzens, ein freier, menschlicher Tribut der Achtung, der gern und freudig dargebracht wird. Das ist der gute Name! Und der ist sehr, sehr viel! Er soll einem jeden theuer sein. Ihn soll niemand leichtfertig dahingeben, dadurch, daß er den bösen Schein nicht meidet, meinend, er stehe über dem Urtheil der Menge, und sprechend: mir ist es gleich, was die Menschen über mich denken und reden; wenn ich nur selbst ein ordentlicher und ehrlicher Mann bin. Das ist ein Stolz, der sich schon oft und schwer gerächt hat. Denn niemand steht über dem Urtheil seiner Mitmenschen, und niemand ist stark genug,

ohne ihre helfende und tragende Gemeinschaft durch diese Welt zu gehen. Der gute Name ist sehr, sehr viel. Er ist der Empfehlungsbrief und die sichere Grundlage für alles gedeihliche Wirken der Menschen, für das Gelingen seiner Arbeit, für seine eigene Freudigkeit, sein besseres Selbstgefühl, seinen guten Muth. Und deshalb, weil er von so hohem Werth ist, heißt auch den guten Namen eines Menschen verletzen soviel als: sein Glück untergraben, sich an dem Heiligthum seiner Person vergreifen. Schon mancher frische Muth ist also gebrochen, manch freudiger Anlauf bald ermattet, und viele wol haben erst dann sich selbst weggeworfen und unrecht gethan, wenn man ihnen unrecht gethan, ihnen die Achtung, deren sie bedurften, um sich selbst zu achten und zu halten, untergraben hat.

Aber ihr fragt mich wol verwundert: Ist es denn *das*, woran die Worte des achten Gebots uns mahnen wollen? „Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten", hat das nicht einen ganz andern Sinn? Gilt nicht dies Gebot von dem falschen Zeugniß vor Gericht, namentlich von dem falschen Eid, welchen diejenigen, die als Zeugen aufgerufen werden, zum Nachtheil ihrer Nebenmenschen ablegen? Ja, dies ist allerdings der nächste und engste Sinn dieser Worte; aber die ganze tiefe und weitgreifende Bedeutung des Gebots wird damit nicht erfaßt. Falsch Zeugniß wird nicht in den *Gerichtsstuben* allein abgelegt, auch in den Häusern und auf den Gassen und Verkehrsplätzen, auch in den großen Gesellschaften, wie in den kleinen Familienkreisen. Nicht allein im öffentlichen Verhör und mit lauter Stimme, auch in der Heimlichkeit der geschlossenen Thüren, unter vier Augen und mit flüsterndem Ton. Nicht allein mit erhobenen Fingern und unter Anrufung Gottes; auch mit einem lieblosen Achsel-

zucken und bedeutungsvollem Schweigen. Falsch Zeugniß wider den Nächsten wird überall abgelegt da, wo wir mit falschem Wort unsers Nebenmenschen guten Namen antasten.

So laßt uns denn fragen, zuerst: Welche sind die falschen Zeugen? Sodann: Wie wehren wir ihnen?

Die Falschheit ist es offenbar, das falsche Herz, das falsche Wort, welche das achte Gebot strafen will. Es ist die Falschheit im Bunde mit der Bosheit, mit der Lust zu verkleinern und zu verdunkeln, herabzusetzen und zu schädigen. Nicht jede Lüge ist daher unter dies Gebot mitbegriffen. Nicht die Lüge der Feigheit, die glatte Schmeichelei, die wir aus Schwäche und angeborenem Knechtssinn so leicht über unsere Lippen gleiten lassen. Nein, die Lüge der Bosheit, die lästernde Lüge. Freilich, feige ist diese Lüge auch, denn sie geschieht ja meistens hinter dem Rücken der Menschen, aus dem sichern Versteck heraus, da niemand den Thäter ergreifen und vor Gericht stellen kann. Und oft genug ist auch das hämische Wort im Rücken mit dem schmeichelnden im Angesicht verbunden, denn so gern gehen ja Feigheit und Bosheit Hand in Hand. Aber falsch und boshaft ist der Lästernde immer. Freilich nicht immer falsch in dem Sinne einer vollen und offenbaren Unwahrheit. Oft ist es nur eine kleine Uebertreibung und Ausschmückung, nur eine hinzugesetzte boshafte Bemerkung, nur eine untergeschobene schlechte Absicht, durch welche die Lüge unversehens hineinschleicht und ihr Gift in die Wahrheit träufelt. Freilich nicht immer falsch in dem Sinne einer bewußten und absichtlichen Lüge. Wie oft entstellen und verdrehen und verdunkeln wir, ohne es recht zu wissen, deshalb, weil die wiederholte Lüge zuletzt das Gefühl der Wahrheit abstumpft, sodaß wir nur noch halbbewußt lügen; weil die natürliche Bosheit und Gemeinheit des Herzens,

welche unsere Phantasie mitbeherrscht, mächtiger ist als die Erkenntniß und wie ein zügelloses Roß mit ihr dahineilt. Und dies hinzugesetzte Theil von Falschheit ist oft so klein und fein, daß es kaum erkennbar ist, und gleicht einem flüchtigen Gift, das sicher wirkt, aber doch nirgends aufgefunden werden kann. Oft ist alles Einzelne, was erzählt wird, richtig und unbestreitbar, und doch das Ganze unwahr und das Urtheil gefälscht. Deshalb, weil so vieles nicht erzählt wird, weil nur die dunkle Kehrseite des Lebens, nur das, was an die Oberfläche der Erscheinung tritt, hervorgehoben wird, während der Lichtkern des Menschen, sein tiefstes und bestes Wesen, von Finsterniß bedeckt bleibt. Oft ist alles Thatsächliche vollkommen in Ordnung, und doch ist das Urtheil darüber, welches gleichsam den Schlußpunkt bildet und die Summe zieht, so hart und ungerecht und darum so unwahr, weil der Glaube an das unzerstörbar Gute im Menschen, die erbarmende Liebe zu dem gesunkenen Bruder, die Hoffnung, daß er sich noch wieder aufrichte, fehlt. Oft besteht die ganze Schuld nicht in der eigenen Zuthat, nur in dem leichtfertigen Glauben und dem begierigen Weitertragen der zugebrachten Kunde, des heimlich flüsternden, gleichsam noch unter der Asche glimmenden Gerüchts. Und doch lastet auf diesem leichtfertigen Glauben und begierigen Weitertragen keine geringe Schuld; es ist die Schuld des Hehlers, der mit dazu hilft, am fremden Eigenthum zu schädigen. Und doch ist diese Leichtgläubigkeit nicht eine Schwäche der Erkenntniß, sondern ein Ausfluß der Gemeinheit. Deshalb sind wir so leichtgläubig und urtheilslos, wir glauben an das Schlechteste und wäre es auch das Unwahrscheinlichste, und beeilen uns, wenn auch unter allerei vorschützenden Bemerkungen: „ob es wahr ist, weiß ich nicht", „ich kann nicht dafür einstehen" u. s. w.,

es weiter zu tragen, weil wir unsere Lust daran haben, weil ein Theil unserer Bosheit dadurch befriedigt wird: — wir glauben es, weil wir es wünschen.

Woher dieser böse Trieb? Diese Lust am Herabsetzen und Schmähen? Wie kommt es, daß wir nie bereiter und angeregter sind, daß uns nie so sehr des Witzes glänzendes Wort zu Gebote steht, als wenn die Unterhaltung auf die Schwächen und Blößen anderer sich lenkt? Wie kommt es, daß da, wo ein Schande bereitendes Ereigniß in die Oeffentlichkeit tritt, ein schmählicher Bankrott, ein Selbstmord, eine Ehescheidung, eine Verführung, alle bösen Zungen sich lösen, alle Familiengeheimnisse aufgedeckt werden und die ganze Vergangenheit eines solchen Unglücklichen mit schadenfroher Gründlichkeit ausgebeutet und durchwühlt wird? Wie kommt es, daß gerade das, was uns das Wertheste und Unantastbarste ist für uns selbst, bei andern so wenig geschont, so leichtfertig angegriffen wird? Daß der so gebrechliche gute Ruf eines jungen Mädchens, einer Frau, gerade von dem eigenen Geschlecht, ja oft von Bekannten und sogenannten Freundinnen so schonungslos gefährdet wird; oft auf einen ganz oberflächlichen Schein, eine ganz leere Vermuthung hin, und so daß immer sogleich das Schlechteste geargwöhnt und vorausgesetzt wird? Daß Männer, denen die ehrenhafte Gesinnung, die Ueberzeugungstreue in ihrem eigenen Leben das Höchste ist, doch nicht anstehen, die Ueberzeugungen anderer zu verdächtigen und ihnen äußere, niedere Absichten unterzubreiten? Geschieht das etwa nur unter Feinden? Oder ist der Neid die Triebfeder, welche den Verdiensten und Gaben anderer die Auszeichnung nicht gönnt und alles Glänzende zu sich herabzuziehen sucht, um sprechen zu können: „Siehe, der, welcher so hoch gestellt wurde und sich selbst so hoch stellte, ist geworden wie

unſereiner?“ Nein, die Feindſchaft und der Neid allein erklären uns die Läſterſucht nicht. Schon einer unſerer größten Denker, Kant, hat das Tief-Böſe in der menſchlichen Natur darin gefunden, daß wir ſelbſt bei dem Unglück unſerer Freunde und bei aller Theilnahme daran, uns doch eines geheimen Gefühls des Wohlbehagens nicht erwehren können, indem wir unſer Glück mit ihrem Unglück vergleichen! Und in Wahrheit decken ſich uns hier die tiefliegenden, bis in das Innerſte der Geſinnung ſich hinabſenkenden Wurzeln der Sünde auf, — die geheime Selbſtſucht und Bosheit! In Wahrheit ſind alle die Sünden der Sinne leicht und verzeihlich, gegenüber dieſer, ich möchte ſagen teufliſchen Sünde, in welcher der Geiſt der Bosheit athmet. Und wenn der Volksglaube oder vielmehr Aberglaube, dies Böſe in der menſchlichen Natur zu einem perſönlichen Weſen, einem Teufel, geſtaltet hat, ſo iſt es ein tiefſinniger Zug, wenn dieſer Teufel, wie namentlich im Buche Hiob, als der Ankläger und Verleumder der Menſchheit erſcheint! Ja, alle die ſtehen im Dienſte des böſen Geiſtes, welche ihre Nebenmenſchen anklagen und herabſetzen, ſei es auch nur mit einer hingeworfenen Verdächtigung, einem verächtlichen Seitenblick. Alle die, welche Freunde, Verwandte und Nachbarn gegeneinander aufregen, und ſolche, welche Jahre lang in Frieden und Einigkeit nebeneinander lebten, entzweien durch falſche, giftige Worte. Alle die, welche ſich ein Geſchäft daraus machen, den Nächſten auf jedem Schritt zu beobachten und ſeine kleinen Schwächen zu erlauſchen, und alles was ihn und die Seinigen angeht umherzutragen, und die Schwachheitsſünden, die er einmal, vielleicht ſeit langer Zeit, begangen und auch lange ſchon bereut hat, aufzudecken und zu richten!

Und wie wehren wir dieſen falſchen Zeugen?

Vor allem: fangen wir bei uns ſelbſt an. Bekämpfen und ſtrafen wir den falſchen Zeugen in der eigenen Bruſt. Reinigen wir und befeſtigen uns im Geiſte der Wahrhaftigkeit und Gewiſſenhaftigkeit, vor allem da, wo die Ehre und das Wohl unſers Nebenmenſchen bedroht iſt. Glauben wir nicht überall das Schlechte, was uns von andern zugetragen wird, laſſen wir das leichtfertige Gerücht nicht über die Schwelle unſers Hauſes treten! Nein, halten wir es hier ſogleich an, wie gewiſſenhafte Grenzwächter, und ſtellen es zur Rede und ſetzen all dem unverantwortlichen Geſchwätz, das ſich in den Geſellſchaften vernehmen läßt, einen ernſten und beharrlichen Zweifel entgegen. Wie viel von den leeren, aus Entſtellung und Uebertreibung gewobenen Gerüchten zerrinnt vor ſolchem Ernſt der Wahrheit, wie die Dünſte der Nacht vor dem Strahl der Sonne! Wir glauben ja ſonſt nicht ſo leicht alles, was geredet und geſchrieben wird, warum denn da, wo es zum Nachtheil unſers Nebenmenſchen gereicht? So ſeien wir denn hier noch ungläubiger, noch vorſichtiger und mistrauiſcher als ſonſt! Fordern wir hier die ſtrengſten Beweiſe und da, wo ſie nicht gegeben werden, ſchlagen wir die böſen Gerüchte nieder im Entſtehen. Breiten wir ſie nicht weiter aus, daß wir die Schuld nicht mittragen und unſere Lippen nicht mitbeſchmuzen; reden wir nur das, wofür wir auch mit gutem Gewiſſen einſtehen können. Und ferner: Hüten wir uns da, wo eine äußere Thatſache, eine Handlung vor uns liegt, weiterzugreifen und bis in die Geſinnung des Menſchen hineinzudringen, bis in das Heiligthum ſeines Gewiſſens, um dies zu verdächtigen und zu verurtheilen. Hier iſt die Grenze für unſer ſterbliches Auge! Hier ſollen wir zurücktreten und ſchweigen, und gedenken des Worts: „Wer biſt du, daß du einen fremden Knecht richteſt? Er ſteht oder

fällt seinem Herrn. Er mag aber wol aufgerichtet werden, denn Gott kann ihn aufrichten.“ Du magst die Worte und die Handlungen mit deinem Urtheil begleiten, das Gewissen aber gehört Gott, der allein in das Innere schaut. Und endlich hüten wir uns, wenn wir einmal urtheilen, nicht abzuurtheilen, als wäre es zum Tode. Das thut ja Gott selbst nicht. Er erbarmt sich noch in der letzten Stunde. Er richtet den Gefallenen auf und schließt den verlorenen Sohn in seine Arme. Er gibt auch denen, welche den ganzen Tag müßig gestanden am Markte, wenn sie in der elften Stunde eintreten in den Weinberg, ihren Lohn. Wie sollte es denn uns zustehen, den Mitbruder, und wäre er auch noch so tief gesunken, zu den Todten hinabzustoßen? Wir sollen vielmehr nicht aufhören zu glauben und zu hoffen, wie es von der wahren Liebe heißt: sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. Auch wir sollen das zerbrochene Rohr nicht zertreten und den glimmenden Docht nicht auslöschen, sondern helfen und heilen und glauben an die ewige Liebe, die den göttlichen Funken entzündete und auch den verlöschenden wieder anfachen will. Sagt doch schon ein Sprichwort: „Mit dem fehlenden Freunde soll man umgehen, wie der Goldschmied mit dem Golde: er säubert es, aber er verwirft es nicht; wie der Vater mit dem Kinde, er straft es, aber er verstößt es nicht.“ Und wenn ihr also in euch selbst den falschen Zeugen wehrt, dann habt ihr auch ein Recht und ein gut Gewissen und guten Muth andern zu wehren, daß sie nicht wagen mit ihrer Lästerzunge an euch heranzutreten und euch das böse Gerücht in das Ohr zu flüstern. Ein taubes Ohr, ein strafender Blick wird auch verstanden. Und hilft auch das Schweigen nicht, so redet und widersprecht. So nehmt den Abwesenden in Schutz, denn ob er auch schuldig sei, der Hülfe bedarf er

gegen den feindlichen Ueberfall. Und wenn der Anſchwärzer zu euch redet: „Es iſt das keine Unwahrheit, was ich rede, ich kann das beweiſen“, — nun, ſo ſetzt dem Tadel das Lob entgegen, ſprecht das Gute aus, das in dem Menſchen iſt, wenn auch in verborgenen Tiefen und das aus Sünde und Dunkel heraus nach Licht und Freiheit ſich ſehnt. Ja, „wendet alles zum Beſten“, wie ſchon Luther dies Gebot erklärt. Ich weiß es wol, dies Zumbeſtenwenden iſt gar oft das Zeichen einer ſchwächlichen Gutmüthigkeit, und wird auch von ſolchen geübt, welche es nicht ernſt mit der Wahrheit und dem Recht nehmen, und für die eigene Schlaffheit eine Beruhigung finden in dem Sprichwort: „Leben und leben laſſen“; von ſolchen, die auch das Ungerade Gerade und das Unrechte Recht heißen. Eine ſolche ſchwache Gutmüthigkeit, ſolche Schonung auch des Unrechten und Gemeinen fordert Chriſtus nicht. Dafür iſt er nicht unſer Vorbild. Nein, er iſt ſcharf mit dem Wort wie ein Schwert, und unerbittlich gegen den falſchen Schein und den prunkenden Tugendſtolz und die äußere Werkgerechtigkeit, gegen die Scheinheiligkeit in allen Geſtalten, gegen das Phariſäerthum aller Zeiten! Er nennt die Lüge, Lüge; er deckt die übertünchten Gräber auf und windet Geiſeln aus Stricken, um die falſchen Wechsler, welche das Haus ſeines Vaters verunreinigen, herauszutreiben aus dem Heiligthum. Er iſt ſcharf und unerbittlich gegen den glänzenden Schein. Aber er iſt es mit offenem Wort und im Angeſicht des Gebietenden, nicht mit heimlicher Verdächtigung. Und er iſt wieder unendlich mild und duldend und verzeihend gegen die Schwachen alle, die Gedemüthigten, die Verachteten, die Verwundeten. Er gibt niemanden preis, nennt niemanden verloren, er hat für alle noch ein tröſtendes, zu ſich emporziehendes Wort! Es iſt freilich nur eine Legende, aber eine

sehr schöne und tiefsinnige, die uns bis in die Seele Christi hineinschauen läßt, welche unser großer Dichter Goethe, als aus dem Munde eines persischen Dichters stammend, mittheilt. Da er erzählt, wie der Herr einst, die Welt durchwandernd, einen todten Hund am Wege fand, um welchen, wie die Geier um das Aas, ein Haufen von Menschen sich gesammelt, die ihn naserümpfend umstanden! Ein jeder wußte eine neue Schmähung über das todte Geschöpf auszustoßen. Als aber an Jesus die Reihe kam, schmähte er nicht, sondern sprach aus gütiger Natur und zu tiefster Beschämung der Tadler: „Die Zähne sind wie Perlen weiß.“ Und unser Dichter fügt hinzu und ist damit tief eingedrungen in das Wesen Christi, wol tiefer als viele der Kirchenväter und berühmten Theologen, welche die Lehre von der Dreieinigkeit und den beiden Naturen in Einer Person festgesetzt und weitergebildet haben, — er fügt hinzu: „Das war Christi Art, nichts Gemeines zu berühren, ohne es zu adeln.“ Ja, das ist Christi Art! Daß er auch in der abscheuerregenden Gestalt noch die göttliche Schönheit schaut, selbst in der Verwesung noch des Lebens Keim erfaßt, und an das Licht emporzieht, was dem Licht angehört! Und das sei auch unsere Art! Das ist der Punkt, wo wahre Bildung und echtes Christenthum in Eins zusammenfallen. Denn wahre Bildung ist Milde und Menschenfreundlichkeit. Wahre Bildung lästert nicht. Wahre Bildung zieht nicht herab, sondern erhebt. Wahre Bildung schmäht den Abwesenden nicht. Und wer die Wahrheit recht liebt, der übt sie in schonender Liebe! Amen.

28.

Das neunte und zehnte Gebot.

Die böse Lust.

Text: 2 Mose 20. 17.

Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses. Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes, noch seines Knechts, noch seiner Magd, noch seines Ochsen, noch seines Esels, noch alles, was dein Nächster hat.

Wir stehen am Schluß unserer Betrachtungen über die Zehn Gebote, und fassen heute das neunte und zehnte in eins zusammen. In Wahrheit gehören diese beiden zusammen, so eng, daß sie gar nicht voneinander getrennt werden können, daß das letzte nur die Anwendung, die genauere Ausführung des vorangehenden ist. Dies ist auch der Grund gewesen, weshalb die reformirte Kirche die beiden in eins zusammengezogen und eine andere Zählung der Zehn Gebote angenommen hat, als die lutherische. Es ist schwer zu sagen, welche Abtheilung die richtigere sei, da ja in unsern Textesworten, wie sie im zweiten Buch des Moses verzeichnet sind, nicht ausdrücklich angegeben ist, wo das eine Gebot aufhört

und das andere beginnt. Aber das dürfen wir mit aller Bestimmtheit sagen, daß diese Abweichung der beiden Kirchen voneinander, welche darin besteht, daß die reformirte aus unserm ersten Gebot: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir und dir kein Bildniß noch Gleichniß machen", zwei Gebote gebildet, dagegen die beiden letzten wieder in eins zusammengezogen hat, eine ganz bedeutungslose ist, eine solche, welche nur den Werth einer gelehrten Streitfrage hat; das Leben selbst aber, unsern Glauben und unser Hoffen, unsere Sittlichkeit und Sitte gar nicht mitberührt. Das aber ist für uns von Wichtigkeit und darauf möchte ich euch sogleich hinweisen, daß diese letzten Gebote sich an das erste anschließen und zu ihm zurückkehren, daß Anfang und Ende hier wieder zusammengehen. „Laß dich nicht gelüsten", so beginnen diese beiden; laß dich nicht gelüsten nach allem, was dir nicht gebührt und dein nicht werth ist. „Dein Herz will ich haben", so spricht Gott im ersten Gebot und „Die Welt mit all ihrer Lust soll dein Herz nicht haben", so spricht er in den letzten. Mit dem Herzen, mit Gott im Herzen beginnen die Gebote, mit dem Herzen und seiner Lust hören sie wieder auf. Wer das erste Gebot hält, dem werden die andern alle nicht schwer. Aus der Ehrfurcht vor Gott stammt die Ehrfurcht vor seinen Ordnungen in der Welt, vor den Rechten unsers Nebenmenschen, vor seinem Leben, seiner Familie, seinem Eigenthum, seiner Ehre; vor allem, was sein ist. Aus der Liebe zu ihm folgt von selbst die Liebe zu den Brüdern, aus der Lust an seinem Gesetz von selbst der Tod der bösen Lust. Da, wo die reinen Quellen der Ehrfurcht vor Gott und des Wohlgefallens an seinem Willen strömen, werden bald verstopft die Brunnen der bösen Lust. Aber, doch sind sie es wieder, die alles verunreinigen, gegen welche diese Gebote und Verbote alle ge-

zucken und bedeutungsvollem Schweigen. Falsch Zeugniß wider den Nächsten wird überall abgelegt da, wo wir mit falschem Wort unsers Nebenmenschen guten Namen antasten.

So laßt uns denn fragen, zuerst: Welche sind die falschen Zeugen? Sodann: Wie wehren wir ihnen?

Die Falschheit ist es offenbar, das falsche Herz, das falsche Wort, welche das achte Gebot strafen will. Es ist die Falschheit im Bunde mit der Bosheit, mit der Lust zu verkleinern und zu verdunkeln, herabzusetzen und zu schädigen. Nicht jede Lüge ist daher unter dies Gebot mitbegriffen. Nicht die Lüge der Feigheit, die glatte Schmeichelei, die wir aus Schwäche und angeborenem Knechtssinn so leicht über unsere Lippen gleiten lassen. Nein, die Lüge der Bosheit, die lästernde Lüge. Freilich, feige ist diese Lüge auch, denn sie geschieht ja meistens hinter dem Rücken der Menschen, aus dem sichern Versteck heraus, da niemand den Thäter ergreifen und vor Gericht stellen kann. Und oft genug ist auch das hämische Wort im Rücken mit dem schmeichelnden im Angesicht verbunden, denn so gern gehen ja Feigheit und Bosheit Hand in Hand. Aber falsch und boshaft ist der Lästernde immer. Freilich nicht immer falsch in dem Sinne einer vollen und offenbaren Unwahrheit. Oft ist es nur eine kleine Uebertreibung und Ausschmückung, nur eine hinzugesetzte boshafte Bemerkung, nur eine untergeschobene schlechte Absicht, durch welche die Lüge unversehens hineinschleicht und ihr Gift in die Wahrheit träufelt. Freilich nicht immer falsch in dem Sinne einer bewußten und absichtlichen Lüge. Wie oft entstellen und verdrehen und verdunkeln wir, ohne es recht zu wissen, deshalb, weil die wiederholte Lüge zuletzt das Gefühl der Wahrheit abstumpft, sodaß wir nur noch halbbewußt lügen; weil die natürliche Bosheit und Gemeinheit des Herzens,

welche unsere Phantasie mitbeherrscht, mächtiger ist als die Erkenntniß und wie ein zügelloses Roß mit ihr dahineilt. Und dies hinzugesetzte Theil von Falschheit ist oft so klein und fein, daß es kaum erkennbar ist, und gleicht einem flüchtigen Gift, das sicher wirkt, aber doch nirgends aufgefunden werden kann. Oft ist alles Einzelne, was erzählt wird, richtig und unbestreitbar, und doch das Ganze unwahr und das Urtheil gefälscht. Deshalb, weil so vieles nicht erzählt wird, weil nur die dunkle Kehrseite des Lebens, nur das, was an die Oberfläche der Erscheinung tritt, hervorgehoben wird, während der Lichtkern des Menschen, sein tiefstes und bestes Wesen, von Finsterniß bedeckt bleibt. Oft ist alles Thatsächliche vollkommen in Ordnung, und doch ist das Urtheil darüber, welches gleichsam den Schlußpunkt bildet und die Summe zieht, so hart und ungerecht und darum so unwahr, weil der Glaube an das unzerstörbar Gute im Menschen, die erbarmende Liebe zu dem gesunkenen Bruder, die Hoffnung, daß er sich noch wieder aufrichte, fehlt. Oft besteht die ganze Schuld nicht in der eigenen Zuthat, nur in dem leichtfertigen Glauben und dem begierigen Weitertragen der zugebrachten Kunde, des heimlich flüsternden, gleichsam noch unter der Asche glimmenden Gerüchts. Und doch lastet auf diesem leichtfertigen Glauben und begierigen Weitertragen keine geringe Schuld; es ist die Schuld des Hehlers, der mit dazu hilft, am fremden Eigenthum zu schädigen. Und doch ist diese Leichtgläubigkeit nicht eine Schwäche der Erkenntniß, sondern ein Ausfluß der Gemeinheit. Deshalb sind wir so leichtgläubig und urtheilslos, wir glauben an das Schlechteste und wäre es auch das Unwahrscheinlichste, und beeilen uns, wenn auch unter allerei vorschützenden Bemerkungen: „ob es wahr ist, weiß ich nicht", „ich kann nicht dafür einstehen" u. s. w.,

es weiter zu tragen, weil wir unsere Lust daran haben, weil ein Kitzel unserer Bosheit dadurch befriedigt wird; — wir glauben es, weil wir es wünschen.

Woher dieser böse Trieb? Diese Lust am Herabsetzen und Schmähen? Wie kommt es, daß wir nie beredter und angeregter sind, daß uns nie so sehr des Witzes glänzendes Wort zu Gebote steht, als wenn die Unterhaltung auf die Schwächen und Blößen anderer sich lenkt? Wie kommt es, daß da, wo ein Schande bereitendes Ereigniß in die Oeffentlichkeit tritt, ein schmählicher Bankrott, ein Selbstmord, eine Ehescheidung, eine Verführung, alle bösen Zungen sich lösen, alle Familiengeheimnisse aufgedeckt werden und die ganze Vergangenheit eines solchen Unglücklichen mit schadenfroher Gründlichkeit ausgebeutet und durchwühlt wird? Wie kommt es, daß gerade das, was uns das Wertheste und Unantastbarste ist für uns selbst, bei andern so wenig geschont, so leichtfertig angegriffen wird? Daß der so gebrechliche gute Ruf eines jungen Mädchens, einer Frau, gerade von dem eigenen Geschlecht, ja oft von Bekannten und sogenannten Freundinnen so schonungslos gefährdet wird; oft auf einen ganz oberflächlichen Schein, eine ganz leere Vermuthung hin, und so daß immer sogleich das Schlechteste geargwöhnt und vorausgesetzt wird? Daß Männer, denen die ehrenhafte Gesinnung, die Ueberzeugungstreue in ihrem eigenen Leben das Höchste ist, doch nicht anstehen, die Ueberzeugungen anderer zu verdächtigen und ihnen äußere, niedere Absichten unterzubreiten? Geschieht das etwa nur unter Feinden? Oder ist der Neid die Triebfeder, welche den Verdiensten und Gaben anderer die Auszeichnung nicht gönnt und alles Glänzende zu sich herabzuziehen sucht, um sprechen zu können: „Siehe, der, welcher so hoch gestellt wurde und sich selbst so hoch stellte, ist geworden wie

unſereiner?“ Nein, die Feindſchaft und der Neid allein erklären uns die Läſterſucht nicht. Schon einer unſerer größten Denker, Kant, hat das Tief-Böſe in der menſchlichen Natur darin gefunden, daß wir ſelbſt bei dem Unglück unſerer Freunde und bei aller Theilnahme daran, uns doch eines geheimen Gefühls des Wohlbehagens nicht erwehren können, indem wir unſer Glück mit ihrem Unglück vergleichen! Und in Wahrheit decken ſich uns hier die tiefliegenden, bis in das Innerſte der Geſinnung ſich hinabſenkenden Wurzeln der Sünde auf, — die geheime Selbſtſucht und Bosheit! In Wahrheit ſind alle die Sünden der Sinne leicht und verzeihlich, gegenüber dieſer, ich möchte ſagen teufliſchen Sünde, in welcher der Geiſt der Bosheit athmet. Und wenn der Volksglaube oder vielmehr Aberglaube, dies Böſe in der menſchlichen Natur zu einem perſönlichen Weſen, einem Teufel, geſtaltet hat, ſo iſt es ein tiefſinniger Zug, wenn dieſer Teufel, wie namentlich im Buche Hiob, als der Ankläger und Verleumder der Menſchheit erſcheint! Ja, alle die ſtehen im Dienſte des böſen Geiſtes, welche ihre Nebenmenſchen anklagen und herabſetzen, ſei es auch nur mit einer hingeworfenen Verdächtigung, einem verächtlichen Seitenblick. Alle die, welche Freunde, Verwandte und Nachbarn gegeneinander aufregen, und ſolche, welche Jahre lang in Frieden und Einigkeit nebeneinander lebten, entzweien durch falſche, giftige Worte. Alle die, welche ſich ein Geſchäft daraus machen, den Nächſten auf jedem Schritt zu beobachten und ſeine kleinen Schwächen zu erlauſchen, und alles was ihn und die Seinigen angeht umherzutragen, und die Schwachheitsſünden, die er einmal, vielleicht ſeit langer Zeit, begangen und auch lange ſchon bereut hat, aufzudecken und zu richten!

Und wie wehren wir dieſen falſchen Zeugen?

Erste und Nothwendigste, daß wir von dem Recht, als der geweihten Grundlage alles sittlichen Zusammenlebens, nimmer weichen. Aber das Höchste ist es darum nicht. Es ist euch wohlbekannt, wie so manche, die sich hinweggewandt von dem falschen, unsittlichen Christenthum, das ich euch soeben geschildert, wenn sie ihre Abneigung dagegen stark ausgesprochen haben, mit den Worten zu schließen pflegen: Mein Christenthum ist: „Thue recht und scheue niemand." Ich gestehe offen, daß ich nie große Freude gehabt an solcher Rede, und mich nur immer damit getröstet habe, daß das Christenthum dieser Menschen besser sei und noch mehr umfasse, als sie selbst wissen und auszusprechen vermögen. Ja, das Christenthum fordert noch mehr als das, wozu die strengste Rechtlichkeit uns verpflichtet. Es gibt eine höhere Welt, die über dieser Welt des Rechts steht, die einen weitern Himmelsbogen beschreibt als sie, und die doch von allen Punkten aus in sie eindringt und ihre engen Schranken durchbricht und ihre harten Satzungen erweicht und die furchtbaren Klüfte von reich und arm, von Ueberfluß und Elend ausfüllt, und das Mein und Dein, welches die Menschen trennt, wieder aufhebt, und das Eigenthum, welches dem Einzelnen angehört, als das von dem großen einigen Eigenthümer, Gott, gegebene, wieder zurückgibt und in den Dienst der Gemeinschaft stellt; das ist die Welt der Liebe! Und wer diese Welt nicht kennt, der steht noch in den Vorhöfen! Der ist noch nicht eingedrungen in das Allerheiligste des Christenthums! In die Seele Christi, die nichts anderes ist als: barmherzige Liebe. Der hat wol nie das Gleichniß vom verlorenen Sohn verstehen können und sich im Stillen gefragt, warum denn der ältere Sohn, der ja doch der bessere sei und das Rechte gethan, vom Vater so hart angelassen werde. Der hat nie begriffen,

welch ein ungeheuerer Fortschritt der sei, den Christus gethan, von dem Reich des Gesetzes hinschreitend in das Reich der Liebe. Wir sind nicht befreit von Recht und Gesetz, wir sollen einem jeden gewissenhaft geben, was ihm gebührt, aber nicht glauben, damit genug gethan zu haben, sondern ihm mehr geben, unser Herz, unsere menschenfreundliche Theilnahme, unsere thätige, nicht ermüdende Hülfe. Wol manche sind uns schon vorgekommen im Leben, von denen wir sagen möchten, daß sie, obgleich unter den segnenden Einwirkungen des Christenthums erwachsen, noch immer harte Gesetzesmenschen sind, pochend auf ihr Recht, die sich redlich durchgearbeitet, nie unrecht gethan, nie jemand etwas schuldig geblieben, und die doch eigensüchtige, lieblose Menschen blieben. Die keine Jünger Christi sind, vielmehr in so manchen Zügen jenem Bilde des Pharisäers im Tempel gleichen, und gleich ihm an ihre Brust schlagen und sich rühmen: Kann mich jemand auch nur eines Groschens zeihen, den ich meinem Nächsten vorenthalten? Bin ich nicht immer ein ordentlicher und haushälterischer Mann gewesen, der seine Schulden regelmäßig bezahlt, von dem niemand etwas zu fordern, dem niemand etwas vorzuwerfen hat? Was geht mich aber jener Elende an, der neben mir steht? Ist er nicht durch sein leichtsinniges, verschwenderisches Leben soweit gekommen? Oder, wenn diese Noth wirklich unverschuldet, bin ich dazu da, die Geschicke Gottes zu ändern und in seine Weltregierung einzugreifen? O, wenn ein solcher zu uns spricht: Mein Christenthum ist, thue recht und scheue niemand; so sollen wir antworten: Mein Freund, du magst wol ein ehrlicher Mann sein, aber ein Christ bist du nicht. Sagt doch schon das Alte Testament: „Brich dem Hungerigen dein Brot, und die, so im Elend sind, führe in dein Haus, und so du einen

Nackten ſiehſt, ſo kleide ihn und entzeuch dich nicht deinem Fleiſch!“ Wieviel mehr fordert denn Chriſtus ſolche barmherzige Bruderliebe. Da wir nicht allein dem Bettler an der Thür das Brot brechen, ſondern einem jeden Bedürftigen das Brot des Lebens gerne reichen, ſei es Geld und Gut, ſei es Troſt und Ermahnung, Rath und menſchenfreundlicher Zuſpruch. Da wir mit dem Armen, der ſeine Schuld nicht zu zahlen vermag, Geduld haben und mit niemanden in das Gericht gehen, ſondern verzeihen, dulden und hoffen. So iſt denn die Summe dieſes ſiebenten Gebots im Sinne Chriſti: Halte am Recht, aber habe Erbarmen, gehe mit niemanden in das Gericht! Vergib die Schuld, damit auch dir einſt vergeben werde. Denn höher und herrlicher noch als das Recht iſt die Liebe! Amen.

27.

Das achte Gebot.

Das Heiligthum der Ehre.

Text: 2 Moſes 20, 16.

Du ſollſt nicht falſch Zeugniß reden wider deinen Nächſten.

Die drei Gebote, das fünfte, ſiebente und achte: du ſollſt nicht tödten, du ſollſt nicht ſtehlen, du ſollſt nicht falſch Zeugniß reden wider deinen Nächſten, ſtehen untereinander in naher Verwandtſchaft und bilden eine eigene zuſammengehörende Gruppe in der Geſammtheit der Zehn Gebote. Du ſollſt dich nicht vergreifen an dem, was deinem Nebenmenſchen zu eigen iſt, an allem was er iſt und was er hat, das iſt der Grundgedanke in dieſen dreien. Du ſollſt dich nicht vergreifen an ſeinem Leben, an ſeinem Eigenthum, an ſeiner Ehre. Die Verletzung der Ehre, des guten Namens folgt unmittelbar auf die Verletzung des Eigenthums. Und gehört ſie nicht gewiſſermaßen mit zum Eigenthum des Menſchen und

ebenso mit zum Leben? Ist sie nicht sein herrlichstes, geistiges Eigenthum, sein höchster Erwerb, und ist sie nicht zugleich das, was sein Leben erhält und stärkt, ihm Einfluß und Wirksamkeit gibt in der Welt? Ist sie nicht seines Lebens Kraft und Schmuck? Wie Luther sagt: „Außer unserm eigenen Leib, ehelich Gemahl und zeitlich Gut haben wir noch einen Schatz, das ist Ehre und gut Gerücht, welche wir auch nicht entbehren können.“ Ja, es ist nicht zu viel gesagt: der gute Name ist viel mehr als der äußere Besitz, er ist das rechte Eigenthum des Menschen, sein Eigenstes, das, was er selbst ist und gilt und werth ist, gewogen auf der Wage seiner Mitgenossen. Wir reden hier ja nicht von äußern Ehren und Ehrenbezeigungen, auf die wol eitle Menschen ein großes Gewicht legen, und sie für ihren Rang und ihre gesellschaftliche Stellung in Anspruch nehmen; wir reden nicht von der Entziehung oder Schmälerung solcher Ehren. Das meint auch der Apostel Petrus nicht, wenn er sagt: „Thut Ehre jedermann.“ Wir reden vielmehr von der Ehre, die dem innersten, sittlichen Kern des Menschen, welchem Range oder Stande er auch angehören möge, gezollt wird, nicht als eine äußere Form, eine gesellschaftliche Huldigung, nein! als eine Anerkennung des Herzens, ein freier, menschlicher Tribut der Achtung, der gern und freudig dargebracht wird. Das ist der gute Name! Und der ist sehr, sehr viel! Er soll einem jeden theuer sein. Ihn soll niemand leichtfertig dahingeben, dadurch, daß er den bösen Schein nicht meidet, meinend, er stehe über dem Urtheil der Menge, und sprechend: mir ist es gleich, was die Menschen über mich denken und reden; wenn ich nur selbst ein ordentlicher und ehrlicher Mann bin. Das ist ein Stolz, der sich schon oft und schwer gerächt hat. Denn niemand steht über dem Urtheil seiner Mitmenschen, und niemand ist stark genug,

ohne ihre helfende und tragende Gemeinschaft durch diese Welt zu gehen. Der gute Name ist sehr, sehr viel. Er ist der Empfehlungsbrief und die sichere Grundlage für alles gedeihliche Wirken der Menschen, für das Gelingen seiner Arbeit, für seine eigene Freudigkeit, sein besseres Selbstgefühl, seinen guten Muth. Und deshalb, weil er von so hohem Werth ist, heißt auch den guten Namen eines Menschen verletzen soviel als: sein Glück untergraben, sich an dem Heiligthum seiner Person vergreifen. Schon mancher frische Muth ist also gebrochen, manch freudiger Anlauf bald ermattet, und viele wol haben erst dann sich selbst weggeworfen und unrecht gethan, wenn man ihnen unrecht gethan, ihnen die Achtung, deren sie bedurften, um sich selbst zu achten und zu halten, untergraben hat.

Aber ihr fragt mich wol verwundert: Ist es denn *das*, woran die Worte des achten Gebots uns mahnen wollen? „Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten", hat das nicht einen ganz andern Sinn? Gilt nicht dies Gebot von dem falschen Zeugniß vor Gericht, namentlich von dem falschen Eid, welchen diejenigen, die als Zeugen aufgerufen werden, zum Nachtheil ihrer Nebenmenschen ablegen? Ja, dies ist allerdings der nächste und engste Sinn dieser Worte; aber die ganze tiefe und weitgreifende Bedeutung des Gebots wird damit nicht erfaßt. Falsch Zeugniß wird nicht in den *Gerichtsstuben* allein abgelegt, auch in den Häusern und auf den Gassen und Verkehrsplätzen, auch in den großen Gesellschaften, wie in den kleinen Familienkreisen. Nicht allein im öffentlichen Verhör und mit lauter Stimme, auch in der Heimlichkeit der geschlossenen Thüren, unter vier Augen und mit flüsterndem Ton. Nicht allein mit erhobenen Fingern und unter Anrufung Gottes; auch mit einem liebloſen Achsel-

zucken und bedeutungsvollem Schweigen. Falsch Zeugniß wider den Nächsten wird überall abgelegt da, wo wir mit falschem Wort unsers Nebenmenschen guten Namen antasten.

So laßt uns denn fragen, zuerst: Welche sind die falschen Zeugen? Sodann: Wie wehren wir ihnen?

Die Falschheit ist es offenbar, das falsche Herz, das falsche Wort, welche das achte Gebot strafen will. Es ist die Falschheit im Bunde mit der Bosheit, mit der Lust zu verkleinern und zu verdunkeln, herabzusetzen und zu schädigen. Nicht jede Lüge ist daher unter dies Gebot mitbegriffen. Nicht die Lüge der Feigheit, die glatte Schmeichelei, die wir aus Schwäche und angeborenem Knechtssinn so leicht über unsere Lippen gleiten lassen. Nein, die Lüge der Bosheit, die lästernde Lüge. Freilich, feige ist diese Lüge auch, denn sie geschieht ja meistens hinter dem Rücken der Menschen, aus dem sichern Versteck heraus, da niemand den Thäter ergreifen und vor Gericht stellen kann. Und oft genug ist auch das hämische Wort im Rücken mit dem schmeichelnden im Angesicht verbunden, denn so gern gehen ja Feigheit und Bosheit Hand in Hand. Aber falsch und boshaft ist der Lästernde immer. Freilich nicht immer falsch in dem Sinne einer vollen und offenbaren Unwahrheit. Oft ist es nur eine kleine Uebertreibung und Ausschmückung, nur eine hinzugesetzte boshafte Bemerkung, nur eine untergeschobene schlechte Absicht, durch welche die Lüge unversehens hineinschleicht und ihr Gift in die Wahrheit träufelt. Freilich nicht immer falsch in dem Sinne einer bewußten und absichtlichen Lüge. Wie oft entstellen und verdrehen und verdunkeln wir, ohne es recht zu wissen, deshalb, weil die wiederholte Lüge zuletzt das Gefühl der Wahrheit abstumpft, sodaß wir nur noch halbbewußt lügen; weil die natürliche Bosheit und Gemeinheit des Herzens,

welche unsere Phantasie mitbeherrscht, mächtiger ist als die Erkenntniß und wie ein zügelloses Roß mit ihr dahineilt. Und dies hinzugesetzte Theil von Falschheit ist oft so klein und fein, daß es kaum erkennbar ist, und gleicht einem flüchtigen Gift, das sicher wirkt, aber doch nirgends aufgefunden werden kann. Oft ist alles Einzelne, was erzählt wird, richtig und unbestreitbar, und doch das Ganze unwahr und das Urtheil gefälscht. Deshalb, weil so vieles nicht erzählt wird, weil nur die dunkle Kehrseite des Lebens, nur das, was an die Oberfläche der Erscheinung tritt, hervorgehoben wird, während der Lichtkern des Menschen, sein tiefstes und bestes Wesen, von Finsterniß bedeckt bleibt. Oft ist alles Thatsächliche vollkommen in Ordnung, und doch ist das Urtheil darüber, welches gleichsam den Schlußpunkt bildet und die Summe zieht, so hart und ungerecht und darum so unwahr, weil der Glaube an das unzerstörbar Gute im Menschen, die erbarmende Liebe zu dem gesunkenen Bruder, die Hoffnung, daß er sich noch wieder aufrichte, fehlt. Oft besteht die ganze Schuld nicht in der eigenen Zuthat, nur in dem leichtfertigen Glauben und dem begierigen Weitertragen der zugebrachten Kunde, des heimlich flüsternden, gleichsam noch unter der Asche glimmenden Gerüchts. Und doch lastet auf diesem leichtfertigen Glauben und begierigen Weitertragen keine geringe Schuld; es ist die Schuld des Hehlers, der mit dazu hilft, am fremden Eigenthum zu schädigen. Und doch ist diese Leichtgläubigkeit nicht eine Schwäche der Erkenntniß, sondern ein Ausfluß der Gemeinheit. Deshalb sind wir so leichtgläubig und urtheilslos, wir glauben an das Schlechteste und wäre es auch das Unwahrscheinlichste, und beeilen uns, wenn auch unter allerei vorschützenden Bemerkungen: „ob es wahr ist, weiß ich nicht", „ich kann nicht dafür einstehen" u. s. w.,

es weiter zu tragen, weil wir unsere Lust daran haben, weil ein Kitzel unserer Bosheit dadurch befriedigt wird; — wir glauben es, weil wir es wünschen.

Woher dieser böse Trieb? Diese Lust zum Herabsetzen und Schmähen? Wie kommt es, daß wir die bereder und anzeigter sind, daß uns nie so sehr das Bizes glänzendes Wort zu Gebote steht, als wenn die Unterhaltung auf die Schwächen und Blößen anderer sich lenkt? Wie kommt es, daß da, wo ein Schande bereitendes Ereigniß in die Oeffentlichkeit tritt, ein schmählicher Bankrott, ein Selbstmord, eine Ehescheidung, eine Verführung, alle bösen Zungen sich lösen, alle Familiengeheimnisse aufgedeckt werden und die ganze Vergangenheit eines solchen Unglücklichen mit schadenfroher Gründlichkeit ausgebeutet und durchwühlt wird? Wie kommt es, daß gerade das, was uns das Wertheste und Unantastbarste ist für uns selbst, bei andern so wenig geschont, so leichtfertig angegriffen wird? Daß der so gebrechliche gute Ruf eines jungen Mädchens, einer Frau, gerade von dem eigenen Geschlecht, ja oft von Bekannten und sogenannten Freundinnen so schonungslos gefährdet wird; oft auf einen ganz oberflächlichen Schein, eine ganz leere Vermuthung hin, und so daß immer sogleich das Schlechteste geargwöhnt und vorausgesetzt wird? Daß Männer, denen die ehrenhafte Gesinnung, die Ueberzeugungstreue in ihrem eigenen Leben das Höchste ist, doch nicht anstehen, die Ueberzeugungen anderer zu verdächtigen und ihnen äußere, niedere Absichten unterzubreiten? Geschieht das etwa nur unter Feinden? Oder ist der Neid die Triebfeder, welche den Verdiensten und Gaben anderer die Auszeichnung nicht gönnt und alles Glänzende zu sich herabzuziehen sucht, um sprechen zu können: „Siehe, der, welcher so hoch gestellt wurde und sich selbst so hoch stellte, ist geworden wie

unſereiner?“ Nein, die Feindſchaft und der Neid allein erklären uns die Läſterſucht nicht. Schon einer unſerer größten Denker, Kant, hat das Tief-Böſe in der menſchlichen Natur darin gefunden, daß wir ſelbſt bei dem Unglück unſerer Freunde und bei aller Theilnahme daran, uns doch eines geheimen Gefühls des Wohlbehagens nicht erwehren können, indem wir unſer Glück mit ihrem Unglück vergleichen! Und in Wahrheit decken ſich uns hier die tiefliegenden, bis in das Innerſte der Geſinnung ſich hinabſenkenden Wurzeln der Sünde auf, — die geheime Selbſtſucht und Bosheit! In Wahrheit ſind alle die Sünden der Sinne leicht und verzeihlich, gegenüber dieſer, ich möchte ſagen teufliſchen Sünde, in welcher der Geiſt der Bosheit athmet. Und wenn der Volksglaube oder vielmehr Aberglaube, dies Böſe in der menſchlichen Natur zu einem perſönlichen Weſen, einem Teufel, geſtaltet hat, ſo iſt es ein tiefſinniger Zug, wenn dieſer Teufel, wie namentlich im Buche Hiob, als der Ankläger und Verleumder der Menſchheit erſcheint! Ja, alle die ſtehen im Dienſte des böſen Geiſtes, welche ihre Nebenmenſchen anklagen und herabſetzen, ſei es auch nur mit einer hingeworfenen Verdächtigung, einem verächtlichen Seitenblick. Alle die, welche Freunde, Verwandte und Nachbarn gegeneinander aufregen, und ſolche, welche Jahre lang in Frieden und Einigkeit nebeneinander lebten, entzweien durch falſche, giftige Worte. Alle die, welche ſich ein Geſchäft daraus machen, den Nächſten auf jedem Schritt zu beobachten und ſeine kleinen Schwächen zu erlauſchen, und alles was ihn und die Seinigen angeht umherzutragen, und die Schwachheitsſünden, die er einmal, vielleicht ſeit langer Zeit, begangen und auch lange ſchon bereut hat, aufzudecken und zu richten!

Und wie wehren wir dieſen falſchen Zeugen?

[illegible] fangen wir bei uns selbst an. Bekämpfen und strafen wir den falschen Zeugen in der eigenen Brust. Reinigen wir uns [illegible] uns im Geiste der Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit, vor allem da, wo die Ehre und das Wohl unsers Nebenmenschen bedroht ist. Glauben wir nicht überall das Schlechte, was uns von andern zugetragen wird, lassen wir das leichtfertige Gerücht nicht über die Schwelle unsers Hauses treten! Nein, halten wir es hier sogleich an, wie gewissenhafte Grenzwächter, und stellen es zur Rede und setzen all dem unverantwortlichen Geschwätz, das sich in den Gesellschaften vernehmen läßt, einen ernsten und beharrlichen Zweifel entgegen. Wie viel von den leeren, aus Entstellung und Uebertreibung gewobenen Gerüchten zerrinnt vor solchem Ernst der Wahrheit, wie die Dünste der Nacht vor dem Strahl der Sonne! Wir glauben ja sonst nicht so leicht alles, was geredet und geschrieben wird, warum denn da, wo es zum Nachtheil unsers Nebenmenschen gereicht? So seien wir denn hier noch ungläubiger, noch vorsichtiger und mistrauischer als sonst! Fordern wir hier die strengsten Beweise und da, wo sie nicht gegeben werden, schlagen wir die bösen Gerüchte nieder im Entstehen. Breiten wir sie nicht weiter aus, daß wir die Schuld nicht mittragen und unsere Lippen nicht mitbeschmuzen: reden wir nur das, wofür wir auch mit gutem Gewissen einstehen können. Und ferner: Hüten wir uns da, wo eine äußere Thatsache, eine Handlung vor uns liegt, weiterzugreifen und bis in die Gesinnung des Menschen hineinzudringen, bis in das Heiligthum seines Gewissens, um dies zu verdächtigen und zu verurtheilen. Hier ist die Grenze für unser sterbliches Auge! Hier sollen wir zurücktreten und schweigen, und gedenken des Worts: „Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er steht oder

fällt seinem Herrn. Er mag aber wol aufgerichtet werden, denn Gott kann ihn aufrichten." Du magst die Worte und die Handlungen mit deinem Urtheil begleiten, das Gewissen aber gehört Gott, der allein in das Innere schaut. Und endlich hüten wir uns, wenn wir einmal urtheilen, nicht abzurtheilen, als wäre es zum Tode. Das thut ja Gott selbst nicht. Er erbarmt sich noch in der letzten Stunde. Er richtet den Gefallenen auf und schließt den verlorenen Sohn in seine Arme. Er gibt auch denen, welche den ganzen Tag müßig gestanden am Markte, wenn sie in der elften Stunde eintreten in den Weinberg, ihren Lohn. Wie sollte es denn uns zustehen, den Mitbruder, und wäre er auch noch so tief gesunken, zu den Todten hinabzustoßen? Wir sollen vielmehr nicht aufhören zu glauben und zu hoffen, wie es von der wahren Liebe heißt: sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. Auch wir sollen das zerbrochene Rohr nicht zertreten und den glimmenden Docht nicht auslöschen, sondern helfen und heilen und glauben an die ewige Liebe, die den göttlichen Funken entzündete und auch den verlöschenden wieder anfachen will. Sagt doch schon ein Sprichwort: „Mit dem fehlenden Freunde soll man umgehen, wie der Goldschmied mit dem Golde: er säubert es, aber er verwirft es nicht; wie der Vater mit dem Kinde, er straft es, aber er verstößt es nicht." Und wenn ihr also in euch selbst den falschen Zeugen wehrt, dann habt ihr auch ein Recht und ein gut Gewissen und guten Muth andern zu wehren, daß sie nicht wagen mit ihrer Lästerzunge an euch heranzutreten und euch das böse Gerücht in das Ohr zu flüstern. Ein taubes Ohr, ein strafender Blick wird auch verstanden. Und hilft auch das Schweigen nicht, so redet und widersprecht. So nehmt den Abwesenden in Schutz, denn ob er auch schuldig sei, der Hülfe bedarf er

gegen den feindlichen Universal. Und wenn der Anschwärzer zu euch redet: „Es ist das keine Unwahrheit, was ich rede, ich kann das beweisen“, — nun, so setzt dem Tadel das Lob entgegen, sprecht das Gute aus, das in dem Menschen ist, wenn auch in verborgenen Tiefen und das aus Sünde und Dunkel heraus nach Licht und Freiheit sich sehnt. Ja, „wendet alles zum Besten“, wie schon früher dies Gebot erklärt. Ich weiß es wol, dies Zumbestenwenden ist gar oft das Zeichen einer schwächlichen Gutmüthigkeit, und wird auch von solchen geübt, welche es nicht ernst mit der Wahrheit und dem Recht nehmen, und für die eigene Schlaffheit eine Beruhigung finden in dem Sprichwort: „Leben und leben lassen“; von solchen, die auch das Ungerade Gerade und das Unrechte Recht heißen. Eine solche schwache Gutmüthigkeit, solche Schonung auch des Unrechten und Gemeinen fordert Christus nicht. Dafür ist er nicht unser Vorbild. Nein, er ist scharf mit dem Wort wie ein Schwert, und unerbittlich gegen den falschen Schein und den prunkenden Tugendstolz und die äußere Werkgerechtigkeit, gegen die Scheinheiligkeit in allen Gestalten, gegen das Pharisäerthum aller Zeiten! Er nennt die Lüge, Lüge; er deckt die übertünchten Gräber auf und windet Geiseln aus Stricken, um die falschen Wechsler, welche das Haus seines Vaters verunreinigen, herauszutreiben aus dem Heiligthum. Er ist scharf und unerbittlich gegen den glänzenden Schein. Aber er ist es mit offenem Wort und im Angesicht des Gebietenden, nicht mit heimlicher Verdächtigung. Und er ist wieder unendlich mild und duldend und verzeihend gegen die Schwachen alle, die Gedemüthigten, die Verachteten, die Verwundeten. Er gibt niemanden preis, nennt niemanden verloren, er hat für alle noch ein tröstendes, zu sich emporziehendes Wort! Es ist freilich nur eine Legende, aber eine

sehr schöne und tiefsinnige, die uns bis in die Seele Christi hineinschauen läßt, welche unser großer Dichter Goethe, als aus dem Munde eines persischen Dichters stammend, mittheilt. Da er erzählt, wie der Herr einst, die Welt durchwandernd, einen todten Hund am Wege fand, um welchen, wie die Geier um das Aas, ein Haufen von Menschen sich gesammelt, die ihn naserümpfend umstanden! Ein jeder wußte eine neue Schmähung über das todte Geschöpf auszustoßen. Als aber an Jesus die Reihe kam, schmähte er nicht, sondern sprach aus gütiger Natur und zu tiefster Beschämung der Tadler: „Die Zähne sind wie Perlen weiß.“ Und unser Dichter fügt hinzu und ist damit tief eingedrungen in das Wesen Christi, wol tiefer als viele der Kirchenväter und berühmten Theologen, welche die Lehre von der Dreieinigkeit und den beiden Naturen in Einer Person festgesetzt und weitergebildet haben, — er fügt hinzu: „Das war Christi Art, nichts Gemeines zu berühren, ohne es zu adeln.“ Ja, das ist Christi Art! Daß er auch in der abscheuerregenden Gestalt noch die göttliche Schönheit schaut, selbst in der Verwesung noch des Lebens Keim erfaßt, und an das Licht emporzieht, was dem Licht angehört! Und das sei auch unsere Art! Das ist der Punkt, wo wahre Bildung und echtes Christenthum in Eins zusammenfallen. Denn wahre Bildung ist Milde und Menschenfreundlichkeit. Wahre Bildung lästert nicht. Wahre Bildung zieht nicht herab, sondern erhebt. Wahre Bildung schmäht den Abwesenden nicht. Und wer die Wahrheit recht liebt, der übt sie in schonender Liebe! Amen.

28.

Das neunte und zehnte Gebot.

Die böse Lust.

Text: 2 Moses 20, 17.

Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses. Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes, noch seines Knechtes, noch seiner Magd, noch seines Ochsen, noch seines Esels, noch alles, was dein Nächster hat.

Wir stehen am Schluß unserer Betrachtungen über die Zehn Gebote, und fassen heute das neunte und zehnte in eins zusammen. In Wahrheit gehören diese beiden zusammen, so eng, daß sie gar nicht voneinander getrennt werden können, daß das letzte nur die Anwendung, die genauere Ausführung des vorangehenden ist. Dies ist auch der Grund gewesen, weshalb die reformirte Kirche die beiden in eins zusammengezogen und eine andere Zählung der Zehn Gebote angenommen hat, als die lutherische. Es ist schwer zu sagen, welche Abtheilung die richtigere sei, da ja in unsern Texteswörten, wie sie im zweiten Buch des Moses verzeichnet sind, nicht ausdrücklich angegeben ist, wo das eine Gebot aufhört

und das andere beginnt. Aber das dürfen wir mit aller Bestimmtheit sagen, daß diese Abweichung der beiden Kirchen voneinander, welche darin besteht, daß die reformirte aus unserm ersten Gebot: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir und dir kein Bildniß noch Gleichniß machen", zwei Gebote gebildet, dagegen die beiden letzten wieder in eins zusammengezogen hat, eine ganz bedeutungslose ist, eine solche, welche nur den Werth einer gelehrten Streitfrage hat; das Leben selbst aber, unsern Glauben und unser Hoffen, unsere Sittlichkeit und Sitte gar nicht mitberührt. Das aber ist für uns von Wichtigkeit und darauf möchte ich euch sogleich hinweisen, daß diese letzten Gebote sich an das erste anschließen und zu ihm zurückkehren, daß Anfang und Ende hier wieder zusammengehen. „Laß dich nicht gelüsten", so beginnen diese beiden; laß dich nicht gelüsten nach allem, was dir nicht gebührt und dein nicht werth ist. „Dein Herz will ich haben", so spricht Gott im ersten Gebot und „Die Welt mit all ihrer Lust soll dein Herz nicht haben", so spricht er in den letzten. Mit dem Herzen, mit Gott im Herzen beginnen die Gebote, mit dem Herzen und seiner Lust hören sie wieder auf. Wer das erste Gebot hält, dem werden die andern alle nicht schwer. Aus der Ehrfurcht vor Gott stammt die Ehrfurcht vor seinen Ordnungen in der Welt, vor den Rechten unsers Nebenmenschen, vor seinem Leben, seiner Familie, seinem Eigenthum, seiner Ehre; vor allem, was sein ist. Aus der Liebe zu ihm folgt von selbst die Liebe zu den Brüdern, aus der Lust an seinem Gesetz von selbst der Tod der bösen Lust. Da, wo die reinen Quellen der Ehrfurcht vor Gott und des Wohlgefallens an seinem Willen strömen, werden bald verstopft die Brunnen der bösen Lust. Aber, doch sind sie es wieder, die alles verunreinigen, gegen welche diese Gebote und Verbote alle ge-

richtet sind. Hier sehen wir deutlich, wie selbst das Gesetz Mose nicht so äußerlich und oberflächlich ist, wie man wol oft gemeint hat, und wie es über die äußern Handlungen und ihre Strafe hinausgeht und hineindringt bis in die letzte Quelle, in den verborgenen Keim der bösen Lust; — wie in diesem Gesetz schon ein mächtiger prophetischer Zug zum Christenthum liegt. Wenn Christus in seiner Bergrede die Gebote Mose uns auslegt und spricht: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst nicht ehebrechen, ich aber sage euch, wer ein Weib ansieht, der bricht die Ehe", so ist diese Auslegung in der That die einzigwahre, im Geiste dieser Gebote selbst; so thut er nichts anderes, als daß er das neunte und zehnte Gebot zu Hülfe nimmt und anwendet auf die vorangegangenen. Heißt es doch hier: „Laß dich nicht gelüsten nach deines Nächsten Weib", das ist die Erläuterung zu dem: „Du sollst nicht ehebrechen." Heißt es doch hier: „Laß dich nicht gelüsten nach allem was sein ist", das ist die Erläuterung zu dem: „Du sollst nicht stehlen, du sollst nicht tödten, du sollst nicht falsch Zeugniß reden." So ist es denn die böse Lust, von der wir heute zu reden haben. Zuerst von ihrer Macht, sodann von dem Siege über sie.

Sie ist eine Macht und Gewalt über den Menschen, die Quelle alles Bösen in ihm, die Geburtsstätte aller sündhaften Handlungen! Mit der reizenden und lockenden Lust beginnen sie, mit den bösen Gedanken und Neigungen, die aus dem Dunkel emporsteigen, mit dem Begehren der Sinne, die sich auflehnen gegen das göttliche Gesetz. So heißt es ja im Briefe Jacobi, wo uns die Geburt der Sünde, die geheimste Geschichte des menschlichen Herzens enthüllt wird, in den Worten: „Ein jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt wird, danach, wenn

die Luſt empfangen, gebiert ſie die Sünde, die Sünde aber, wenn ſie vollendet iſt, gebiert ſie den Tod.“ Ja, von ſeiner eigenen Luſt wird ein jeder verſucht. Und niemand ſoll die Schuld abwälzen, weder auf die verführenden Menſchen um ihn her, noch auf den böſen Geiſt, den Teufel, der ſo gern zu Hülfe gerufen wird von der abergläubiſchen Menge, ſo gern von den Menſchen dazu gebraucht, ihm die Sünde aufzubürden, die ſie nicht tragen mögen. Ein jeder ſteht für ſich ſelbſt, fällt durch die eigene Schuld, folgt der eigenen Luſt. In dir ſelbſt iſt der böſe Geiſt, die verſuchende Stimme kommt aus dem Tiefſten deines Innern. Und dieſe böſe Luſt gebiert die Sünde. Sie ſelbſt iſt noch nicht Sünde, noch nicht an das Licht geboren, noch nicht That und Wirklichkeit. Sie iſt nur noch ein leiſes Geflüſter der Verführung, ein Reiz, dem widerſtanden werden kann. Aber ſie gebiert die Sünde. Wenn ſie unter dem Herzen getragen iſt und mit den Lebensſäften genährt, und in den Willen aufgenommen und ausgereift, dann tritt ſie an das Licht der Welt, dann iſt die Geburtsſtunde der Sünde da. Die Sünde aber, wenn ſie vollendet, gebiert den Tod. Sie zerrüttet die Seele, ſie zehrt am Mark des Lebens, ſie greift weiter und weiter wie eine gefährliche Krankheit, und ihr Ende iſt der Tod. Das ſind die Stufen des innern Lebens! Das iſt der Weg von der Geburt bis zum Tod! Die Luſt iſt noch nicht Sünde, die Sünde iſt noch nicht Tod. Aber wie raſch wird dieſer Lauf vollendet! Denn die böſe Luſt iſt noch zu Anfang nichts anderes als die niedere, ſinnliche Seite des Menſchen, welche herrſchen möchte über den Geiſt und die der Zeit nach voraneilt der Reife des Geiſtes, weil das Leben des Menſchen mit den Sinnen beginnt, und erſt allmählich und durch ſchweren Kampf hindurch zum Geiſt ſich erhebt. Sie iſt nicht unwiderſtehlich! Sie

führt nicht nothwendig zur Sünde! Sie kann und ſoll vielmehr niedergerungen werden vom Geiſt, und an einen jeden unter uns ergeht das Wort: Du aber laß ihr nicht den Willen, ſondern herrſche über ſie. Und doch iſt ihre Gewalt eine große und gefährliche da, wo wir nicht wachen und ringen mit allen Geiſteskräften. Deshalb ſo gefährlich, weil ſie zu Anfang ſo ungefährlich, ſo harmlos und natürlich erſcheint; weil ſie ſchon in dem Kinde beginnt. Es iſt ja nur noch ein kindiſches Gelüſt, nur noch das Spielen mit einem unerlaubten Wunſch, nur noch ein dunkles Verlangen, das ſich in uns regt, das wir uns ſelbſt in allen ſeinen Folgen nicht klar machen, das wir in ſeiner ganzen Niedrigkeit und Nichtigkeit uns nicht eingeſtehen. Und damit hängt dann weiter zuſammen die beſchwichtigende Ausrede, die Selbſtbelügung, welche ſich ſogleich an die böſe Luſt anſchließt. „Sollte denn das wirklich ſo unrecht ſein?“ ſprechen wir. „Sehen wir nicht Unzählige ganz ebenſo handeln, die ohne Strafe und mit Ehren durch die Welt gehen? Und iſt es nicht eine thörichte Gewiſſenhaftigkeit, beſonders tugendhaft ſein zu wollen und darum die Genüſſe ſich zu verſagen, welche die große Mehrzahl ohne Bedenken ſich erlaubt?“ Alſo redet die Schlange in dir, der Lügengeiſt, und du ſchaueſt, wie es von dem erſten Weibe heißt, den verbotenen Baum an, daß er lieblich anzuſehen und ein luſtiger Baum iſt und nimmſt von der Frucht und ißt. O, öfter wol liegt noch eine lange und ruheloſe Zeit zwiſchen der Luſt und dem Genuß; das iſt die Zeit, da die Sünde ausgetragen wird, bis zu ihrer Geburt; da ſie genährt wird durch das geheime, aber immer wieder aufſteigende Verlangen, durch die Phantaſie, die mit ihr ſpielt in einſamen Stunden und mit ſtillem Genuß ſich ausmalt, wie ſchön das alles ſei und wie das ganze Leben erſt ſeinen

Werth und ſeinen Reiz erhalte, wenn dieſer Eine Schritt gewagt werde, wie aber das ganze Leben todt und elend ſei, ſolange nicht dies Eine Gut gewonnen. Und wenn alſo das Gefühl ſchon im voraus geſchwelgt hat im Genuß und die Gedanken ſich gewöhnt haben an das ſtrafwürdige Thun, und das böſe Begehren gepflegt iſt früh und ſpät, und das Gewiſſen abgeſtumpft durch das leichtfertige Gerede, dann kommt es zur That, dann tritt die Sünde ein in die Welt und ſteht da, unwiderruflich und der Strafe gewiß! Darum heißt es: „Laß dich nicht gelüſten.“ Nicht als ob die Luſt ſchon die That wäre, aber weil ſie die unreine Quelle iſt, aus der die Ströme der Sünde fließen; weil ſie die abſchüſſige Bahn iſt, die ſicher in den Abgrund hinabführt.

Sie iſt noch nicht die That; — nein, Gottlob nicht, — unwiderſtehlich iſt ihre Macht nicht, es gibt noch eine Umkehr auch da, wo wir ſchon am Abgrund ſchweben; ſie iſt nicht wahr, jene Entſchuldigung: die Sünde war ſtärker als ich. Vielmehr gilt noch heute jenes Wort, welches an den erſten Brudermörder gerichtet wurde: „Die Sünde ruhet vor der Thür, aber laß ihr nicht den Willen, ſondern herrſche über ſie.“ Dies Wort ergeht an uns alle. Ueberwinde das böſe Gelüſte. Wende dein Ohr hinweg von der ſchmeichelnden Rede. Beflecke deine Phantaſie nicht mit den lüſternen Bildern. Schwelge nicht mit deinem Gefühl in den verbotenen Genüſſen. Mache dich nicht vertraut mit dem ſündigen Gedanken in heimlicher Stunde. Erhebe dich wie ein Mann. Stehe auf von der Schlaffheit der Sinne. Stärke dich durch die Arbeit des Tages, durch das ſtählende Gefühl der Pflichterfüllung, durch die Freude an dem Guten, welches unter deiner Hände Arbeit gedeiht. Wende dich in den ſchweren Stunden der Anfechtungen, da, wo du fühlſt, daß die Kraft zum Widerſtand er-

mattet, zu deinem Gott, rede zu ihm aus tiefſter Seele, flehe ihn an, daß er dich nicht verlaſſe auf den Wegen, auf denen du bis dahin deines Lebens Glück gefunden; ringe dich hindurch zu ihm, und laß ihn nicht eher, als bis er die böſen Gedanken verſcheucht und dich mit ſeinem ſtillen und reinen Geiſte geſegnet hat!

Und dann: Tritt ein in die Gemeinſchaft der Guten! Es iſt nicht wohlgethan, allein zu ſein; es reicht des Einzelnen Kraft nicht aus in den dunkeln Stunden; die böſen Geiſter weichen nicht von dem einſamen Lager!

Wol wendet mir mancher ein: das alles klingt recht ſchön und die Worte „laß dich nicht gelüſten" fließen ſo leicht von den Lippen, aber unendlich ſchwer, ja oft unmöglich iſt es, das Gelüſt, welches Sinne und Gedanken eingenommen und die Seele überwältigt hat, das Tag und Nacht mit ſeinen Bildern nicht von uns weichen will, abzuſchütteln wie einen böſen Traum. Der Unglückliche, von Kälte und Hunger gepeinigt, vermag es nicht, ſich des Gedankens zu erwehren, daß auch er ein Recht habe zu genießen, daß ihm ein Theil von dem Ueberfluß des Schwelgenden gebühre, und daß er nur die Hand auszuſtrecken brauche, um glücklich zu werden. Der von dem Zauber ſinnlicher Leidenſchaft Bethörte vermag ſich nicht zu trennen von dem Bilde, das ihn verfolgt, und ob er auch ſieht, daß er auf der Bahn des Verbrechens und Unglücks wandelt! Der, welcher einmal der verzehrenden Neigung des Trunks verfallen, vermag mit ſeinen erſchlafften Sinnen nicht wieder ſich aufzuraffen; die Luſt iſt mächtiger als der freie Wille, weil der Wille ſelbſt nicht mehr frei iſt! O, das iſt ein furchtbares Wort; aber wahr iſt es nicht! Es mahnt uns wol um ſo ſtärker, da ſchon der Luſt zu widerſtehen, wenn der Wille noch ſtark

und frei ist, und noch nicht erschlafft wurde durch das Buhlen mit ihr. Aber nie und nimmer, auf welche Stufe des Sinnenrausches wir auch hinabgesunken, hat der Wille seine Freiheit verloren, denn sie ist ein unveräußerliches Gut, eine unzerstörbare Kraft; in ihr leuchtet das Ebenbild Gottes, sie ist es, durch welche der Mensch sich unterscheidet vom Thier. Solange wir noch an eine sittliche Weltordnung glauben, an einen heiligen Gott, den Gesetzgeber und Richter dieser Welt, solange wir noch an ein Gewissen glauben, das im Verworfensten lebt und ihm das „Du sollst" zuruft, solange glauben wir auch, daß es einen freien Willen gibt, der nicht zerstört werden kann, und daß diesem gewaltigen und heiligen „Du sollst" ein ebenso starkes und gewisses „Du kannst" entgegentönt. Ja, wir müssen nur glauben an diese Freiheit, so haben wir sie auch, so können wir der bösen Lust ein Halt! zurufen auf dem Wege, wo wir auch stehen. Es ist nimmer zu spät; auch der verlorene Sohn vermag noch aufzustehen und umzukehren, zurück in das Vaterhaus!

Wie aber, meine Freunde, vermöchte ich diese Betrachtungen zu schließen, wie anders als mit jenen Worten, welche schon dem ersten Gebot hinzugefügt waren, die aber in Wahrheit alle gleichermaßen treffen und begleiten, und daher von unserm Luther in seinem Katechismus mit Recht als der Schluß der Zehn Gebote noch einmal wiederholt und an das Ende gesetzt sind.

Sie lauten: „Ich, der Herr dein Gott, bin ein eifriger Gott, der über die, so mich hassen, die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied; aber denen, so mich lieben, thue ich wohl bis ins tausendste Glied."

Ihr fragt wol: Gilt denn dies Wort noch heute? Oder

gehört es dem Alten Bunde an, der untergegangen, und den untergegangenen, vom Christenthum längst überwundenen Vorstellungen von einem eifrigen, zürnenden Gott? Ist nicht an die Stelle dieses dräuenden Jehovah der Vater der Menschen, an die des zürnenden Gottes der liebende und barmherzige getreten?

Ja wohl, so ist es! Und wir würden falsche und unwürdige Vorstellungen auf Gott anwenden, wollten wir von einem Zorneseifer bei ihm reden gegen die, welche ihn hassen sammt ihren Nachkommen, der seinem Liebeseifer entgegensteht. Wir sollen uns vielmehr ernstlich hüten, auch nur diese Worte „Zorn" und „Haß", die immer etwas von sinnlicher Schwäche und Aufregung an sich tragen, von Gott zu gebrauchen. Und auch darin ist sicherlich das Christenthum hinausgeschritten über die alten, jüdischen Vorstellungen von der Strafgerechtigkeit Gottes, daß der göttliche Lohn, welcher dem Guten, und die Strafe, welche dem Bösen zu Theil wird, nicht in äußern Gütern besteht, in Kinderreichthum, in Land und Heerden und Schätzen, daß er überhaupt nicht mit Händen zu greifen ist und sogleich auf dem Fuße nachfolgt, wie die Männer des Alten Bundes, die Psalmensänger, Hiob und die Propheten meinten. Aber dennoch liegt ein großer und wahrer Gedanke dieser Strafgerechtigkeit Gottes zu Grunde. Es gibt eine sittliche Weltordnung, die also gefügt ist, daß Sünde und Verderben, Tugend und Wohlsein in einem nothwendigen, wie Ring an Ring sich schließenden, unlösbaren Zusammenhange stehen! Und es gibt ferner eine Gemeinsamkeit der Menschen untereinander, der Familien, der Geschlechter, der Völker und ihrer Geschicke, vermöge welcher der Einzelne mit theilnimmt und mit zu tragen und zu büßen hat die Sünden und Fehler des Geschlechts und des Volks,

dem er angehört; eine Gemeinsamkeit, durch welche auch der Einzelne wieder, welcher eben kein Einzelner ist, sondern eingegliedert einer großen Kette, an den geistigen und sittlichen Reichthümern seines Volks, an den Heiligthümern seines Hauses, als einem fortwährenden Familienschatze theilnimmt, um wieder sein eigen Theil, das von ihm erworbene Geistesgut, den Seinen zu hinterlassen.

In dieser Haushaltung Gottes, in dieser unsern Augen so oft verborgenen, aber auch wieder plötzlich, wenn die Nebelschleier zerreißen, sich offenbarenden sittlichen Weltordnung, steht nichts allein, ist nichts ohne Folgen, wird jedes Sandkorn des Guten wie des Bösen mit auf die Wage der Ewigkeit gelegt, wirkt fort und fort neu erzeugend, jedes Böse zum Verderben, jedes Gute zum Heil. Es gibt kein wahreres Wort als das: „Die Sünde ist der Leute Verderben." Sie zerstört wie ein fressendes Gift alles, mit dem Innern beginnend, und auch das äußere Leben mit ergreifend. Sie zerstört Friede und Freude, Treue und Glauben, Freundschaft und Verwandtschaft, Ordnung und Wohlstand; denn sie ist ja der Geist der Auflösung, der Zerstörung, der Unordnung. Wir sehen das so oft nicht, weil wir eben nicht in das Innere dringen, weil wir blind sind mit sehenden Augen, weil, wenn im Innern alles schon verfault und niedergerissen ist, oft das Gebäude des äußern Glücks noch auf festen Pfeilern prangt, weil der Schritt der Vorsehung langsamer geht als unser kurzes Leben. Aber dennoch bleibt es unumstößlich wahr: der Sünde folgt die Strafe wie ihr schwarzer Schatten. Es gibt keine Sünde, die nicht gesühnt werden müßte. Wer mit den Sinnen sündigt, in Unmäßigkeit und Ausschweifungen, dessen Körper wird siech, sein Verstand stumpf und die Seele matt; der Tod kommt vor der Zeit. Wer Betrug übt, dessen

Gut gedeihet wol eine Zeit lang; aber es kommt der Tag, da sein guter Ruf untergraben wird, da das Vertrauen der Menschen ihn verläßt und er allein steht. Wer seine Kinder leichtfertig erzieht, der mag wol eine Zeit lang Freude an ihnen haben, dann aber folgt viel Herzeleid; im Innern der Frucht nagt der Wurm, der Sohn wird ihm ein Nagel zum Sarge, die Tochter ein Schandfleck! Das alles geschieht ganz natürlich und allmählich und unscheinbar, aber es ist zugleich von Gott also geordnet und diese Ordnung heißt, wie Jacobus sagt: „Die Sünde aber gebiert den Tod." Und da, wo der Ungerechte blüht und gedeiht, wo sichtbar das Glück ihm hold ist und alles gelingt, was er unternimmt, — auch da, wo wir das traurige Ende nicht schauen, sprechen wir: „Gottes Mühlen gehen langsam, aber sie mahlen fein."

Aber, so gewaltig und erschütternd und unwiderstehlich auch diese Strafgerechtigkeit Gottes, dieser nothwendige Zusammenhang von Sünde und Verderben ist, — größer und herrlicher und unerschöpflicher ist das Erbarmen Gottes und die Fülle seiner Gnade, die er über ganze Geschlechter ausschüttet, über Kinder und Kindeskinder! Wie er spricht: „Denen aber, die mich lieben und meine Gebote halten, thue ich wohl bis ins tausendste Glied." Das ist die Erbgnade, welche der Erbschuld entgegenwirkt, durch welche die Sünde aufgehalten und gebrochen und gesühnt wird und das Böse in Gutes gewandelt. Denn alle Sünde, und ob sie auch mit der Wucht ganzer Geschlechter auf uns laste, kann gesühnt werden, wenn wir Buße thun und umkehren und einen neuen Weg suchen, auf welchem wir selbst wandeln und die uns anbefohlen sind, mit uns ziehen. Zieht eine neue Furche, heißt es, und schauet nicht rückwärts, sondern

vorwärts! Also hat Christus die ganze abwärtseilende Menschheit mit emporgezogen aus dem unheilvollen Lauf, also soll ein jeder von uns ein Führer sein für die Seinen, ein geistiges Erbtheil hinterlassen für sein Haus, einen Segen, der fortwirkt bis ins tausendste Glied! Amen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.